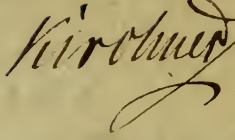
613 **Becker, G. W.**, neue Haus- u. Reise-Apothek od. medicin. Noth- u Hülfsbüchlein. Nebst einem Anhang Krankenspeisen. 2 Thle. Leipz 1803—06. Pp. (üb. 500 S.) 3.—



Das

Noth- und Hülfs-Büchlein

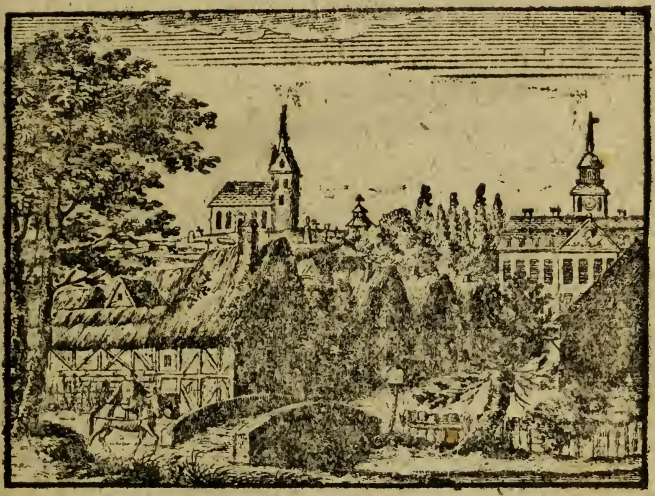
oder

lehrreiche

Freuden- und Trauer-Geschichte

des Dorfes

Mildheim.



Erster Theil.

Neue verbesserte Ausgabe.

Gotha,
in der Beckerschen Buchhandlung 1814.

RBR
Inv.
#641

Inhalt.

Capitel		Seite
1.	Was der Hauptmann von Mildheim und der Pfarrer Wohlgemuth vom menschlichen Leben halten	1 — 5
2.	Wie der Hauptmann von Mildheim gestorben, und was sich dabey für ein großes Unglück veroffenbaret	6 — 10
3.	Durch Schaden wird man klug. Der junge Hr. von Mildheim besinnt sich auf das Noth- und Hülfsbüchlein	11 — 14
4.	Was man thun soll, daß bey Sterbefällen die Leute nicht eher begraben werden, bis sie todt sind	15 — 19
5.	Was man mit Menschen vornehmen soll, von denen man nicht gewiß weiß, ob sie todt sind, oder nur scheintodt	20 — 26

Capitel Seite

6. Wie man Erfrorne wieder lebendig machen kann . . . . . 27 — 33
7. Wie das Noth- und Hülfsbüchlein den Mildheimern wohlgefallen . . 34 — 36
8. Testament des Hauptmanns von Mildheim . . . . . 36 — 40
9. Des Pfarrers Wohlgemuth Predigt am Geburtstage des sel. Hauptmanns von Mildheim . . . . . 40 — 55
10. Wie die zwölf ältesten Hausväter von Mildheim mit ihrem Herrn auf dem Schlosse zu Mittag essen . . . . . 56 — 61
11. Wie der junge Herr v. Mildheim auf Reisen gegangen, und was er für eine Verordnung hinterlassen . . . 62 — 66

Das Noth- und Hülfsbüchlein.

Erster Theil: Wie Bauersleute vergnügt leben können . . . . 69 — 246

Nr. 1. Was beym Brodbacken zu beobachten ist 71 — 76
2. Wie verdorbenes Getreide zu verbessern und gesundes Brod daraus zu backen sey . 76 — 79
3. Von den Kartoffeln . . . 80 — 90
4. Vom Zugemüse und dessen Aufbewahrung 90 — 94

Seite

Nr. 5. Vom Obst und dessen Nutzen . 95 — 103
6. Was beym Fleisch in Acht zu nehmen . . . . . 104 — 111
7. Vom Koch- und Trinkwasser . 112 — 116
8. Vom Bierbrauen . . . . 117 — 127
9. Vom Brod-Bier . . . . 127 — 130
10. Vom Obst- und Honigwein und andern Getränken . . . . . 131 — 139
11. Vom Branntwein und dessen Nutzen und Schaden . . . . . 140 — 146
12. Von der Unmäßigkeit im Essen und Trinken . . . . . 147 — 151
13. Vom Essig und dessen Nutzen . 151 — 155
14. Vom Syrup und Zucker . . 155 — 166
15. Vom Brenn- und Speise-Oel . 166 — 170
16. Von der Kleidung . . . . 171 — 179
17. Von der Wohnung . . . 180 — 189
18. Vom Heyrathen . . . . 189 — 194
19. Michel Wolfs Ehestandsgeschichte und Kinderzucht . . . . 194 — 199
20. Was dabey herauskommt, wenn Bauersmädchen sich mit vornehmen Herrn gemein machen . . . . 200 — 205
21. Angstbrief eines Wollüstlings und Verführers, auf dem Sterbebette geschrieben . . . . . 206 — 211

Seite

Nr. 22. Was noch ferner für Unheil aus Michel Wolfs schlechter Kinderzucht entstanden . . . . . 211 — 219

23. Wie eine geschickte und reinliche Hausfrau dazu hilft, daß Mann und Kinder gesund bleiben und ein hohes Alter erreichen . . . . . 219 — 225

24. Folgen der Unreinlichkeit und schlechten Kost . . . . . 226 — 230

25. Herrn Flinks Haus- und Gesinde-Ordnung . . . . . 230 — 237

26. Von der Ehre . . . . . 238 — 244

27. Von der Gemüthsruhe und dem Gewissen . . . . . 244 — 246

Zweyter Theil: Wie Bauersleute mit Ehren reich werden können . . . 247 — 322

Nr. 28. Was Wilhelm Denker für ein Mittel gewählt, zu einem kleinen Gute zu gelangen . . . . . 249 — 255

29. Wilhelm Denker besieht die Wirthschaft des klugen Bauers Kleinjogg 255 — 260

30. Wie Wilhelm Denker das Heimweh bekommen, seinen Abschied erhalten und eine eigne Haushaltung angefangen 261 — 265

Seite

Nr. 31. Wie Wilh. Denker den Ackerbau getrieben . . . . . 266 — 279

32. Wilhelm Denkers Unterricht vom Klee-Bau . . . . . 289 — 291

33. Dessen Unterricht von der Viehzucht 292 — 311

34. Wie Denker seine müssigen Stunden benutzt und zu einem Nebenverdienst angewendet . . . . . 311 — 317

35. Wie er seinen jährlichen Ueberschuß angelegt und gesparet, so daß er allmählich reich geworden . . . . . 318 — 322

Dritter Theil: Wie man sich in allerhand Nothfällen des Lebens helfen kann 323 — 532

36. Von der künstlichen Beschaffenheit des menschlichen Leibes, wie auch von der großen Kunst des Arztes und dem Betrug der Quacksalber und Marktschreyer 325 — 332

37. Wie man dem Arzte, wenn er nicht im Orte wohnt, Bericht von einem Kranken geben soll . . . . . 333 — 338

38. Was man bey entstandenen Krankheiten nicht thun soll, wenn es der Arzt nicht verordnet . . . . . 339 — 342

39. Lebens-Ordnung und Verhalten bey Krankheiten . . . . . 343 — 347

Seite

Nr. 40. Lebens-Ordnung für Genesende, wenn die Krankheit vorüber ist . . 348 — 351

41. Was man thun soll, daß bey Sterbefällen die Leute nicht eher begraben werden, als bis sie wirklich todt sind 15 — 19

42. Was man mit Menschen vornehmen soll, von denen man nicht gewiß weiß, ob sie todt sind, oder nur scheintodt . 20 — 25

43. Wie man Erfrorne wieder lebendig machen kann . . . . . 27 — 33

44. Der Verfasser dieses Büchleins ertrinkt beynahe in der Mulde, und was man hätte thun müssen, ihn wieder lebendig zu machen. Desgleichen von der Wassersnoth überhaupt . . . 352 — 361

45. Wie man Leute, die von Kohlen- und andern Dünsten erstickt sind, wieder zum Leben bringt. Desgleichen von Basilisken und der Kunst Geister zu citiren. 361 — 367

46. Wie man erhenkte oder erwürgte Menschen wieder lebendig macht . 368 — 372

47. Von giftigen Gewächsen . . 372 — 374

48. Von betäubenden Giftpflanzen . 375 — 383

49. Von betäubend-scharfen Giftgewächsen . . . . . 383 — 388

Seite

Nr. 50. Von scharfen Pflanzengiften . 388 — 391
51. Von giftigen Schwämmen . . 391 — 393
52. Von andern giftigen Dingen, welche Menschen und Vieh krank machen und tödten können . . . . . 393 — 402
53. Von tollen Hunden und den Mitteln gegen ihren gefährlichen Biß . 403 — 411
54. Von Ottern, Kröten, Spinnen, Wespen, Bienen und andern Thieren, deren Biß oder Stich gefährlich ist . 411 — 417
55. Von Verwundungen durch Schlagen, Stoßen, Fallen, Quetschungen, Verbrennen, Frostschaden und dergleichen . . . . . 418 — 427
56. Von den Kinder-Blattern oder Pocken . . . . . 427 — 440
57. Von den Masern, Rötheln, dem Scharlachfieber und der häutigen Bräune 440 — 444
58. Von der Ruhr und andern ansteckenden Seuchen . . . . . 444 — 451
59. Von der Noth des Viehes . . 451 — 472
60. Vom Unkraut, Ungeziefer und anderer Feld- und Garten-Noth . . 472 — 482
61. Von Abwendung der Hungersnoth, nebst Rathschlägen, wie man sich in Mißjahren helfen soll . . . . 483 — 494

Seite

Nr. 62. Von Gewittern, und wie man sich dabey verhalten soll . . . . 495 — 501
63. Feuer-Katechismus . . . . 502 — 510
64. Von Kriegsnoth, Streitigkeiten und Processen . . . . . 511 — 519
65. Von eingebildeter falscher Noth 519 — 532

Freuden-

Freuden- und Trauer-Geschichte

des Dorfes Mildheim.

Erstes Capitel.

Was der Hauptmann von Mildheim und der alte Pfarrer Wohlgemuth von dem menschlichen Leben halten.

Ein reicher Edelmann, Herr von Mildheim genannt, welcher in seiner Jugend unter den Preußen bis zum Lieutenant gedient, und den Abschied als Hauptmann erhalten hatte, lebte auf seinem schönen Rittergute, dazu ein ansehnliches Dorf gehört, welches auch Mildheim heißt. Seine Speisekammer und sein Keller waren reichlich versehen, und er hatte einen sehr geschickten Koch: aber, wegen seiner geschwol-

lenen und lahmen Füße, durfte er unter zehnerley Gerichten kaum eins genießen, keinen Wein trinken und mußte oft Wochen lang das Bett hüten. Er war zweymal verheyrathet gewesen, und hatte von seiner ersten Frau einen Sohn, der auf der Universität studierte, und eine Tochter. Die zweyte Frau war während ihrer ersten Schwangerschaft plötzlich gestorben, als sie von einem Gastmahl und Tanze nach Hause fuhr. Diesen Todesfall zog sich dieser Herr sehr zu Gemüthe; und weil er nun ganz allein war, so las er oft in Büchern, oder saß in seinem Lehnstuhl, und besann sich wieder auf alles, was er in seinem Leben in fremden Ländern und an den fürstlichen Höfen, wie auch unter den Soldaten gesehen und gehöret hatte. Dabey erinnerte er sich auch an alles, was er von Jugend auf selbst gethan hatte, und es reuete ihn manches so sehr, daß er wünschte, es lieber nicht gethan zu haben. Aber zuletzt gingen seine Gedanken immer dahin aus: daß es ein elend jämmerlich Ding sey um aller Menschen Leben. Wurde ihm nun die Zeit gar zu lang, so ließ er den Pfarrer des Dorfs, einen alten ehrlichen Mann mit einem eisgrauen Kopfe, Namens Wohlgemuth, zu sich kommen. Mit diesem sprach er bey einer Pfeife Tabak über die Zeitungen, oder was sonst Neues vorfiel, und da mußte der Herr Pfarrer alles frey heraus sagen, wie ers meynte. Gemeiniglich aber brachte der Herr von Mildheim das Gespräch auch darauf: daß es ein elendes Leben in der Welt sey, und daß der Mensch, er sey reich oder arm, vornehm oder gering, sehr vielen Jammer auszustehn habe. Dabey berief er sich auf seine lahmen Füße, die ihn so sehr schmerzten, daß er bey allem Geld und Gut täglich nichts recht genießen könne und manche Nacht schlaflos zubringen müsse. Von seinem ganzen Leben an den fürstlichen Höfen und bey der Armee, auch in

seinem

seinem zweymaligen Ehestande, erzählte er so viel Uebels, daß alle die Lustbarkeiten, die er mitgemacht hatte, nichts dagegen waren. Auch führte er den weisen König Salomo zum Zeugen an, welcher im Prediger-Buche im ersten Capitel sagt: „Ich sahe an alles Thun, das unter der Sonne geschieht: und siehe, es war eitel und Jammer.“ Dagegen wandte ihm der Herr Pfarrer ein: der liebe Gott habe doch alles sehr gut erschaffen. „Sehen Sie nur, gnädiger Herr, sagte er, das Vieh auf Ihrem Hofe herumspringen, wie es so lustig ist, wenn es sein Futter hat! Die Vögel im Walde singen vor Vergnügen, die Bienen sumsen in der Luft, die Fische spielen im Wasser, und die kleinste Mücke fliegt lustig im Sonnenschein herum, und freut sich darüber, daß sie lebt: warum sollte denn Gott die Menschen allein zur Qual und Marter erschaffen haben, die er lieber hat, als alle Thiere? Nein, glauben Sie mir, wenn es uns Menschen schlimmer gehen sollte, als den Thieren, so müßten wir selbst Schuld daran seyn. Denn, der gütige Gott hat es uns an nichts fehlen lassen, das zu unsrer Zufriedenheit gehört. Aber wir vergrößern oft die kleinsten Leiden und Schmerzen, die wir auszustehen haben, indem wir sie uns schlimmer vorstellen, als sie sind, und nicht bedenken, daß sie zu unserm wahren Besten dienen.“ Solche Vorstellungen that ihm der fromme Pfarrer oft. Der Herr von Mildheim erzählte dann, wie er sein Leben lang so viele tausend Menschen gekannt habe, welche alle mißvergnügt und des Lebens müde gewesen wären; und zwar Könige und Fürsten, Reiche und Große oft noch mißvergnügter, als die Bettler, die das Brod vor den Thüren suchten, und die gelehrtesten Leute unzufriedener, als die ungelehrten. Dieses konnte der Herr Pfarrer freylich nicht läugnen, weil es wirklich wahr

ist. Er blieb aber doch dabey: wenn nur jeder in seinem Stande immer thäte, was recht und gut ist: so könnten alle Menschen vergnügt und glücklich leben. Er wußte dieses auch so schön zu erklären, daß ihm der Edelmann zuletzt Recht geben mußte, und aus der folgenden ganzen Geschichte wird man sehen, daß er auch wirklich Recht hatte.

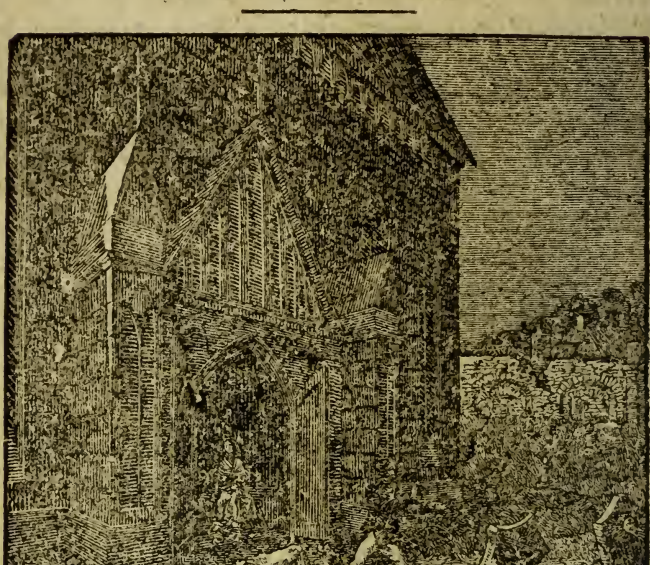
Zu andern Zeiten sprachen sie davon: ob es nicht viele Menschen in der Welt gäbe, die man wohl entbehren und das, was sie verzehrten, andern geben könne; indem oft unnütze und träge vornehme Leute Ueberfluß hätten, und dagegen mancher arbeitsame Bürger und Bauer Noth leiden müsse? Denn der Herr von M. war darüber auch oft verdrüßlich, daß er sein Leben lang immer alles vollauf gehabt hatte, ohne eine besonders nützliche Arbeit für andre Menschen zu verrichten. Der Herr Pfarrer meinte dagegen: es sey eine sehr schöne Einrichtung Gottes, daß es so vielerley Stände in der Welt gebe. Es müßten Regenten, Räthe, Beamten, Soldaten, Kirchenlehrer, Schullehrer, Aerzte, Kaufleute, Künstler, Handwerker und Bauern, auch Reiche und Arme unter einander seyn: damit einer dem andern helfe, einer dies, der andere jenes verrichte, so daß sie alle ein vergnügtes Leben führen könnten, und daß keinem etwas an seiner Nothdurft abgehe. So sprachen sie hin und her über die Sache. Weil aber der Herr von Mildheim in seiner Jugend nicht fleißig über das menschliche Leben nachgedacht, und als Soldat sich nicht mit dem Studieren abgegeben hatte: so blieb er dem gelehrten Herrn Pfarrer manche Antwort schuldig. Er merkte auch wohl, daß seine beständige Traurigkeit mit davon herkäme, daß er die Absicht, wozu der Mensch erschaffen ist, und die Mittel, ein frohes Gemüth zu haben, in der Jugend nicht recht erlernet

hätte.

hätte. Er dachte daher: was du nicht kannst, soll doch dein Sohn lernen, und ließ diesen erst durch einen geschickten Informator, und hernach auf der Universität recht fleißig unterrichten. Und weil er wohl wußte, daß Selbstsehen besser ist, als Hörensagen: so verordnete er, als seine Zeit zum Sterben kam, noch in seinem Testamente, wie sein Sohn das Thun und Lassen der Menschen und die Ursachen, warum so viele nicht recht glücklich sind, erforschen, und sich nicht blos auf die Beschreibungen davon in den Büchern verlassen sollte.

Zweytes Capitel.

Wie der Herr Hauptmann von Mildheim gestorben und begraben worden, und was sich dabey für ein großes Unglück veroffenbaret.



Die beständige Traurigkeit des Gemüths war nun mit Ursache, daß der Herr von Mildheim den Tod seiner zweyten Gemahlin kaum ein halbes Jahr überlebte. Er starb aber am Podagra, welches in den Leib zurück schlug, als er einmal, wider die Vorschrift des Arztes, in feuchter Witterung auf die Jagd gegangen war. Sein Sohn kam noch vor seinem Ende von der Universität zurück, und drückte ihm die Augen zu. Er betrübte sich auch über seinen Tod, wie sich ein guter Sohn über einen guten Vater zu betrüben pflegt: denn

denn der alte Herr hatte ihn, als seinen einzigen Sohn herzlich geliebt, und der Sohn liebte ihn wieder von ganzem Herzen. Ehe nun die Beerdigung geschahe, ging der Küster mit dem Todtengräber in das adelige Erbbegräbniß, um darin einen Platz für den Sarg zurecht zu machen. Und als sie die Thür vom Gewölbe aufthaten, stürzte der Küster im Augenblick zu Boden, vor Schrecken und Entsetzen über die schreckliche Gestalt, die ihm ins Auge fiel. Der Todtengräber erschrack so sehr über den Fall des Küsters, daß er nicht gleich sahe, was es war: aber da er die Augen wieder aufrichtete, sah ers auch, und fing an, an allen Gliedern zu zittern, wie Espenlaub, und die Haare auf dem Kopfe standen ihm zu Berge. Die verstorbene Frau Hauptmännin saß nämlich leibhaftig in ihrem weißseidenen Sterbekleide auf einem Sarge. Mit dem Rücken lehnte sie an der Mauer des Gewölbes, und auf ihrem Schooße lag etwas, wie ein Gerippe von einem kleinen Kinde. Das lange weiße Todtenkleid war mit Blut befleckt, und das Gesicht war grausam entstellt. Der Todtengräber ließ den Küster, der in Ohnmacht gefallen war, liegen, wo er lag, und wankte bis zum nächsten Leichensteine; weil ihn seine Füße nicht weiter trugen; so starr und steif hatte ihn der Schreck gemacht. Unterdessen kam des Küsters Hund herzugelaufen; der heulte und bellte jämmerlich, da er seinen Herrn wie todt auf der Erde liegen fand, und die weiße Gestalt in dem dunkeln Gewölbe sahe. Durch dies Bellen des Hundes kam endlich der Küster wieder zu sich selbst, und lief nun, was er konnte, nach dem Schlosse, die Sache zu melden. Vor Stottern und Stammeln konnte er aber nichts heraus bringen, als die Worte: „Ach die selige gnädige Frau im Gewölbe! — Gott erbarme sich!“ — Der Schloß-Verwalter, der keine Gespenster glaubte, nahm daher

geschwind

geschwind etliche Leute mit sich und ging hin, zu sehen, was es wäre. Und da fanden sie mit großer Betrübniß und Entsetzen, daß es wirklich der todte Leichnam der vor einem halben Jahre, während ihrer Schwangerschaft, plötzlich verstorbenen Frau Hauptmännin war. Der Verwalter und alle, die bey ihm waren, schrieen: Ach! daß es Gott im Himmel erbarme! die liebe selige Frau! und weinten und schluchzten laut, da sie merkten, wie es zugegangen seyn müsse, daß sie aus ihrem Sarge gekommen, und aufrecht da saß. Sie war nämlich nicht wahrhaftig todt gewesen, als man sie begraben hatte: sondern sie hatte nur in einer starken Ohnmacht gelegen; wie es denn Exempel gibt, daß solche Ohnmachten drey, vier Tage und drüber anhalten. Im Gewölbe war sie hernach wieder zu sich selbst gekommen; in der Angst und Verzweiflung hatte sie sich das Gesicht und die Arme zerkratzt, und nachdem sie endlich den Deckel vom Sarge herabgebracht und herausgestiegen war, hatte sie vermuthlich vor Schrecken und Furcht eine unzeitige Geburt gehabt, und war darnach vor Schwachheit, und weil ihr niemand zu Hülfe kam, gestorben. Dieses mußte des Nachts geschehen seyn; indem sich niemand im Dorfe erinnerte, um jene Zeit ein Klopfen oder Schreyen in der Gegend der Kirche gehört zu haben: wiewohl auch diese ziemlich weit abwärts von den Häusern auf einer Anhöhe liegt. Weil der Sarg, auf den sie sich gesetzt hatte, eben in einer Ecke des Gewölbes stand: so war ihre Leiche hernach im Tode nicht umgefallen, sondern aufrecht sitzen geblieben, und sah desto fürchterlicher aus. Die Nachricht von diesem grausamen Unglück lief nun bald durchs ganze Dorf, und alles schrie und wehklagte darüber, daß die liebe gnädige Frau so ein schreckliches und jämmerliches Ende habe nehmen müssen. Der alte Herr Pfarrer weinte wie ein Kind, und

dachte

dachte wieder an den Spruch, den der selige Herr so oft gesagt hatte: ich sahe an alles Thun unter der Sonne, und es war alles eitel und Jammer. Denn er hatte selber ihre Heyrath mit dem Hauptmann von Mildheim gestiftet: weil die Selige eine brave christliche Person und von vornehmen Adel, aber eine so arme Waise war, daß sie bey ihren Anverwandten das Gnadenbrod essen mußte. In ihrem Ehestande war es ihr nun recht wohl gegangen; der Herr von Mildheim hatte sie, ihrer Sittsamkeit und Tugend wegen, recht herzlich geliebt: darüber hatte sich der alte gute Pfarrer in seiner Seele gefreuet, und nun hatte die unglückliche Frau eines so erbarmenswürdigen Todes sterben müssen. Der junge Herr wollte sich nicht zufrieden geben über dieses große Unglück, und aß vor Traurigkeit in zwey Tagen keinen Bissen. Denn er hatte seine Stiefmutter lieber gehabt, als manche Kinder ihre rechte Mutter haben, und sie hatte ihm auch so liebreich begegnet, als ob er ihr rechter Sohn wäre. Jedoch brachte ihn der Herr Pfarrer, der bey seinem Troste selbst bitterlich weinte, endlich durch christliches Zureden dahin, daß er wieder aß und trank. Noch an dem Abend, da das Begräbniß des verstorbnen Herrn geschahe, stellte er ihm unter andern vor: Gott habe dieses große Unglück wohl deswegen geschehen lassen, damit er und das ganze Dorf darauf merken, und keinen Menschen wieder begraben lassen sollten, ehe man gewiß versichert wäre, daß er wirklich todt sey. Denn, so mache es der gute Vater im Himmel oft, daß er ein Unglück geschehen lasse, nicht um die Menschen, die es trifft, dadurch zu strafen, sondern die andern, die es nicht trifft, zu warnen, daß sie dem Unglück ein andermal zuvorkommen sollen. „Aber, sagte der junge Herr von Mildheim, was hatte denn meine liebe brave Mutter verschuldet, daß

dies

dies entsetzliche Unglück eben über sie kommen mußte? Es sterben ja so viel andere, gemeine Leute im Dorfe?" — Fassen Sie sich, gnädiger Herr! antwortete ihm der brave Pfarrer: — Gott ist eben so weise, als er gütig ist. Sehen Sie! die Särge der gemeinen Leute werden in den Gräbern so schwer mit Erde bedeckt, daß sie nicht herauskommen können, sondern elendiglich darin ersticken müssen, und daß man es also nicht gewahr wird, wenn einer im Grabe wieder aufwacht. Im adeligen Leichengewölbe konnte dieses aber leichter bemerkt werden, und darum hat es Gott wohl geschehen lassen. Mir schaudert die Haut, wenn ich denke, daß vielleicht schon mancher von unsern Nachbarn so lebendig begraben worden ist. Aber doch sey Gott gelobet und gedankt, daß er uns nun die Augen geöffnet hat! Das muß sie trösten, lieber Herr, daß Ihre selige Frau Mutter eine fromme gute Christin war, die gewiß einen schönen Tod gehabt hat, und daß sie sich nun im Himmel darüber freuen wird, wenn ihre letzte martervolle Stunde hier auf Erden Ursache ist, daß von nun an hier im Dorfe, und vielleicht in der ganzen Gegend, alle Menschen vor solchem Unglück bewahret bleiben. „Und wie soll das geschehen? fragte der junge Herr." Das verdient, daß wir recht sorgfältig darüber nachdenken, versetzte der Pfarrer, und dazu möchte jetzt nicht Zeit genug vorhanden seyn, weil der Leichenwagen schon angespannt ist. Darauf begleiteten sie den Leichnam des seligen Herrn in aller Stille zum Grabe, und schieden traurig von einander.

Drittes Capitel.

Durch Schaden wird man klug. Der junge Herr von Mildheim besinnt sich auf das Noth- und Hülfsbüchlein.

Des andern Tages, nachdem der Leichnam der seligen Frau von Mildheim wieder ordentlich in den Sarg gelegt, und der verstorbene Herr zwischen seinen beyden Frauen in dem Gewölbe beygesetzt war, wie ers verordnet hatte: so ging der Herr Pfarrer zu dem jungen Edelmann und besprach sich mit ihm darüber, wie sie das einrichten wollten, daß niemand mehr lebendig begraben werden könnte. Bey dieser Gelegenheit kamen sie auf allerhand andere Unglücksfälle zu sprechen, welchen der Mensch durch Vorsicht und Ueberlegung entgehen, oder aus welchen er sich, mit dem christlichen Beystand Anderer, wieder heraushelfen kann, wenn er darein gerathen ist. Alle beyde bedauerten sehr, daß die Landleute bey solchen Gelegenheiten oft allein deswegen den größten Schaden leiden müssen: weil sie nicht wissen, wie sie sich helfen sollen, und weil sie zu wenig Lust und Muth haben, guten Rath anzunehmen; besonders, wenn man ihnen neue Mittel vorschlägt, die sie nicht von ihren Vorfahren gelernt haben. Ueber diesem Gespräch fiel dem jungen Herrn ein, daß er ein gar besonderes Buch von der Universität mitgebracht habe, welches das Noth- und Hülfs-Büchlein heiße, und worin allerhand Mittel gegen die Unfälle, die dem Menschen und dem Vieh begegnen, beschrieben wären. Dieses suchte er hervor, um zu sehen, ob nicht auch darin stände, wie man es verhindern solle, daß die Gestorbenen nicht eher begraben würden, bis man sicher sey, daß sie im Grabe nicht wieder aufwachen könnten? Und sie fanden nicht allein dieses in dem Noth- und Hülfs-

Büch-

Büchlein, sondern auch viel mehr Dinge, welche, wie der Herr Pfarrer meinte, seinen Zuhörern sehr nützlich seyn könnten. Sie beschlossen daher, nach einigen Tagen die Gemeinde zu versammeln, und ihr fürs erste das Capitel von den Begräbnissen daraus vorzutragen, und dann zu hören, ob die guten Leute wohl gewilligt seyn möchten, sich das ganze Büchlein bekannt machen zu lassen. Der Herr Pfarrer Wohlgemuth hatte sonst schon die Gewohnheit, daß er dazu ging, wenn die Hausväter der Gemeinde zusammen kamen, sich über wichtige gemeine Angelegenheiten zu berathschlagen, und die Gemeinde sah dieses recht gern: weil er als ein erfahrner Mann oft guten Rath zu geben, und durch sein liebreiches Wesen die Gemüther in Einigkeit und Friede zu erhalten wußte. Diesmal trat er nun auf und that folgende Anrede an die versammelten Hausväter.

Meine lieben Freunde!

Unser junger gnädiger Herr hat mir aufgetragen, Euch heute in seinem Namen etwas zu melden, das Ihr recht bald und willig Ihm und Euch selbst zu Liebe thun sollet. Ihr wißt es alle, was wir leider! Gott erbarm es! für ein Unglück an der seligen gnädigen Frau erlebet haben. Wer nur einen Funken von Menschenliebe und von Christenthum hat, dem muß die Haut schaudern vor Entsetzen, daß es ihm einmal eben so gehen, oder daß er seine Frau, sein Kind, seinen Vater oder Mutter noch lebendig unter die Erde bringen möge; wo sie dann eines jämmerlichern Todes sterben müssen, als die armen Sünder auf dem Rade, oder am Galgen. Gott bewahre uns in Gnaden, daß dieses bey uns nicht wieder geschehen mag! Ihr sehet aber an dem Exempel der seligen Frau von Mildheim,

heim, daß es geschehen kann. Ich habe daher das gute Zutrauen zu Euch, daß ihr den Vorschlag, den Euch der gnädige Herr durch mich thun läßt, ein so großes Unglück in Zukunft zu verhüten, gern annehmen werdet. „Lieber Herr Pfarrer, fiel ihm hier der Schulze, Anton Schmidt genannt, in die Rede: wir wollen gern alles thun, damit wir nicht in so große Sünde und Unglück fallen; wenns auch der Gemeinde etwas kosten sollte!" — Mit den Kosten hat es hierbey nichts zu sagen, versetzte der Herr Pfarrer: es kommt blos darauf an, daß wir von der bisherigen Gewohnheit abgehen, die Verstorbenen gleich nach ein oder zweymal 24 Stunden zu begraben, und daß wir keinen eher unter die Erde bringen, bis man gewiß ist, daß er todt sey; da es denn mit gutem Gewissen geschehen kann.

„Aber, lieber Herr! sagte ein Vorsteher der Gemeinde: wer kann das auf seine Seele nehmen? Wir verstehen ja das nicht, was dazu gehört, daß man gewiß wisse, ob ein Mensch recht todt sey, oder nicht? Und wenns auch unser Bader verstände, der wird es nicht unter einem Gulden thun, und für arme Leute hält es schon schwer, die Begräbnißkosten zusammen zu bringen." — „Ihr habt Recht, Freund, es muß den Angehörigen des Verstorbenen, die schon mit der Krankheit viel Kosten und Versäumniß gehabt haben, nicht einen Pfennig mehr kosten. Die Sache ist aber von der Beschaffenheit, daß jeder verständige Hausvater, wenn er etwa noch einen Nachbar zu Rathe zieht, das dabey Nöthige selbst besorgen und sein Gewissen verwahren kann: wenn er nur die Vorschrift befolgt, die ich euch jetzt bekannt machen will. Diese Vorschrift steht in einem Buche, das der junge Herr von der Universität mitgebracht hat, und welches ein ganz besonderes Buch ist, voll lauter Geschichten und

Mittel

Mittel, wie man sich in allerhand Unglücksfällen durch Rath und That helfen kann, mit vielen schönen Bildern geziert. Auswendig ist es genannt: Das Noth- und Hülfs-Büchlein. Darin steht, in der 41 und 42sten Nummer, deutlich beschrieben, wie mans machen soll, daß kein Mensch begraben werde, der nicht recht todt ist."

Die Leute wollten nun diese Vorschrift gern hören, und der Herr Pfarrer las sie ihnen vor, wie sie hier folget.

Viertes Capitel.

Die Vorschrift aus dem Noth- und Hülfsbüchlein: No. 41. was man thun soll, daß bey Sterbefällen die Leute nicht eher begraben werden, als bis sie wirklich todt sind.

Bis ich todt bin, begrabt mich nicht!
Sonst klag' ich es vor Gott's Gericht.

Man hat leider! gar viele und klägliche Exempel, daß Leute sind begraben worden, welche nicht wahrhaftig todt waren; sondern nur in tiefen Ohnmachten lagen und scheintodt waren. Ein Mensch ist nämlich nicht gleich todt, wenn er nicht mehr hört, nicht sieht, sich nicht bewegt, und nicht mehr Athem holt. Er kann

ganz kalt, starr und steif seyn, und lebt doch noch. Er kann sogar blaue Flecken am Leibe haben und die Augen können ihm gebrochen seyn, und ist doch nicht todt. Solche tiefe Ohnmachten entstehen, wenn das Blut aufhört in den Adern zu fließen, und wenn das Herz und der Puls still steht: aber da ist der Mensch noch nicht wirklich todt, sondern nur scheintodt. Er stirbt alsdann erst, wenn das Blut in seinen Adern gerinnt, und sich scheidet, wie saure Milch: da geschiehet erst der rechte Tod. Bey jungen Leuten geschieht es nun öfter, als bey alten, daß sie aussehen, als wären sie todt, und sind es nicht. Doch ist zu Waltershausen im Sachsen-Gothaischen auch eine Frau von 70 Jahren wieder erwacht, als sie schon abgewaschen und als Leiche angekleidet werden sollte. Ihr Schwiegersohn wollte mit Hülfe einer Nachbarin die Leiche aus dem Bette heben. Da sagte die Nachbarin: er solle sie bey der großen Fußzehe anfassen; weil man den Glauben hat, die Todten kämen nicht wieder, wenn man es so mache. Ob nun wohl kein Todter, der wirklich todt und begraben ist, wieder kommen kann: so that es der Mann doch. Und siehe da! was geschieht? Die alte Mutter richtet sich auf, und streckt ihre Arme nach dem Schwiegersohne aus, der vor Schrecken fast zu Boden sinkt. Sie lebte nun noch drey Tage, ehe sie wirklich starb. Diese Frau wäre also gewiß im Grabe wieder aufgewacht, wenn man sie zu bald begraben hätte, welches aber im Sachsen-Gothaischen von der Obrigkeit verboten ist.

Die Krankheiten, bey welchen der Mensch so sehr von Sinnen kommen und ohnmächtig werden kann, als ob er todt wäre, sind Schlagflüsse, Stickflüsse, Blutflüsse, fallende Sucht, Starrsucht, Schlafsucht, Mutterbeschwerden, Milzsucht, Darmgicht, Pest und andere. So auch, wenn Mutter oder Kind über der

Geburt

Geburt oder gleich darnach verscheidet, oder wenn die Mutter stirbt, ehe sie gebohren hat, da das Kind noch leben kann. Am öfterstten geschieht es aber, wenn Leute, die sonst gesund sind, plötzlich ums Leben kommen, es sey durch innerliche Zufälle, oder durch äußerliche. Daher denn auch ertrunkene, erhenkte, von bösen Dünsten erstickte, vom Blitz getroffene, erfrorne, vor Freuden oder Schrecken gestorbene, schwer gefallene, oder an einer Wunde verblutete Personen nicht für todt, sondern nur für ohnmächtig zu halten sind, bis man ordentlich probirt hat, ob sie noch Leben in sich haben. Auch muß man besonders vorsichtig bey solchen seyn, welche sonst zu Zeiten Ohnmachten gehabt haben.

Es gibt aber kein ganz gewisses Zeichen des wirklichen Todes, als den faulen Todtengeruch, den jedermann unterscheiden kann, und, wenn dieser sich einstellt, fangen die Leichen auch an, zu gähren, so daß Schaum vor den Mund tritt, und schwarzblaue Flecken am Leibe zum Vorschein kommen. Dieses muß man bey jedem Verstorbenen abwarten, ehe man ihn begräbt: aber länger braucht man nicht zu warten. Wenn sich diese Zeichen auch schon etliche Stunden nach dem Absterben einstellen, so ist der Tod doch gewiß.

Damit nun kein Mensch begraben werde, ehe diese Zeichen wirklich da sind, so muß

1) jeder Hausvater, der kein Mörder an den Seinigen werden will, selbst darauf sehen, daß aus seinem Hause keine Leiche eher hinaus getragen werde, bis sie anfängt, nach der Verwesung und Fäulniß zu riechen.

2) Damit man in der Zeit, bis die sichern Zeichen des Todes kommen, die Kranken nicht etwa aus Unvorsichtigkeit ums Leben bringe: so muß man ihnen, wenn es scheint, als wollten sie sterben, ja nicht das Kopfkissen wegziehen. Dieses ist eine sehr schlimme Gewohnheit. Denn, mancher stirbt alsdann, weil das Blut mehr nach dem

Kopfe zu treibt, an einem Schlagflusse, der sich wieder erholt hätte, wenn man ihm das Kopfkissen gelassen hätte.

3) Man muß einen Kranken, mit dem es wirklich aus zu seyn scheint, doch nicht gleich den Augenblick aus dem Bette nehmen, und wenns Winter ist, aus der Stube hinaus bringen: sondern man muß ihn 3 bis 4 Stunden noch im Bette warm zugedeckt lassen.

4) Ist ihm nun beym Absterben allmählich die Nase spitzig worden; sind ihm die Schläfe eingefallen, die Augen tief in den Kopf gesunken, die Ohren kalt worden; ist die Haut auf der Stirn hart und gespannt, und die Farbe schwärzlich oder bleich geworden: so mag man ihn nach 3 oder 4 Stunden abwaschen und aufs Stroh legen, und nun warten, bis der faule Todtengeruch kommt, ehe man ihn begräbt.

5) Sieht aber ein Verstorbener im Gesichte noch ziemlich unverändert aus, oder ist er schnell gestorben: so muß man ihn nicht eher aus dem Bette nehmen, bis man probirt hat, ob noch Leben in ihm sey, und ob es wieder erregt werden könne. Deswegen muß man auch den Arzt oder Wundarzt nicht abweisen, wenn die Kranken todt zu seyn scheinen: sondern man muß diese vielmehr nun erst herbeyrufen, daß sie zusehen, ob es der rechte Tod ist, und in zweifelhaften Fällen anordnen, wie man die Proben machen soll. Sind diese gemacht und helfen nicht: so wartet man mit der Beerdigung doch noch, bis die oben beschriebenen Zeichen des Todes, nämlich der Geruch und die schwarzblauen Flecken kommen; wenn es auch mehrere Tage dauern sollte.

6) Um dabey ganz sicher zu gehen, darf der Pfarrer keine Beerdigung vornehmen oder geschehen lassen, ohne vorher durch ein von einem Arzte oder Wundarzte ausgestelltes schriftliches Zeugniß vom wirklichen Tode der Leiche versichert zu seyn. Ist aber kein Arzt am Orte oder in der Nähe: so kann der Pfarrer selbst, aus christlicher Liebe, mit Zuziehung eines verständigen Gemeindegliedes, die Beschauung der Leiche verrichten, und muß dann im Kirchenbuche anmerken, daß und wie solche geschehen sey.

7) Die sogenannten Todtenfrauen oder Seelfrauen, welche die Leichen abzuwaschen pflegen, müssen von den oben beschriebenen Kennzeichen des wahren Todes unterrichtet und darauf verpflichtet seyn, die hinterlassenen Verwandten und Hausgenossen sogleich darauf aufmerksam

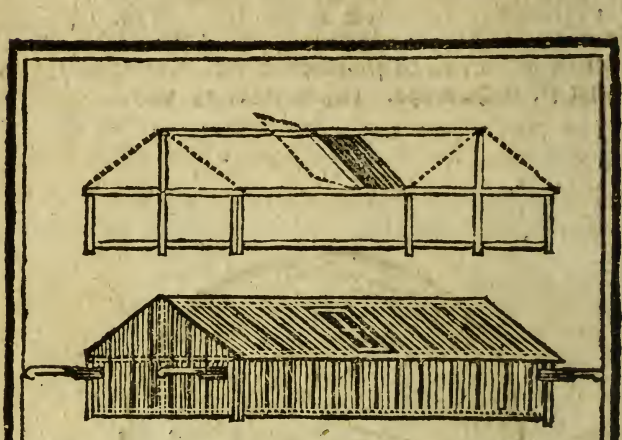
zu

zu machen, wenn sie finden, daß die verstorbene Person vielleicht nicht wirklich, sondern nur scheintodt sey.

8) Es ist ein löblicher Gebrauch, auf dem Gottesacker die Särge, ehe sie eingesenkt werden, noch einmal zu öffnen, und die Todten von den Begleitern anschauen zu lassen, um desto gewisser zu seyn, daß sie todt sind; nur darf dieses nicht geschehen, wenn sie eine ansteckende Krankheit gehabt haben. Der Pfarrer kann dabey sprechen: Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras. Er blühet wie eine Blume auf dem Felde. Wenn der Wind darüber gehet, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennet sie nicht mehr. (Ps. 103, v. 15. 16.)

Fünftes Capitel.

Der Herr Pfarrer lieſt im Noth- und Hülfsbüchlein weiter, Nr. 42: was man mit den Menſchen vornehmen ſoll, von denen man nicht gewiß weiß, ob ſie todt ſind, oder nur ſcheintodt.



Iſt es nun im mindeſten zweifelhaft, ob ein Menſch, der kein Lebenszeichen von ſich gibt, wirklich todt ſey: ſo muß man, um ſein Gewiſſen zu verwahren, alles Mögliche verſuchen, den Scheintodten wieder zu beleben; indem man gar ſonderbare Beyſpiele hat, daß dieſes wirklich gelungen iſt.

So war in einem Kloſter zu Chateaudun in Frankreich im Jahr 1786 ein Geiſtlicher, Namens Victor, wie man glaubte, geſtorben, und die Mönche hatten ſeinen Leichnam, dem Gebrauche gemäß, ſchon im Chor der Kirche mit offenem Geſichte ausgeſetzt, und beteten

beteten dabey. Da kam sein Arzt, Doctor Destrees, welcher seine Krankheit nicht für tödtlich gehalten hatte, und fand, daß er wohl nur scheintodt seyn könne. Er versuchte daher verschiedene Mittel, das Leben in ihm zu erwecken, aber vergebens. Endlich fiel ihm ein, daß Pater Victor ein großer Liebhaber der Musik gewesen war. Er ließ daher die Musikanten des in der Stadt liegenden Dragoner-Regiments in die Kirche kommen und ein schönes Stück blasen. Da erwachte der für todt gehaltene Geistliche von dem Schalle der Trompeten und Pauken, Clarinetten und andern Instrumente aus dem Todesschlafe, und gelangte durch den Gebrauch dienlicher Arzneymittel wieder zu völliger Gesundheit.

Desgleichen kam ein Kaufmann in London zwey Tage nach dem Tode seiner Frau von einer Reise nach Hause, eben als man sie zu Grabe trug. Er wollte verzweifeln vor Traurigkeit, so lieb hatte er sie. Er ließ daher nicht nach, man mußte wieder umkehren mit der Leiche. Um nun von ihrem Tode gewiß zu seyn, ließ er ihr an verschiednen Orten des Leibes kleine Einschnitte mit einem scharfen Messer machen, und Schröpfköpfe ansetzen. Deren hatte man schon 25 vergebens gesetzt, als die Frau beym 26sten auffuhr und schrie: Ach! was quält ihr mich so? Sie erwachte nun ganz, und wurde wieder gesund.

Ferner wurde ein berühmter Doctor zu Straßburg, Nahmens Bruhier, aufs Land zu einem Edelmanne berufen, der an einem hitzigen Fieber krank lag. Als er aber ankam, war ihm der Tod schon zuvorgekommen; alles war zum Begräbniß vorbereitet: nur sollte die Leiche, wie es oft bey vornehmen Leuten geschieht, von dem Doctor erst geöffnet werden, um zu sehen, was dem Verstorbenen eigentlich gefehlt habe.

Indes-

Indessen fingen zwey Geistliche, welche in der Kammer, wo die Leiche stand, wachten, um die gewöhnlichen Gebete dabey zu verrichten, einen lauten Wortwechsel mit einander an. Da ging der Doctor hinein und redete ihnen zu, daß sie ruhig seyn möchten. Bey dieser Gelegenheit sahe er auch nach dem Verstorbenen, und fand, daß er kein recht todtenmäßiges Ansehen hatte. Sogleich ließ er ihn in ein warmes Bett legen, und setzte ihm Schröpfköpfe auf die Brust, zwischen die Schultern und auf die Dickbeine, und schröpfte diese Theile. Den ganzen Leib ließ er mit gewärmten und mit Wachholderbeeren durchräucherten Tüchern reiben, und beym Reiben den Bauch sanft nach der Brust zu drücken. Da es noch nicht helfen wollte, legte er Senfpflaster hinter die Ohren. An die Füße ließ er gewärmte Ziegelsteine legen, und die Fußsohlen mit Bürsten reiben. Nach und nach gab der Edelmann wirklich wieder Zeichen des Lebens von sich. Nun hielt man ihm heisses Brod unter die Nase, und goß ihm etliche Löffel warmen spanischen Wein ein. Da fing er an zu schlucken und that die Augen auf, die man, so wie die Schläfe, mit Wein angestrichen hatte. Er erzählte nun alles, was zwischen den beyden Priestern vorgefallen war, welches er in der Ohnmacht gehört hatte, ob er gleich weder reden, noch ein Glied regen konnte. Der Doctor stellte auch seine Gesundheit wieder her, so daß er noch ganzer zehn Jahre lebte.

Eben so wie der Doctor Bruhier, muß man es allezeit machen, wenn eine kranke Person zwar leblos daliegt, aber noch kein todtenmäßiges Ansehn hat.

Nicht selten geschieht es auch, daß neugebohrne Kinder todt zur Welt zu kommen scheinen, und haben doch Leben in sich. In diesem Falle müssen die Hebammen und die Personen, welche der Mutter in

der

der Noth beystehen, sogleich folgende Vorschrift befolgen.

1) Man durchschneide sogleich die Nabelschnur vier Daumen breit über des Kindes Nabel, und lasse 2 bis 3 Löffel voll Blut heraus laufen, wofern das Kind nicht sehr schwach ist. Das Blut streiche man aber ja nicht in des Kindes Leib zurück.

2) Man reinige den Mund vom Schleim, mit einem in Oel getauchten Finger, und reibe den Mund und die Zunge mit etlichen Körnern Salz.

3) Man setze das Kind in ein lauwarmes mit Wein oder Branntwein gestärktes Bad.

4) Man blase demselben sehr behutsam Luft ein, nicht in einem fort, sondern abwechselnd, und streiche zugleich den Leib und die Brust von unten nach oben. Auch wehe man dem Kinde von Zeit zu Zeit frische Luft ins Gesicht.

5) Man bespritze die Herzgrube etwas von fern her mit kaltem Wasser; reibe dann das Rückgrat, die Herzgrube und die Schenkel gelinde mit warmen Tüchern oder Flanell in Wein oder Branntwein getaucht; bewege das Kind sanft hin und her, klopfe ihm mit der flachen Hand auf den Hintern; bürste Rückgrat und Fußsohlen; dann wieder die Herzgrube mit kaltem Wasser bespritzt und so abwechselnd fort.

6) Man halte dem Kinde zerquetschte Zwiebeln, Knoblauch oder Salzgeist vor die Nase, und flöße ihm 2 bis 3 Tropfen schmerzstillenden Spiritus ein.

7) Man gebe ihm ein Klystier von warmen Wasser mit etwas Salz und Oel.

8) Fangen nun bey diesen Proben die Kinnladen an sich zu bewegen, werden die Lippen roth, schlägt das Kind die Augen auf, hebt sich die Brust, fängt es an zu stöhnen und zu wimmern: so ist das Leben erweckt, und man fährt nur mit gelindem Reiben des Unterleibes und der Brust noch etwas fort. Dann wäscht man das Kind mit warmen Wein, oder Wasser mit etwas Branntwein vermischt, und legt es in gewärmte Betten zur Ruhe.

Thut man dieses mit jedem Kinde, welches leblos zur Welt zu kommen scheint, ohne doch tödtlich ver-

verletzt, oder schon vor der Geburt gestorben zu seyn: so werden viele Mütter die Freude haben, ihren Säugling lebendig an die Brust zu legen, den sie schon als todt beweinten.

Verständige Männer haben nun auch darauf gedacht, die Ursache weg zu räumen, warum besonders arme Leute auf dem Lande und in den Städten gern eilen, ihre Verstorbenen unter die Erde zu bringen. Diese ist nämlich, daß es in ihren engen Wohnungen an Platz fehlt, die Leichen mehrere Tage lang aufzubewahren. Man hat daher, nach dem Vorschlage des berühmten Doctors Hufeland, in mehreren Städten, als in Berlin, Braunschweig, Dessau, Halberstadt, Weimar, Wien und andern, bey den Gottesäckern besondere Leichenhäuser erbauet, in welchen solche Leichen, die noch keine deutliche Zeichen der Fäulniß an sich haben, so lange aufbewahrt, und von dazu bestellten Leuten bewacht werden, bis die Verwesung sichtbar wird. Die Erbauung und Einrichtung solcher Leichenhäuser würde aber für die meisten Dorfschaften zu kostbar seyn; wiewohl sich in mancher leicht eine der Gemeinde zuständige Hütte finden möchte, die ohne große Kosten dazu eingerichtet werden könnte.

Einen andern Vorschlag hat der als Obstgärtner berühmte Pfarrer Sickler zu Kleinfahner im Sachsen-Gothaischen durch den allgemeinen Anzeiger der Deutschen (im Jahrgang 1791. 2 Bd. Nr. 131.) bekannt gemacht, welcher in jedem Dorfe leicht ausgeführt werden kann, und in Kleinfahner wirklich zu Stande gekommen ist. Nach diesem soll man die Todten, wenn man sie nicht ohne große Beschwerde der Lebenden in der Wohnung behalten kann, einstweilen ins Grab legen, aber den Sarg und das Grab

offen

offen lassen, und darüber ein solches hölzernes Häuschen stellen, wie beym Anfange dieses Capitels eins abgebildet ist. Jeder Zimmermann kann nach dieser Figur ein solches leicht verfertigen. Man macht es so groß, daß es über die gewöhnliche Länge und Breite der Gräber etwa einen halben Fuß hinaus geht. An den schmalen Seiten oben und unten wird ein kleines Glasfenster angebracht, und in der Mitte einer der langen Seiten eine inwendig mit einem Riegel versehene Thür. Auf beyden langen Seiten an den Ecken werden eiserne Globen eingeschlagen, durch die man zwey Stangen schiebt, um das Häuschen bequem fortzutragen. So wird dieses Häuschen, wenn der Sarg eingesenkt ist, über das Grab gestellt, und die Erde etwas daran gehäuft, damit unten keine Oeffnung bleibe, wodurch ein Hund hinein kommen könnte; und so bleibt es stehen bis der Todtengeruch sich zeigt. Alsdann nimmt man es weg, deckt den Sarg zu und füllt das Grab mit Erde. Bis dahin muß aber der Todtengräber oder sonst Jemand des Tages mehrere mal durch die Fenster nach der Leiche sehen, ob sich keine Veränderung daran zeigt.

Hier hörte der Herr Pfarrer auf zu lesen, und sprach noch dieß und jenes über die Sache. Einige der angesehensten Hausväter erboten sich auch gleich: wenn der gnädige Herr den Tischler und die Todtenfrau bey einem Doctor von der rechten Beschaffenheit des Sterbens unterrichten ließe, so wollten sie auch mit gehen, weil sie sich nicht vor Todten scheuten, und wollten dann selber mit darauf sehen, daß in der Gemeinde kein so großes Unglück wieder geschehen möge. Ein Grabhäuschen wollten sie sogleich aus der Gemeinde-Casse machen lassen.

Einige Anwesende hatten aber beym Vorlesen dem Herrn Pfarrer über die Schulter ins Buch gesehen,

hen, und hatten bemerkt, daß da eben ein schönes Bild folgte, wo er aufhörte zu lesen. Diese baten ihn: er möchte doch noch etwas lesen, weils noch hoch am Tage und Sonntag wäre; denn es gefiel ihnen gar zu wohl. Dieses that er recht gern, und las also noch das folgende Capitel des Noth- und Hülfs-Büchleins.

Sechstes Capitel.

Nr. 43. des Noth- und Hülfs-Büchleins: wie man Erfrorne wieder lebendig machen kann.

Hilf deinem Nächsten in der Noth!
Was du ihm thust, vergilt dir Gott;
Und ein gut Werk, das wohl gelingt,
Die größte Lust auf Erden bringt.

Erfrorne Leute sind oftmals, wenn sie nicht gar zu lange in der Kälte gelegen haben, nicht wirklich todt, sondern nur erstarrt, und man kann sie wieder aufthauen, wie einen gefrornen Apfel, wenn man vorsichtig mit ihnen umgeht. So begab sichs, daß der Schinder zu Kalbsdorf seine beyden Söhne über Land

schickte

schickte am 26sten December, da eben ein ziemlicher Schnee lag, der vor Kälte unter den Füßen knisterte. „Kinder, sagte er, geht frisch darauf los, und trinkt ja keinen Branntwein unterweges! Dieser macht müde und dämisch in der Kälte, und wenn sich da einer einmal niedersetzt und ausruhen will: so muß er erfrieren, da ist keine Rettung! Trinkt lieber ein Maaß Bier: kalt Bier wärmt, wenn man darauf marschirt." Michel, der älteste Sohn des Schinders, gehorchte seinem Vater, und da sie eine Strecke zusammen gingen, so enthielt sich auch Christoph, der jüngste, des Schnapsens, bis sie von einander schieden; weil sie an verschiedene Orte zu gehen hatten. Nun kehrte Christoph im nächsten Wirthshause ein und nahm einen Schnaps; im zweyten wieder einen, und da er in die Stadt kam, wo er Häute verhandeln sollte, setzten ihm die Kaufleute auch ein Gläschen vor. Er that Bescheid, schloß den Handel und ging wieder nach seiner Heimath zu. Der Weite nach, hätte er diese auch bey guter Zeit erreichen können: aber es wurde Nacht, und er kam nicht. Da thaten seine Eltern fast kein Auge zu vor Angst, und mit Tages Anbruch machten sich sein Vater und Bruder mit dem Pferde auf den Weg, um zu sehen, wo er geblieben sey, und siehe da! ganz nahe hinter dem zweyten Dorfe fanden sie ihn ganz hart gefroren am Wege liegen. Sie banden ihn aufs Pferd und brachten ihn ins Dorf, wo sie die Leute ansprachen, daß sie den unglücklichen Menschen aufnehmen, und ihm für Geld und gute Worte ein Bette geben sollten; weil er vielleicht noch nicht todt wäre. So klopften sie an mehrere Thüren und baten darum. Weil aber die Bauern sahen, daß es der Schinder war: so schlugen sie ihre Thüren geschwind wieder zu, und guckten durch die Fenster, um zu sehen, wie das Ding ablaufen würde. Endlich kamen

men sie vor das Haus eines verständigen und frommen Mannes, der dachte bey dem geschehenem Unglücke an die Geschichte des barmherzigen Samariters im Evangelium, und was der Herr Jesus dabey gesagt hatte. Und der that ihnen die Thür auf, ließ den erstarrten Burschen hinein bringen und rief seinen Nachbar, den Schulmeister Grützmüller, welcher in solchen Sachen guten Bescheid wußte. Dieser kam, als man eben den erstarrten Leichnam in die warme Stube tragen wollte. Halt! schrie er, um Gottes Willen nicht! Ihr ermordet den Menschen, wenn er noch lebt! So hielt er die Leute zurück, und machte in aller Eile auf der Hausflur ein Lager von Schnee, etwa zwey Hände hoch. Zugleich ließ er den Erfrornen nackend ausziehen und die Kleidungsstücke, welche nicht losgingen, herunter schneiden. Darauf legte er ihn auf den Schneehaufen und ließ mehr Schnee bringen, und bedeckte damit den ganzen nackenden Menschen über und über eine halbe Elle hoch, daß weiter nichts frey blieb, als das Gesicht. Der Kopf mußte etwas hoch liegen und gegen die rechte Seite zu: und so muß auch ein Erfrorner, wenn man ihn findet, fortgetragen, oder gefahren werden, daß der Kopf hoch und nach der rechten Seite zu liegt. Hernach ließ der Schulmeister einen Blasebalg bringen, dessen Spitze mit einem nassen Lappen umwickeln, und so in den Mund des Erfrornen halten, daß die Oeffnung geschlossen war, und Luft in die Lunge geblasen werden konnte. Einer mußte damit ganz langsam einblasen, während er den sogenannten Adamsapfel am Halse gelinde nach dem Schlunde zu drückte. Mit diesem Einblasen wurde abwechselnd inne gehalten, und die Herzgrube zugleich mit Schnee gerieben. Der Vater und Bruder und die übrigen Leute wollten es erst schlechterdings nicht leiden, daß es der kluge Schulmeister so machen sollte.

Sie

Sie meinten: der Mensch müsse auf solche Weise erst recht erfrieren. Aber weils ruchtbar wurde im Dorfe, was für ein Unglück geschehen sey: so kam der Herr Pfarrer auch dazu, und trat auf die Seite des Schulmeisters, und lobte ihn, daß ers recht gemacht hätte.

Während dessen, daß die Leute nun da standen und warteten, was daraus werden wollte, fragte der Herr Pfarrer: ob der Hausfrau etwa Aepfel erfroren wären, so wie es ihm gegangen sey? Und das traf gerade zu. Da ließ er einen solchen erfrornen Apfel auf den warmen Ofen legen, und einen andern legte er in ein Gefäß mit Wasser, das er frisch aus dem Bache schöpfen ließ, und zu dem er noch zerstoßnes Eis hinzu that, damit es kälter würde. Da nun der Apfel eine Viertelstunde darin gelegen hatte, war er wieder so schön und fest, als ob er nicht gefroren gewesen wäre. Dagegen der andere, der auf dem Ofen aufgethaut war, hatte Farbe und Geschmack verloren. „Da seht ihr Leute, sagte er nun: die stärkere Kälte zieht den Frost heraus: aber schnelle Wärme macht, daß sich die Theile, die der Frost zusammen gezogen hat, zu geschwind wieder ausdehnen. Darum ist das Fleisch des gewärmten Apfels mehlicht und faulicht geworden, und ein erstarrter Mensch muß ohne Barmherzigkeit sterben, wenn man ihn bey den heißen Ofen bringt: weil sein Geblüt durch die geschwinde Ausdehnung von der Wärme, eben so, wie das Fleisch und der Saft des Apfels, aus der Ordnung kommt."

Als der Herr Pfarrer noch so sprach, wurde der Schulmeister auf einmal über und über roth im Gesicht vor Freuden, that den Mund halb auf und hob die Hände in die Höhe, als ob er Gott danken wolle, daß ihm sein gutes Werk gelungen sey. Er hatte bemerkt, daß der erstarrte Mensch wieder anfing, Athem zu schöpfen. „Frisch zu! schrie er nun, Frau Nachbarin!

rin! ein warmes Bett zurecht gemacht! und Tücher und Lappen gewärmt!" Wahrhaftig, Christoph fing an, mit einem Gliede nach dem andern sich zu regen, und sein Vater und Bruder jauchzten vor Freuden, und hätten den Schulmeister beynahe erdrückt, vor lauter Liebe und Dankbarkeit. Dieser trocknete nun den Schnee sogleich mit warmen, aber nicht heißen Tüchern ab. Alsdann legten sie den Kranken in ein mäßig gewärmtes Bett, das sie in einer Stube hingestellt hatten, wo nicht eingeheißt war: weil dieses schädlich ist. Er ward nun am ganzen Leibe immer röther und fühlte ein gewaltiges Jucken und Brennen, welches eben das Zeichen war, daß der Frost aus den Gliedern herausging. Nur der rechte Fuß blieb noch weiß, und ohne Gefühl. Diesen setzte der Schulmeister wieder in ein Gefäß voll Schnee, und ließ ihn darin, bis er auch roth wurde und wieder Leben in ihn kam. Er sagte dabey, so müsse mans machen, wenn einer nur einen Fuß, oder eine Zehe, oder ein anderes Glied erfroren hätte, und wenns die Nase oder ein Ohr wäre, so könnte man den Schnee in Tüchern darauf legen. Sobald Christoph schlucken konnte, gab er ihm eine Schaale Thee von Hollunder- oder Fliederblüten, mit einem Löffel voll Essig und einer Messerspitze voll Honig vermischt. Der Doctor aus dem nächsten Flecken war nun unterdessen herzu geholt worden. Dieser fragte gleich, ob man dem Patienten zur Ader gelassen habe? darauf sagte der Schulmeister: „Nein, Herr Doctor, das ist zu gefährlich. Ich weiß, daß in solchen Fällen ein Aderlaß tödten kann, und daß man damit warten muß, bis es der Arzt für nöthig findet." Der Doctor that es nun, und hernach verordnete er ein Pulver von 2 bis 3 Gran Kampfer, mit 10 Gran reinem Salpeter und einem Scrupel Magnesia Salis amari vermischt, und

befahl,

befahl, daß man davon alle drey Stunden eine Messerspitze voll in Brunnenwasser eingeben, und eine Schaale Thee nachtrinken lassen solle. Die Stube ließ er nun allmählich warm machen, und der Patient mußte in etlichen Tagen nichts essen, als Suppen; aber keine hitzigen Wein- oder Biersuppen. Branntwein sollte er ja nicht trinken, bis er völlig hergestellt sey. Vor dem Weggehen gab der Doctor den Leuten noch die Lehre: wenn sie in starker Kälte weit gehen müßten, sollten sie statt des Branntweins ein oder zwey kleine Gläserchen guten Essig trinken, welcher erwärme und munter erhalte. Sie sollten auch vor dem Weggehen, und unter Weges, dem Magen etwas zu thun geben, und harte Speisen, als Klöse, geräuchertes Fleisch und dergleichen essen. Die Hände und Füße sollten sie vorher mit Talg oder Oel reiben, und die Nase, Lippen und Ohren mit Bier waschen, in welches Oel oder Talg getröpfelt worden. Das Nothwendigste aber sey, immer frisch fort zu wandern, und sich nicht zu setzen, wenn auch die Lust zum Schlafen noch so stark wäre. Er erzählte auch einen Fall, daß er einmal einen Erfrornen, der schon zwey Tage gelegen, wieder aufgethauet habe.

Christoph wurde also durch den Beystand des frommen christlichen Mannes, der ihn in sein Haus und Bett aufnahm, und durch die Klugheit des Schulmeisters wieder lebendig; und weil seine Leute alles ordentlich brauchten, was der Doctor vorgeschrieben hatte: so wurde er bald völlig wieder gesund. Sein Vater war darüber ganz ausser sich vor Freuden. Er wollte auch, weil er ein wohlhabender Mann war, alles bezahlen, was ihm die Leute zu Liebe gethan hatten. Der Bauer nahm aber nichts von ihm, weil ers nicht brauchte: sondern nur der Schulmeister, der leider! wie die meisten Herren Schulmeister, ein sehr

geringes

geringes Einkommen hatte, der nahm einen Thaler von ihm.

Wie nun alles zu Stande war, und die Leute auseinander gehen wollten, da trat ein Nachbar, welcher der Sache mit Verwunderung zugesehen hatte, auf und sagte: „aber, nichts für ungut, Herr Gevatter Schulmeister! wenn nun einer das Unglück hat und erfriert eben, wenn kein Schnee liegt? Wie sieht es da aus?" Da ist auch Rath zu schaffen, Gevatter Jochen, antwortete der Schulmeister. Man macht um den ganzen Körper des Erfrornen Umschläge von leinenen, in eiskaltes Wasser getauchten Tüchern, und frischet diese von Zeit zu Zeit wieder an. Auch den Kopf bedeckt man damit bis ans Gesicht, das frey bleiben muß. So fährt man fort, indem man das Wasser durch hineingelegte Stücke Eis noch kälter macht, bis der Körper roth wird und die Glieder sich zu bewegen anfangen. Alsdann trocknet man ihn mit warmen Tüchern ab. „Nun das ist doch recht schön, daß der Herr Gevatter so in der Noth zu rathen und zu helfen weiß, sagte der Mann; der liebe Gott mag ihm auch helfen, daß es ihm wohlgehe!"

Jedermann verwunderte sich nun über diese Geschichte, und wie der Sonntag kam, da predigte der Herr Pfarrer des Orts gar schön über das Evangelium vom barmherzigen Samariter, und lobte den Mann, der seinem Nächsten in der Noth die Thür aufgethan hatte, ob es gleich der Schinder gewesen wäre. Die Geschicklichkeit des Schulmeisters wußte er auch wohl zu rühmen. Den Leuten aber, die dem Verunglückten die Thür vor der Nase zugeschlagen hatten, las er den Text so kräftig aus Matthäi am 25ten im 41 bis 43sten Vers, daß sie in sich gingen, und sich fest vorsetzten, in Zukunft jedem Menschen beyzuspringen, der in Noth wäre: er sey wer er wolle.

Siebentes Capitel.

Wie das Noth- und Hülfsbüchlein den Mildheimern wohlgefallen.

Hier hörte der Herr Pfarrer auf zu lesen, indem die Dämmerung allmählich heran kam. Aber die Geschichte vom Schinder zu Kalbsdorf hatte den Leuten so wohl gefallen, daß sie ihrem lieben Pfarrer die Hand reichten und ihm dafür dankten. Einer sagte: er wolle gern noch ein Paar Stunden zuhören, und fast alle waren eben der Meinung. Etliche ließen sich auch verlauten, daß sie das Buch gern mit nach Hause nehmen möchten; es stände auch wohl etwas darin, das sie ihren Weibern auf den Abend vorlesen könnten. Der Herr Pfarrer sagte aber: er dürfe dieses ohne Wissen des gnädigen Herrn nicht thun. Jedoch wolle er die Vorschrift wegen des Begrabens der Verstorbenen, durch den Herrn Schulmeister abschreiben lassen, und von dessen Abschrift sollten sie die größten Schulknaben wieder abschreiben, und jeder Hausvater, der Geschriebenes lesen könne, solle alsdann eine solche Abschrift bekommen. Dieses war den Leuten recht, und sie gingen vergnügt nach Hause. Da erzählten sie nun ihren Weibern und Kindern alles, was sie gehört hatten, die sich sehr darüber verwunderten, daß der Pfarrer solche Dinge sollte vorgelesen haben. Noch mehr wunderten sich aber manche, daß ihre Männer sobald nach Hause kamen; und noch dazu aus der Schule, nicht aus dem Wirthshause. Denn sie hatten sonst die Gewohnheit, daß sie des Sonntags Nachmittags aus der Kirche gleich ins Wirthshaus gingen, und daselbst tranken. Viele ließen sich auch daselbst des Abends für Geld zu essen geben, und kamen erst spät in der Nacht zu ihren Weibern und Kindern nach Hause.

Und

Und heute kamen sie so bald, aßen mit Frau und Kindern, was der liebe Gott bescheeret hatte, und gingen erst nach dem Essen ins Wirthshaus, zum Trinken. Dem Wirth gefiel es freylich übel, daß seine Stube den ganzen Nachmittag leer war, und daß er seine Bratwürste selbst essen mußte. Er fing an zu sticheln und lose Reden zu führen wider den Herrn Pfarrer, daß er ihm die Gäste verführe, und daß er die ganze Gemeinde bey lebendigem Leibe in den Himmel heben wolle. Dergleichen und mehr unnütze Worte ließ er fallen. Es stimmte aber keiner von den Gästen mit ihm: sondern sie erzählten ihm vielmehr, wie sie den Nachmittag mit dem Herrn Pfarrer fast vergnügter zugebracht hätten, als sonst bey der Karte. Da ließ es der Wirth gut seyn, um sie nicht aufrührisch zu machen, daß sie nicht etwa auch des Abends aus seinem Hause wegblieben. Die Bauern sprachen dann noch vieles von dem erschrecklichen Unglück, wenn einer im Grabe wieder aufwache, und von dem erfrornen Sohne des Schinders zu Kalbsdorf. Ein jeder sagte, was ihm dabey einfiel; und die meisten meinten, wenn der Schinder mit seinem erfrornen Sohne zu ihnen gekommen wäre, so hätten sie ihm wohl auch die Thüre vor der Nase zugemacht: aber doch mußten sie alle den Mann loben, der so fromm und christlich an ihm gehandelt hatte. Endlich wurden sie darüber einig, daß sie den Herrn Pfarrer bitten wollten, daß er ihnen öfter so etwas aus dem Noth- und Hülfsbüchlein vorlise, wenn sie es nicht selber von dem gnädigen Herrn bekommen könnten. Der Schulze nahm es auf sich, dieses dem ehrwürdigen Herrn zu melden, und dann bezahlte jeder seine Zeche und ging fröhlich nach Hause. Der Schulze trug auch gleich den folgenden Tag dem Pfarrer das Verlangen der Gemeinde vor, und dieser sagte es dem gnädigen Herrn. Dem war es nun eben

recht, daß die guten Leute gern wissen wollten, was weiter in dem Büchlein stände. Denn gute Herrschaften sehen es gern, wenn ihre Unterthanen eine löbliche Neugierde nach nützlichen Dingen beweisen. Er beschloß daher, etliche solcher Büchlein den fleißigsten Kindern in der Schule zu schenken, von denen es die Erwachsenen auch zu lesen bekommen könnten. Würden nun die Kleinen vieles daraus lernen, und die Großen von den guten Vorschlägen, die darin ständen, manches ins Werk richten: so solle es ihm eine herzliche Freude seyn.

Achtes Capitel.

Testament des Hauptmanns von Mildheim, welches sein Sohn gewissenhaft vollstrecket.

Der verstorbene Hauptmann von Mildheim hatte kurz vor seinem Ende noch ein Testament gemacht, worin folgende Punkte die vornehmsten waren.

Im Namen der heiligen hochgelobten Dreyeinigkeit, Gottes des Vaters, Gottes des Sohnes und Gottes des heiligen Geistes, Amen.

„Kund und zu wissen: demnach Ich Anton von Mildheim zu Schloß Mildheim Erbgesessen, Herr von und zu Ost- und Westhausen, Seiner Königlich Preußischen Majestät gewesener Hauptmann von der Infanterie, mit gebührendem fleißigem Nachdenken und christlichem Ernste bey mir betrachtet, daß wegen meiner kränklichen Umstände und des habenden Schadens an den Füßen, meine Zeit und Stunde zum seligen Abschied aus dieser Welt einmal unvermuthet eintreten könne: so habe ich mir anjetzt, da ich noch bey guter Vernunft und genugsamen Kräften bin, wohlbedächtig vorgenommen, diesen meinen väterlichen letzten Willen, Ordnung, Satzung und Testament, gegenwärtig zu errichten, zu setzen, zu machen und zu beschließen.

1) Und

1) Und zwar anfänglich, weil die Seele nach Gottes Ebenbild geschaffen, und als der vortrefflichste Theil des Menschen billig allen zeitlichen Gütern vorzuziehen ist: so will dieselbe Gott dem Allmächtigen in seine grundlose Güte und Gnade anbefohlen haben; des festen Glaubens, daß am jüngsten Tage er dieselbe mit diesem meinem Leibe wiederum vereinigen, und mich mit Leib und Seele zu der ewigen Freude aufnehmen werde. Deswegen denn auch mein letzter Wille ist, daß dieser mein Leib in mein Erbbegräbniß allhier in Mildheim, bey meinen im Leben lieb gewesenen seligen beyden Ehegemahlinnen in der Stille christlich und ehrlich beygesetzt, und zur Ruhe gebracht werden soll, auf die Art und Weise, wie ich meine lieben seligen Gemahlinnen beysetzen und zur Ruhe bringen lassen.

2) Die zeitlichen Güter betreffend, so setze zwar alle beyde meine geliebtesten Kinder erster Ehe, und also namentlich Joseph Wilhelm und Marien Traugott, Bruder und Schwester von Mildheim, hiermit zu meinen unbezweifelten Erben ein. Weil aber meine Tochter das Unglück gehabt, daß sie in ihrer zarten Jugend durch den Gebrauch der schädlichen Schnürleiber ganz und gar an ihrem Leibe verkrüppelt worden, und daher nach den pflichtmäßigen Attestaten derer Aerzte niemalen in den Stand der heiligen Ehe treten und Kinder gebähren kann: so soll diese unglückliche preßhafte Person, meine Tochter Maria Traugott, anstatt der ihr gebührenden Erbportion an meinem hinterlassenen baaren Gelde, Capitalien und andern Mobilialstücken, freye Wohnung und standesmäßigen Unterhalt in dem Schlosse Mildheim behalten; bis der grundgütige Gott ihrem durch das Zusammenschnüren verursachtem Elend des Leibes durch einen sanften Tod ein Ende machen wird.

3) Nächst dem vermache und legire ich dem alten Herrn Pfarrer Rudolph zu Birkenau, der mein Lehrmeister gewesen, 300 Stück Ducaten, als einen geringen Ersatz dafür, daß ich seinen redlichen Eifer in meiner Jugend nicht genug erkannt habe, welche Sünde mir der barmherzige Gott in Gnaden vergeben wolle!

4) Zur Verbesserung der hiesigen Schule zu Mildheim setze ich ein Capital von 5000 Gulden aus, welches auf dem von mir erworbenem Vorwerke Westhausen stehen bleiben und jährlich mit 4 Procent verzinset werden soll. Und von diesen Zinsen soll ein neuer Schullehrer unterhalten werden

den, um die Mägdlein abgesondert von den Knaben zu unterrichten, und sollen sie in dieser Schule, außer dem Lesen, Schreiben und dem Christenthum, auch durch die Frau des Lehrers im Nähen, Stricken, Spinnen und dergleichen unterwiesen werden.

5) Anerwogen nun der gnädige Gott mich mit zeitlichem Vermögen über mein Verdienst und Würdigkeit gesegnet hat, und ich dessen ohngeachtet in meinem Leben gar viele Sorge, Verdruß und Kummer gehabt, und das viele Gute, das mir Gott gegeben, nicht recht genießen, noch des Lebens dabey froh werden, auch meinem Nebenmenschen dadurch nicht sonderlich nützen können: so will und befehle ich hiermit, daß mein Sohn Joseph Wilhelm, als mein Erbnehmer, sich hierinne besser vorsehe, und die von der gütigen Hand Gottes, ohne sein Verdienst, ihm durch mich übergebenen Güter so wohl christlich und vernünftig zum Nutzen und zur Wohlfahrt seines Nächsten, insonderheit der ihm untergebenen Gemeinde zu Mildheim gebrauche als auch, daß er dabey selbst froh zu werden suche. Ich will und verordne daher, durch diesen meinen letzten Willen und Testament, daß er, mein Sohn, von dem ihm nach meinem Ableben zufallendem baarem Gelde und Capitalien 10,000 Gulden nehme, und diese Summe ganz allein dazu anwende: daß er in fremden Ländern umherreise und sich mit allerley Menschen, mit Königen, Fürsten, Edelleuten, Gelehrten, Künstlern, Handwerkern und Bauern bekannt mache, um zu erforschen, wo es allen fehlt, da sie immer so sehr klagen und mißvergnügt sind, die Reichen, wie die Armen, und die Vornehmen, wie die Geringen. Und dieses soll mein Sohn fortsetzen, bis er recht eingesehen hat, woran dieses liegt, und bis er gelernt, wie er dann selbst sein Lebenlang ein zufriedenes Gemüth erhalten könne, bis an sein seliges Ende. Auch soll er, wenn er von seiner Reise zurück kommt, seinen getreuen Unterthanen in Mildheim bekannt machen, was er als die Haupturſache des menschlichen Mißvergnügens und Jammers in allen Ständen befunden hat; damit sie sich ebenfalls darnach richten und froh und glücklich leben können.

6) Dem jedesmaligen Ortspfarrer zu Mildheim sollen, von meinem Tode an, alljährlich 30 Gulden, nebst einem Eimer guten Wein, auf ewige Zeiten als eine Zulage zu seiner Besoldung, aus dem von mir zugekauften Vorwerke Westhausen bezahlt werden; dafür soll derselbe

nach

nach vorher erlangter Einwilligung des hochfürstlichen Consistoriums, alljährlich zwey besondere Predigten halten, über folgende Texte: 1) An meinem Geburtstage, wenn es ein Sonntag ist, oder den Sonntag darnach, soll er aus dem ersten Buch Mose Cap. 1. Vers 26. vorstellen: wozu die Menschen eigentlich von Gott erschaffen und auf die Erde gesetzt sind. 2) Am ersten Sonntage nach Trinitatis soll er die Worte im Prediger Salomo Cap. 1. V. 14. Ich sahe an alles Thun, das unter der Sonne geschieht, und siehe! es war alles eitel und Jammer, zum Eingang der Predigt nehmen und dabey der Welt Eitelkeit am Exempel des reichen Mannes im Evangelium recht ins Licht stellen. In diesen Predigten soll aber meines Namens, als des Stifters, nicht gedacht werden; denn das wäre auch eitel.

7) An dem Sonntage, da die Predigt über 1. Mose, 1, Vers 26 gehalten wird, sollen die zwölf ältesten Hausväter des hiesigen Orts, nebst dem Prediger und Schullehrer, des Mittags auf das Schloß zur Mahlzeit geladen werden, und soll der Herr und Besitzer des Schlosses mit diesen Gästen an einer Tafel essen, und sich mit ihnen freundlich unterreden. Jedoch sollen schlechte Hauswirthe, Trunkenbolde, Betrüger und andere böse Leute an dieser Ehre keinen Theil haben. So ist meine ernstliche Meinung und Wille.

(L. S.) Anton von Mildheim.

Diesem letzten Willen seines seligen Herrn Vaters gehorchte nun der junge Herr von Mildheim aufs pünktlichste. Er zahlte die darin bestimmten Vermächtnisse aus, wies seiner Fräulein Schwester die eine Seite des Schlosses zu bewohnen an, und schickte sich bald zur Abreise, um den fünften Punkt, als den wichtigsten des ganzen Testaments, zu erfüllen. Und diesem gehorchte er desto lieber: weil er selbst große Lust hatte, in fremde Länder zu reisen, und darauf zu studiren, wie er recht glücklich und vergnügt leben könne; ob er gleich dieses zu Hause eben so gut hätte lernen

nen können. Um aber nichts dabey zu versäumen, nahm er ein großes Buch von weißem Papier mit, und setzte sich vor, alle Abende hinein zu schreiben, was er den Tag über merkwürdiges und lehrreiches sehen und hören würde. Das Gut übergab er einem geschickten und redlichen Verwalter, und bat einen benachbarten Edelmann, der sein guter Freund war, die Oberaufsicht darüber zu führen. Mit diesen Anstalten wurde er vor Ostern fertig. Weil aber eben seines seligen Vaters Geburtsfest, da die erste Stiftungspredigt gehalten werden sollte, auf den 2ten heiligen Ostertag fiel: so verschob er seine Reise bis nach dem Feste, um diese Predigt noch zu hören, und mit den Aeltesten der Gemeinde zu essen, wie es sein seliger Vater verordnet hatte. Denn das fürstliche Consistorium hatte, wegen des schönen Schulvermächtnisses des sel. Hauptmanns, gern in diese Stiftung gewilliget. Der Herr Pfarrer Wohlgemuth hielt aber an dem Tage eine sehr erbauliche Predigt, welche zu der Absicht des jungen Herrn bey seiner Reise so wohl paßte, daß er sich eine Abschrift davon von ihm ausbat, und sie als eine Vorrede in sein Reisebuch schrieb, aus dem sie hier abgedruckt worden.

Neuntes Capitel.

Des Herrn Pfarrers Wohlgemuth Predigt am 2ten heiligen Ostertage, als am Geburtstage des seligen Hauptmanns von Mildheim.

„Lieber Vater im Himmel, sey uns gnädig und steh uns bey, daß wir immer bessere und frommere Kinder von dir werden. Amen!"

Meine lieben Freunde und Zuhörer!

Ihr wisset, daß Moses im ersten Capitel seines ersten Buches erzählt, wie der liebe Gott Sonne, Mond

und

und Sterne und die Erde, mit allem was darauf ist, eingerichtet, und jedem Dinge angewiesen hat, was es in seiner Art seyn und thun soll; damit alles recht schön und gut sey. Da hat er der Sonne, dem Monde und den Sternen befohlen, daß sie leuchten; den Wolken hat er geboten, daß sie Regen, Schnee und Schlossen geben; der Erdboden soll allerhand Gewächse hervorbringen; die Fische sollen im Wasser schwimmen, die Vögel in der Luft fliegen, und Alles was lebet soll seine Nahrung haben, und seines Gleichen hervorbringen. Als es aber an den Menschen kam, sprach der Schöpfer, wie es im 26sten Vers heißt: **Lasset uns Menschen machen — ein Bild, das uns gleich sey: die da herrschen über die Fische im Meer, und über die Vögel unter dem Himmel, und über das Vieh, und über die ganze Erde und über alles Gewürm, das auf Erden kriecht.** Aus diesen Worten will ich euch heute folgende Lehre ans Herz legen:

Immer besser machen und besser werden ist die Absicht, wozu wir Menschen von Gott erschaffen, und auf die Erde gesezt sind.

1) Will ich zeigen, daß Gott uns zu dieser Absicht erschaffen hat;
2) Daß er uns eben deswegen die Erde zur Wohnung gegeben hat, daß wir diese seine Absicht hier erfüllen sollen.

Unser Text lehrt beydes ganz kurz, aber doch deutlich, und wir können seinen Worten wohl trauen: weil sie der Meister sagt, der am besten wissen muß, wozu er sein Werk gemacht haben will. Hört mir also ja recht aufmerksam zu, wie ich diese Worte auslegen werde. Denn es ist von allem, was wir lernen, gewiß

das Nothwendigste, daß wir wissen, wozu wir eigentlich erschaffen sind, und wie wir die Absicht des Schöpfers auf dieser Erde, wo wir leben, erfüllen sollen. Der gnädige Gott gebe seinen Segen zu meinem Vortrage! Amen!

Es heißt in unserm Text nicht etwa: Lasset uns reiche oder arme, vornehme oder geringe, kluge oder einfältige Leute machen; sondern es heißt: Lasset uns Menschen machen! Nun ist aber der ärmste Taglöhner so gut ein Mensch, als der Kaiser selber, der Unwissende so gut, als der Gelehrte, und das neugebohrne Kind so gut, als ich mit meinen grauen Haaren. Es gilt daher von allen und jeden Menschen, wie sie auch beschaffen seyn mögen, wenn Gott sagt: lasset uns Menschen machen, ein Bild das uns gleich sey! Alle Menschen, und so auch wir alle, sollen dem allmächtigem Schöpfer gleichen, wie ein Bild der Sache gleich sieht, die es vorstellt, oder wie Kinder ihren Eltern gleichen.

Ihr wißt es aber schon selbst, meine Freunde! Gott hat keine solche leibliche Gestalt und Gliedmaßen, wie wir. Man kann ihn nicht sehen, nicht hören, nicht anrühren. Man kann nicht einmal sagen, da oder dort ist er: sondern er ist immer an allen Orten zugleich. Daher auch David im Psalm ganz recht saget: „wo soll ich hingehen vor deinem Geist, wo soll ich hinfliehen vor deinem Angesicht? Führe ich gen Himmel, so bist du da; bettete ich mir in die Tiefe der Erde; siehe! so bist du auch da. Nähme ich Flügel der Morgenröthe und bliebe am äußersten Meer: so würde mich doch deine Hand daselbst führen, und deine Rechte mich halten.“ Es kann also wohl nicht so gemeint seyn, daß wir leiblicher Weise aussehen sollen, wie Gott: sondern wir sollen ihm innerlich gleichen. Wir sollen so

denken,

denken, wollen und thun, wie Gott. Unsre Seele, welche die Gedanken und den Willen hat, und die man auch nicht sehen, hören oder anrühren kann, ob sie gleich den Leib und alle Gliedmaßen regiert — diese soll ein Bild Gottes seyn.

Nun werdet ihr wohl gerne wissen wollen, wie ihr es machen müßt, daß eure Seelen zu der großen Ehre gelangen, Bilder Gottes zu seyn. Dieses hat uns der gütige Gott selber deutlich vorgebildet, in der Art, wie er alle Dinge erschaffen hat, und wie er sie noch immer fort regieret. Wenn wir darauf recht Acht haben, so finden wir erstlich, daß er alles aufs beste eingerichtet hat, und noch einrichtet. Er bereitete erst den Fisch das Wasser, den Vögeln die Luft, dem Vieh und dem Wilde trocknen Boden, und allen Speise, ehe er sie schuf. Er stellte erst die Sonne an den Himmel, ehe er die Bäume und Kräuter wachsen ließ, welche die Sonnenwärme nöthig haben. Noch jetzt lenkt er die Sonne, den Mond und die Sterne in ihrem Laufe, daß keins ans andere stößt, und gibt Regen und Sonnenschein, Kälte und Wärme, jedes zu rechter Zeit. Er hat unsre Augen so eingerichtet, daß ihr mich und ich euch sehe; unsre Ohren, daß ihr meine Worte höret und daraus meine Gedanken abnehmet; unsre Hände, daß wir die künstlichsten Dinge damit zuwege bringen können. Und eben so große Kunst hat er an allen Thieren, an Bäumen und Stauden, ja an der kleinsten Wiesenblume bewiesen. Es heißt daher im 31sten Vers mit Recht: „Und Gott sahe an alles, was er gemacht hatte, und siehe da! es war sehr gut.“ Sollen wir nun Bilder Gottes seyn; so müssen wir auch alles, was wir unternehmen, so einrichten, daß es sehr gut sey.

Zweytens hat auch Gott in allen seinen Werken gezeiget, daß Er selbst sehr gut ist. Er sorgt für

alle

alle Menschen und Thiere, wie ein guter Vater für seine Kinder. Aller Augen warten auf den Herrn, und er gibt ihnen Speise zu seiner Zeit. Er hat dem kleinsten Würmchen seinen Tisch bereitet, daß es sich sättigen, und seines Gleichen, mit dem es spielen und sich erlustigen kann. Uns Menschen lässet er seine Sonne aufgehen über Böse und Gute, und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte. Uns hat er die ganze Erde, mit allem, was darauf wächset und lebet, übergeben, daß wir es genießen und dabey fröhlich seyn können, und oben drüber den schönen blauen Himmel, mit den funkelnden Sternen, und den weißen Wolken, durch die sie hervorschimmern. Er hat unsre Herzen so eingerichtet, daß wir täglich gar viel Lust und Freude haben können, wenn wir als Eheleute oder Eltern und Kinder einander lieben, wenn wir als Freunde, Nachbarn und Miteinwohner freundlich mit einander umgehen, und einer den andern mit Rath und That unterstützen. Er will auch nicht das Verderben des Sünders: sondern daß sich jedermann bekehre und einmal ewig selig werde. So sehr hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingebohrnen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verlohren werden, sondern das ewige Leben haben. Seht! so gut ist unser himmlischer Vater, und so gut müßten wir Menschen auch seyn, wenn wir rechte Ebenbilder von ihm seyn wollten.

Aber, meine Lieben, muß uns nun nicht bange werden, wenn wir bedenken, wie schlecht wir unsre Sachen oft einrichten? Wie viel Thorheiten wir in unserm Leben begehen? Wie oft wir unfreundlich, neidisch, zänkisch gegen unsern Nächsten sind? Wie grausam mancher sein Vieh quält? Wie mancher sich und andere aus Unverstand in Schaden und Unglück stürzet? Wie mancher gar eine Freude daran hat,

wenns

wenns seinem Nachbar übel geht? Wie mancher lieber faulenzt, als daß er etwas Nützliches und Gutes thäte, wenn er nicht muß? — Wenn man dieses bedenket, so sollte man fast zweifeln: ob es wahr sey, daß Gott uns zu seinen Ebenbildern habe machen wollen; weil wir ihm so gar wenig gleichen. Und sagt nicht die heil. Schrift selbst: Niemand ist gut, als der Einzige Gott: wie könnten denn wir schwachen Menschen alles gut machen und selbst so gut seyn, wie Er? Ist da nicht ein Spruch dem andern zuwider?

Nein, gewiß nicht, meine Freunde! Merket nur recht auf das, was ich noch sagen will: so werdet ihr einsehen, daß die Worte Gottes, da er sprach: lasset uns Menschen machen, ein Bild das uns gleich sey, dennoch eintreffen, und daß die heil. Schrift nicht wider sich selbst rede.

Nicht wahr, meine Lieben, ein Kind, wenn es auf die Welt kommt, weiß und versteht gar nichts? Es kommt erst mit den Jahren zu Verstand, und alte Männer und Frauen sind gemeiniglich verständiger und wissen mehr, als die muntre Jugend. Und kommt dieses nicht daher, daß sie in ihrem langen Leben mehr gesehen, gehört, erfahren, auch selbst überlegt und nachgeforscht haben? Sind nicht einige unter euch dadurch klüger und geschickter, als andere, geworden, weil sie unter Leuten gewesen sind, und sich etwas in der Welt versucht haben? Und zeigt dieses nicht, daß wir Menschen nach und nach immer verständiger werden können, als wir vorher waren? Es kommt nehmlich blos darauf an, daß wir nicht, wie die unvernünftigen Thiere, in den Tag hinein leben, sondern bey allem, was wir thun, fleißig überlegen, wie es am besten zu machen sey; daß wir oft nachforschen, woher und warum eine Sache so und nicht anders ist; daß wir Acht haben, was darauf erfolgt, wenn wir

dies oder jenes thun? Daß wir oft aufmerksam betrachten, worin diese und jene Sachen mit einander übereinkommen, oder wie sie unterschieden sind; was jede Sache für Nutzen oder Schaden bringt. — Wenn wir fleißig so nachdenken über alles, was wir sehen, hören und selbst vornehmen: so pflegt unser Verstand mit den Jahren zuzunehmen und zu wachsen, wie ein gesunder Baum, der in einen guten Boden gepflanzt ist; und wir lernen unsre Sache immer besser und besser einrichten.

Desgleichen, wenn wir nur einmal anfangen, andern Menschen Gutes zu thun, freundlich und liebreich gegen sie zu seyn, ihnen in der Noth zu helfen, und wenn sie uns dann wieder alles Liebes und Gutes erweisen: so thut dieses unserm Herzen so wohl, daß die Liebe und Güte darin wächset, wie die Frucht in einem wohlgedüngten Acker. Ihr erinnert euch z. E. wohl noch, wie das benachbarte Dorf **Wohnhausen** vor zwölf Jahren abbrannte, und wie ihr alle dort löschen halfet, so daß keine Mannsperson mehr in unserm Dorfe war, und daß ich selber einen Wagen mit Lebensmitteln hinüberschaffen mußte! Ihr wißt, wie ihr damals diese armen Leute in eure Häuser aufnahmet, und ihnen wieder aufbauen halfet, so daß sie jetzt das Unglück schon fast ganz verwunden haben — und wie sie euch nun so gut sind, daß sie sich freuen, wenn nur eines von euren Kindern in ihr Dorf kommt. Ihr habt auch selbst diese Leute nun viel lieber, als sonst: das werdet ihr mir alle bezeugen. Dieses kommt aber eben daher, daß ihr gegen diese unsre Nachbarn treulich Liebe ausgeübt habt, und daß sie euch dafür wieder lieben: so hat die Liebe in beyder Herzen zugenommen. Und daraus sehet ihr offenbar, daß wir Menschen es auch in der Liebe und Gütigkeit, wenn einmal ein Anfang dazu da ist, immer weiter bringen können. Und

eben

eben so ist es auch mit der Geduld, der Mäßigkeit, dem Vertrauen auf Gott und andern christlichen Tugenden beschaffen, so daß wir alle Tage immer bessere Menschen und frömmere Christen werden können. Je geschäftiger und fleißiger aber einer daran ist, dieses zu thun, desto weiter kommt er darin: indem auch hier das Sprüchwort: **Uebung bringt Kunst**, richtig eintrifft.

Nun hat auch der Mensch einen natürlichen Trieb in seinem Herzen, der mit dieser Beschaffenheit übereinstimmt. Ein jeder strebt, immer mehr von dem zu bekommen, was er für gut hält; einer Reichthum, einer Ehre, einer Vergnügen; mancher auch wohl Geschicklichkeit, Wissenschaft und Tugend. Erlangt er nun das, was er für das höchste Glück hielt: so wird er dadurch doch nicht ganz ruhig und zufrieden, sondern er wünscht bald wieder etwas neues. So macht es der Mensch in jedem Alter und jedem Stande; eine unauslöschliche Sehnsucht, immer weiter zu kommen, beherrscht ihn von der Wiege an bis zum Grabe. Diese Art und Beschaffenheit unsrer Natur hat uns aber Gott selbst gegeben: wir können daher auch sicher schließen: daß er bey der Verordnung, daß wir seine Bilder und ihm gleich seyn sollen, mit auf diese unsre menschliche Art und Natur gesehen habe. Wir sollen nehmlich nicht auf einmal alles gut machen und ganz gut seyn: sondern wir sollen unser ganzes Leben lang alles immer besser machen lernen und selbst besser werden; heute besser, als gestern, und morgen besser, als heute. Ob wir gleich dem lieben Gott nun und nimmermehr ganz gleich kommen können: so sollen doch unsre Seelen ihm allmählich ähnlicher werden; so wie der Maler sein Bild allmählich der Sache ähnlicher macht, die es vorstellen soll, ob es gleich immer ein bloßes Bild bleibt.

Dieses

Dieses beständige besser machen und besser werden ist nun die rechte Absicht, zu der uns Gott erschaffen hat. Dazu hat er uns eine unsterbliche Seele gegeben, welche nicht im Grabe verwesel, sondern nach dem Tode des Leibes in Ewigkeit fort lebet. Diese Seele, welche Anfangs nicht versteht und nicht weiß, was recht oder unrecht, bös oder gut ist, soll nehmlich von Jugend auf, bis ins hohe Alter, an Einsicht, Vernunft und Gutherzigkeit immer zunehmen und auch einmal in der Ewigkeit noch fortfahren, immer klüger und gütiger zu werden. Dazu hat er uns Augen, Ohren, Sprache und so künstliche Hände gegeben, daß wir alles, was wir unternehmen, von Tag zu Tage besser einrichten lernen sollen. Dieses beständige besser werden und besser machen muß also auch das vornehmste Geschäft unsers ganzen Lebens seyn. Wir müssen dahin streben, durch alles, was wir treiben und thun, nicht etwa blos Reichthum, Ehre oder Wohlleben zu erlangen: sondern das nächste was wir suchen, soll seyn, daß wir verständiger, geschickter und besser werden, und durch diese schönen Eigenschaften immer mehr Gutes zu Stande bringen.

Lasset uns nun im zweyten Theil unsrer Betrachtung sehen, wie dieses immer besser werden und besser machen in diesem Leben auf der Erde geschehen kann.

Es heißt weiter im Text: „die da herrschen über die Fische im Meer, und über die Vögel unter dem Himmel, und über das Vieh und über die ganze Erde und über alles Gewürme, das auf Erden kriecht." Und im 28sten Vers befiehlt Gott den Menschen, daß sie sich die ganze Erde unterthan machen, und darüber herrschen sollen. Wenn wir diese Worte recht überlegen, so finden wir, daß sie nichts anders sagen wollen, als dieses: daß wir hier

auf

auf der Erde, wo wir leben, Bilder Gottes seyn sollen. Wir Menschen sollen auf der Erde herrschen, wie Gott über alle Dinge herrscht, das heißt: wir sollen alle die schönen Dinge, welche auf der Erde sind, so gebrauchen, daß noch mehr Schönes und Gutes heraus komme. Herrschen und regieren ist nämlich nichts anders, als wenn man macht, daß alles ordentlich und recht gut hergeht. Ein guter Hausvater ist ein König in seinem Hause, wenn er so darin regiert, daß Weib und Kinder und Gesinde vergnügt und zufrieden leben, und gleichwohl jedes seine Schuldigkeit thut. Die Hausmutter ist eine Königinn, wenn sie alles in Ordnung hält, und darauf sieht, das jedes das bekomme, was ihm gebührt, und wenn sie durch Freundlichkeit und liebreiches Wesen die Gemüther aufmuntert und fröhlich macht zur Arbeit. So auch, wenn ihr Sümpfe und Moräste austrocknet, und tragbare Felder daraus macht; wenn ihr Gräben ziehet, eure Wiesen zu verbessern; wenn ihr Steine von eurem Acker leset; wenn ihr schlechten Boden durch Vermischung anderer Erdarten verbessert; wenn ihr Obst- und andere Bäume anpflanzet; wenn ihr Klee und andere nützliche Futterkräuter bauet; wenn ihr sonst eure Feld- und Hauswirthschaft in bessern Stand setzet; wenn ihr Kinder zeuget, und zur Gottesfurcht und Fleiß erziehet, oder wenn ihr sonst etwas Gutes noch besser macht, und die Gaben Gottes vermehret: o, meine Lieben! so herrschet ihr nach dem Bilde Gottes über die Erde, und macht sie euch unterthan, so wie alle Dinge Gott unterthänig sind. Und je mehr einer Gutes durch seinen Verstand und Fleiß ausrichtet, desto größer ist sein Regiment; desto mehr gleicht er dem größten König aller Könige.

Gott hat aber auch die Erde recht besonders dazu eingerichtet, daß wir Menschen auf derselben auf sol-

che Art herrschen, und alle Dinge, die wir unternehmen, immer mehr verbessern, und daß wir eben dadurch selbst immer verständiger, geschickter und liebreicher, und dem schönen Bilde, das Er uns zur Nachfolge vorgestellt hat, ähnlicher werden können.

Ihr wißt es alle selbst, meine Freunde! Ein öder, wüster Boden bringt wenig Gutes hervor. Das wilde Obst ist sauer. Der Acker muß gut bestellt werden, wenn er gute Früchte geben soll. Die Bäume im Walde müssen zu rechter Zeit gefällt, die Steine gebrochen, und alles mit vieler Mühe und Kunst zusammengefügt werden, wenn es ein Haus geben soll. Aus roher Wolle oder aus unbereitetem Flachse läßt sich kein Kleidungsstück machen. Wenn man die Pferde und Ochsen nicht abrichtet und die Kinder nicht lehrt: so bleiben sie ungeschickt und störrig ihr Lebenlang. Ein fleißiger und ordentlicher Hausvater kann seine Wirthschaft, wenn er nur einmal anfängt, über alles nachzudenken, immer in bessern Schwung bringen. Die Hausfrau kann durch immer größere Freundlichkeit und Munterkeit machen, daß der Mann, die Kinder und das Gesinde immer vergnügter werden und lieber arbeiten. Sie kann mit geringern Kosten ihren Tisch besser bestellen, wenn sie nachsinnet, wie alles am beßten zu machen sey. Die Kinder können ihren Eltern alle Tage mehr Freude machen, wenn sie immer gehorsamer, fleißiger und sittsamer werden. Ein ganzes Dorf müßte reicher, anmuthiger und vergnügter werden, wenn dieses in allen Haushaltungen geschähe, und wenn die Einwohner alle sich bemühten, Zorn, Hochmuth, Geiz, Neid, Völlerey und andere böse Laster abzulegen. Ja, ein ganzes Land müßte bald grünen und blühen, wie ein Paradies, wenn alle die darin wohnen, Hohe und Niedrige, sichs angelegen seyn ließen, alle Tage besser zu werden.

Die Erfahrung bestätigt dieses dadurch, daß es wirklich schon viel schöner und besser auf der Erde geworden ist, als es vor alten Zeiten war. Vor etlichen tausend Jahren waren noch in Deutschland fast lauter ungeheure Waldungen und Sümpfe und Moräste, wo jetzt die schönsten Getreidefelder, Wiesen und Städte und Dörfer sind. Bären brummten und Wölfe heulten, wo jetzt Kühe und Schafe blöcken. Alle Bauern waren sonst elende Sclaven, und der Edelmann konnte sie nach Gefallen todtschlagen und ihnen Habe und Gut abnehmen. Auf den Landstraßen war kein Mensch seines Lebens sicher vor Mördern und Räubern, wovon noch hier und da die alten Bergschlösser und Wartthürme zeugen. Das ist jetzt alles so viel besser, und wird mit Gottes Hülfe noch besser werden, daß endlich kein Mensch mehr an seiner Nothdurft Mangel leide, oder gedrückt werde. Vor Zeiten hatte man bloß wilde Aepfel und Birnen, wo man jetzt durch Pfropfen und Oculiren so vielerley kostbare Obstarten ziehet. Man hat die Vieharten hier und da durch fremde Zucht vergrößert und verbessert. Man hat sogar dem Blitz und Donner vorgeschrieben, wie er laufen soll, daß er keinen Schaden thue; wie ihr das an dem Blitzableiter an unserm Kirchthurme seht. Es sind über hundert Jahre, daß man bey uns nichts mehr von der Pest hört: weil die weisen Obrigkeiten darauf bedacht sind, daß diese Seuche nicht aus der Türkey ins Land gebracht werde. Es sterben heutzutage wenig Leute mehr an dem Friesel, der sonst so gefährlich war. Geschickte Aerzte curiren jetzt das kalte Fieber oft in wenig Wochen, womit man sich vor Alters Jahre lang schleppen mußte. Die schreckliche Blatter-Krankheit, die so viel tausend Kinder wegraffte oder verunstaltete, hat durch die Erfindung der Schutzblattern schon sehr abgenommen, und wird mit

der Zeit ganz aufhören: und so werden durch das Nachdenken immer mehr kräftige Mittel wider viele andere Krankheiten, Beschwerden und Nothfälle erfunden. Diese Dinge, die wir Uebel des Leibes nennen, geben uns also auch Gelegenheit, unsern Verstand durch Nachdenken zu üben: denn die Noth lehrt es wohl, daß man nachsinnen muß, wie man sich helfen könne. Und durch dieses Nachdenken werden wir dann klüger und lernen allmählich alles besser machen. Hilft nun ein Mensch dem andern, und der andre dankt ihm herzlich und hilft wieder, wo er kann: so wächst in beyder Herzen auch die Liebe und Güte, und beyde werden besser. Und dieses immer mehr, je mehr wir Dinge kennen lernen, je mehr wir ihren Nutzen einsehen und sie zu unserm und andrer Menschen Besten anwenden.

Daraus seht ihr ganz offenbar, daß der liebe Gott die ganze Erde, mit allem was darauf und darin ist, so eingerichtet hat, daß wir Menschen alles immer besser zu machen, und selbst besser zu werden suchen müssen, wenn wir ein recht vergnügtes Leben darauf führen wollen. Da nun dieses die rechte Art ist, wie wir sterbliche Menschen Bilder Gottes werden können: so sehen wir, daß er uns auch deswegen auf die Erde gesetzt hat, daß unsre Seelen ihm hier auf solche und keine andre Art ähnlich werden sollen. Immer besser machen und besser werden ist also gewiß die Absicht, warum er uns diese Erde zu bewohnen gegeben hat; bis er uns einst durch den Tod zur ewigen Freude einführet.

Dürfte ich doch nun, meine lieben Freunde und Zuhörer, zu dieser Betrachtung weiter nichts mehr hinzufügen, als den herzlichen Wunsch, daß wir und alle Menschen auf der ganzen Erde diese Absicht Gottes redlich erfüllen, und recht schöne Ebenbilder von

ihm werden möchten! Allein es gibt leider! gar viele Menschen, die noch weit von diesem Glücke entfernt sind. Der eine sorgt nur ängstlich, wie er vergängliches Geld und Gut zusammen bringen; der andere, wie er seinen Leib pflegen, und in wilder und unvernünftiger Lust leben, oder wie er seinen Hochmuth und seine Eitelkeit befriedigen möge. Viele leben nur so in den Tag hinein, wie's kommt, ohne zu bedenken, was sie eigentlich in der Welt sollen und wollen, und daß Gott einmal von jeder Stunde, die wir gelebt haben, Rechenschaft von uns fordern wird. Sollte nicht dieses auch von einigen unter uns bisher geschehen seyn? Wir sind alle arme Sünder und mangeln des Ruhms, den wir vor Gott und unserm Gewissen haben sollen; der eine mehr, der andere weniger. Aber ich bin versichert, meine Lieben, daß es bey vielen nur daran gelegen hat, daß sie es sonst nicht recht überlegten, wozu wir eigentlich von Gott erschaffen sind. Nun, da wir es so deutlich eingesehen und begriffen haben, nun hoffe ich, werden wir alle auch darnach thun! Ja, glaubt mir altem Manne! Ich habe in meinem Leben viel Ungemach ausgestanden, wie ihr selbst wisset: ich bin aber Gott Lob! doch immer gutes Muths dabey gewesen. Und soll ich euch sagen, was mich immer bey gutem Muthe erhalten hat? Nichts anders, als dieses, daß ich es so gemacht, wie ich euch eben vorgestellt habe. Ich habe mich bey allem, was ich unternahm, bemüht, es aufs beßte zu machen. Ich habe immer darnach gestrebt, mehr zu lernen. Ich habe gesucht, mir einen Fehler nach dem andern abzugewöhnen, und habe wissentlich keine Gelegenheit versäumt, Gutes zu thun. Ich habe meine Freude daran gehabt, mit meinen wenigen Einsichten und Kräften so viel auszurichten, als ich konnte. Ich habe dabey Gott vertraut, daß er zu allem

lem was ich unternahm, seinen Segen geben, und noch mehr auf den guten Willen, als auf die That sehen würde. Dadurch bin ich so weit gekommen, daß ich ohne Bangigkeit auf mein geführtes Leben zurücksehen, und nun, wenn meine Stunde kommt, getrost sterben kann. Wer es nun unter euch bis jetzt noch nicht so machte, der fange doch heute an, meine Lieben! Wie schnell geht nicht das kurze Leben vorüber, und dann kommt die Ewigkeit, die kein Ende nimmt! Versucht es nur einmal, und überlegt heute Abend alles, was ihr morgen thun, und wie ihr es aufs beßte einrichten wollt, daß es Gott und Menschen wohlgefalle! Oder fragt euch morgen frühe, wenn ihr aufwacht: was wirst du heute thun, um verständiger und besser zu werden? Welchen Fehler hast du dir noch abzugewöhnen? Wie wirst du in deiner Wirthschaft alles aufs beßte einrichten? Wem könntest du eine Freude machen, oder etwas zu Liebe thun? Was könntest du da oder dort zur Besserung deines Weibes, deiner Kinder, deines Freundes thun oder reden? Wie wirst du die heute vorfallenden Unterthanen-Pflichten gegen deine Herrschaft erfüllen? — Diese und andere solche Fragen thut an euch selbst, und denkt nach, wie ihr jedes aufs beßte anstellen wollt? Morgen Abends besinnet euch dann wieder auf alles, wie es abgelaufen ist, und denkt, was übermorgen geschehen soll, und wie ihrs da noch besser machen wollt. Dieses treibt dann so weiter, und betet fleißig zum lieben Gott, daß er euch beystehe. Er wird euch gewiß erhören. Er hat euch ja dazu erschaffen, daß ihr immer besser werden, und alles besser machen sollet. Er wird das gute Werk, das er angefangen hat, auch vollführen helfen, wenn ihr das Eure dabey thut. Wird es aber diesem oder jenem unter euch zu schwer, oder hat einer und der andere meine Meinung nicht recht verstanden:

ſtanden: ſo kommt zu mir! Ich will euch gern rathen und helfen, ſo viel ich kann, und ſo lange ich noch lebe. Ich möchte Euch, Ihr Lieben, alle gern ſo fromm und vergnügt ſehen, daß ich mein graues Haupt heute oder morgen mit Freuden ins Grab legen und vor den Richterſtuhl Gottes hintreten und ſprechen könnte: Hier ſind ſie, Herr, die du mir gegeben haſt. Ich habe deren keinen verlohren.

Du allbarmherziger Vater im Himmel! gib doch deinem alten Diener dieſe Freude noch in ſeiner Todesſtunde. Amen.

Zehntes Capitel.

Wie die zwölf ältesten Hausväter zu Mildheim mit ihrem Herrn auf dem Schlosse zu Mittag essen.

Nach geendigtem Gottesdienst gingen nun die zwölf Männer, welche zum Essen eingeladen waren, nebst dem Herrn Pfarrer und Schullehrer auf das Schloß, und begaben sich in den Speisesaal, wo sie der Herr von Mildheim freundlich willkommen hieß. Es war ihm eine rechte Freude, zwölf von seinen Unterthanen bey sich zu sehen, welche alle ehrliche brave Leute waren, und mit ihren grauen Köpfen und reinlichen Kleidern ein recht ehrwürdiges Ansehen hatten. Besonders war es dabey, daß er einen der reichsten und ältesten

sten Männer im Dorfe, den Johannes Kaltmann nicht hatte bitten lassen, sondern statt dessen den armen Schuhmacher Elias Fischer. Die Ursache davon war aber diese: daß Kaltmann kein rechter Hausvater, sondern ein alter Junggesell war, der mit Mägden Haus hielt; dagegen Fischer eine Frau und fünf Kinder hatte. Der Gerichtshalter und der herrschaftliche Verwalter aßen auch mit: so daß die ganze Tafel mit 17 Personen besetzt war. Die Bauersmänner aßen aber so manierlich, was ihnen vorgelegt wurde, und sagten ihre Meinung so bescheiden und verständig, wenn sie um etwas gefragt wurden, daß sich der Herr von Mildheim darüber verwunderte, und daß er dem Herrn Pfarrer und Schulmeister freundlich darüber zunickte: indem er glaubte, sie hätten beyde durch ihren freundlichen Umgang mit den Leuten dazu geholfen, daß diese sich so wohl aufzuführen wüßten. Ueber dem Essen wurde allerhand gesprochen vom Ackerbau, von der Viehzucht und vom Hauswesen. Unter andern erzählte der Herr von Mildheim, daß ein Rittergutsbesitzer, der Herr Schubart zu Würchwitz bey Zeitz die Probe gemacht habe, ein Stück Feld von 8 Morgen 8 Jahre nach einander zu benutzen, ohne es Brache liegen zu lassen; und daß er noch im 6ten Jahre für 200 Thaler Klee darauf geerndtet und zu Heu gemacht; dann im 7ten Jahre vortrefflichen Waitzen, und im 8ten wieder ziemliche Gerste und Haser; worauf er es erst wieder Brache liegen, und frisch düngen lassen. Dieser erfahrne Landwirth habe auch durch gedruckte Schriften den Kleebau überall empfohlen und durch sein Exempel in Aufnahme gebracht, und sey dafür vom Kaiser in den Ritter- und Adelstand, mit dem Beynahmen von Kleefeld erhoben worden. Desgleichen erzählte er auch, wie an manchen Orten der Viehstand seit einigen Jahren sich aufs doppelte vermehrt

mehrt habe, blos dadurch, daß die Leute mehr Futterkräuter bauten, und das Vieh besser fütterten, als sonst; wodurch sie dann mehr Mist zum Dünger erhielten, und den ganzen Ackerbau allmählich verbessern könnten. Dabey ermahnte er die anwesenden Bauern: sie möchten es doch auch probiren, und befahl dem Verwalter, er solle darauf sehen, daß sein Schäfer die Kleestücke mit der Heerde verschonte. Auch sollte er den Leuten, welche diese Probe machen wollten, mit Rath und That an die Hand gehen, und ihnen zu gutem Saamen verhelfen. Er sagte auch: in dem Noth- und Hülfsbüchlein, welches er in die Schule gegeben, sey deutlich beschrieben, wie man die Verbesserung der Landwirthschaft durch den Viehstand anstellen müsse, und wie überhaupt ein jeder fleißiger und kluger Bauersmann mit Ehren und gutem Gewissen seine Umstände verbessern könne. Ueber die Predigt, die der Herr Pfarrer gehalten, wurde auch allerhand gesprochen, und der Herr von Mildheim meinte: wenn er, nach seines wohlseligen Herrn Vaters Willen, in die Fremde reisen, und auf die Menschen Acht haben würde, warum die meisten unglücklich und mißvergnügt wären: so würde er vermuthlich bey vielen eben die Ursache davon antreffen, daß sie nicht darnach strebten, lebenslang ihre Sachen immer besser zu machen, und verständiger, gütiger, frömmer, geschickter, und nützlicher zu werden. Sondern er würde finden, daß der eine nichts im Sinne habe, als reicher, der andere vornehmer zu werden, der dritte seine Begierde nach Wollust, Ueppigkeit, Rache und andern bösen Dingen zu befriedigen, und daß so ein jeder etwas suche, das ihm oft fehlschlagen müsse: weil ihm andere dabey in den Weg träten, oder zuvorzukommen suchten. Darüber klagten sie dann und wären mißvergnügt. Der Gerichtshalter setzte hinzu: es wäre wohl ein wahres

Sprüchwort: Des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Wenn nun einer zum Exempel immer darnach strebte, redlich und rechtschaffen zu seyn, klüger zu werden, ein gutes Gewissen zu behalten: so könne es ihm nicht fehlen, er müsse vergnügter seyn, als jene; weil ihm niemand in seinem Verlangen hinderlich seyn, oder ihm diese schönen Seelengüter stehlen könne. Der Schulze, Anton Schmidt, sagte darauf bescheidentlich: „Ihr Wort in Ehren, Herr Gerichtshalter! Wenn aber der gnädige Herr erlaubet, daß ich meine geringe Meinung sage; so denke ich, viele von uns Bauersleuten hätten wohl keine Zeit dazu, daß sie mit ihren Gedanken so hoch steigen könnten. Das ist wohl eine Sache für die vornehmen Herrn, die über den Büchern sitzen können: aber unser einer muß Gott danken, wenn die Arbeit fertig wird, und wenn man heraus studirt, wie man der hohen Obrigkeit die Steuern geben, und als ein ehrlicher Mann durch die Welt kommen kann. Ich will keinen nennen: aber der Herr Gerichtshalter weiß ja selbst, wer die meisten Reste und Schulden hat im Dorfe, und wo es um die Wirthschaft am schlechtesten aussieht. Das sind gerade die Leute, die am fleißigsten über der Postille sitzen, und aufs schönste aus Gottes Wort sprechen." Da nahm der Herr Pfarrer das Wort, und sagte: „Ja, Herr Schulze, da hat Er ganz recht; und ich setze noch dazu: das sind eben die schlechtesten Christen, die viel von Gottes Wort reden, und desto weniger darnach thun. Unser Herr Jesus hielt keine stundenlange Predigten: sondern er sagte in kurzen Sprüchen, was man thun solle, und that es selbst vor. Und so sollen wir ebenfalls nicht viel über Gottes Wort klügeln und ein Langes und Breites davon reden, auch nicht viel Worte machen, wenn wir zu Gott beten: sondern wir sollen bey allem, was wir in unserm Beruf

ruf thun und treiben, nur oft daran denken, daß der liebe Gott haben will, daß wir es aufs beßte machen nach unsern Kräften. Wenn wir so denken und auch wirklich darnach thun, und dabey auf den Beystand Gottes vertrauen: so haben wir das rechte Christenthum; und dazu braucht es bey Bauersleuten weder viele Zeit noch Bücher." Der Herr von Mildheim antwortete darauf: das ist wohl wahr, Herr Pfarrer! die Hauptsache bey dem Christenthum ist gewiß, daß wir immer den Willen haben, gut zu seyn, und recht zu thun, und daß wir in Glück und Unglück uns darauf verlassen, daß es der himmlische Vater gut mit uns meine; und dazu braucht es keine Bücher. Aber ich dächte doch, es sey gut, wenn der Bauersmann zuweilen ein Buch läse, woraus er lernte, wie und auf welche Art er diese und jene Wirthschaftssachen aufs beßte einrichten, und wie er sich und andern in gewissen Nothfällen des Lebens helfen könne? — so wie sie ihn in Ihren Predigten belehren, wie er eine gute Kinderzucht führen, durch welche Mittel er sich und andere in Traurigkeit trösten, in Gefahr beherzt machen, in Zweifeln beruhigen, und in allem Guten stärken könne. Ich denke auch, so viel Zeit findet jeder leicht des Sonntags und an den Winterabenden. Denn viel muß er freylich nicht lesen; sondern nur wenig, und das Wenige recht überlegen, ob es auch wahr und gut sey.

So sprachen sie während des Essens von allerhand Sachen. Als aber der Herr von Mildheim gewahr wurde, daß die Bauersmänner den Wein, der ihnen vorgesetzt war, aus Bescheidenheit zu lange stehen ließen, brachte er dem Herrn Pfarrer die Gesundheit zu:

Unsre lieben Bauern sollen leben!
Gottes Segen über sie!

Der

Der Herr Pfarrer nahm sogleich sein Glas, und setzte dazu:

Gottes Segen für die Müh,
Daß sie schönes Brod uns geben!

Nun mußten die Bauersmänner Ehren halber eine Gegengesundheit ausbringen, und das that der Schulze mit den Worten:

Unsre guten Herren sollen leben!
Gottes Segen über sie!

und der Schuster Elias Fischer fiel ihm gleich ins Wort und fügte noch bey:

Segen, daß für unsre Müh
Sie uns viel mehr Gutes geben!

So brachten sie den Mittag sehr vergnügt zu, und freuten sich darüber, daß die Herren den Bauernstand so werth hielten, noch vielmehr, als über die genossenen Speisen und Getränke.

Eilftes Capitel.

Wie der junge Herr von Mildheim auf Reisen gegangen, und was er für eine Verordnung hinterlassen.

Den Tag nach Ostern begab sich nun der Herr von Mildheim auf die Reise, und eine Menge Einwohner des Dorfes versammelten sich, ihn fortfahren zu sehen. Ein Theil Leute weinten darüber, und alle beteten zu Gott, daß er den Herrn behüten und erhalten möchte, daß er gesund wieder käme: denn sie hofften einen recht guten Herrn an ihm zu haben. Die Aeltesten und Vorsteher der Gemeinde stellten sich in Ordnung an die Thür, wo er in den Wagen steigen sollte, und als er heraus kam, brachte der Schulze das Wort an: daß

alle

alle Menschen im Dorfe dem gnädigen Herrn viel Glück und Segen zu seiner Reise wünschten, und daß sie im Kirchengebet, wo seiner gedacht würde, allemal im Herzen dazu setzen wollten: Gott gebe uns den lieben Herrn gesund und glücklich wieder! Er dankte freundlich, schüttelte die alten Väter, die zunächst an ihm standen, bey der Hand und sprach: „Gott behüte euch, ihr guten Leute, vor allem Unglück, „und segne euch! Ich verlasse euch jetzt, hoffe aber „bald wieder zu kommen, und dann will ich mit Gottes „tes Hülfe alles thun, um der Noth abzuhelfen, welche „che diesen und jenen im Dorfe noch drücken mag. Behaltet mich lieb, und seyd immer so brav und gut, „daß ich euch auch lieb haben kann! Schulze, hier „ist ein Papier, das lese er einmal vor, weil doch die „meisten Leute aus dem Dorfe beysammen sind."

Da horchte auf einmal alles still auf, und der Schulze las, wie folget:

„Dieweil ich unter Gottes Beystand und nach dem letzten Willen meines wohlseligen Herrn Vaters in die Fremde reisen, und etliche Jahre ausbleiben werde: so will ich, daß meine lieben Unterthanen, die Einwohner meines Dorfs **Mildheim** und der dazu gehörigen Vorwerke **Ost-** und **Westhausen**, mich unterdessen nicht vergessen, sondern fleißig an mich denken, und mir zu Gefallen leben, als ob ich da wäre. Zu dem Ende setze ich hiermit etliche Belohnungen oder Preise für diejenigen aus, welche sich meinem Verlangen gemäß bezeigen werden. Sobald ich wieder komme, sollen richtig von mir ausgezahlt werden:

1) 50 Gulden denjenigen Eheleuten, welche die vergnügteste Ehe in Friede und Einigkeit führen, und ihre Kinder am besten zur Gottesfurcht und zur Haus- und Feldarbeit erziehen.

2) 50 Gulden demjenigen Hauswirth, der jetzt in Schulden oder sonst in Noth steckt, und der durch Fleiß und Spar-

Sparsamkeit sich schuldenfrey macht, oder am meisten vor sich bringt, ohne geitzig zu seyn, oder sich an unrechtem Gute zu vergreifen.

3) 50 Gulden dem jungen Burschen, der den Ackerbau und das Fuhrwesen am beßten erlernt, und sich dabey am sittsamsten und ordentlichsten aufführt.

4) 50 Gulden demjenigen erwachsenen Mädchen, welches die Haus- und Viehwirthschaft, Spinnerey und was sonst zu einer tüchtigen Hausfrau gehört, am beßten versteht, und dabey das Lob erlangt, daß sie die sittsamste und doch auch die leutseligste und höflichste im Dorfe ist. Außer den 50 Gulden soll diese auch die beßte Kuh aus meiner Heerde, und eine ordentliche Ausstattung von mir bekommen, wenn sie heyrathet: weil es solcher Mädchen gar wenig gibt.

5) 25 Gulden sollen unter die 5 Schulknaben vertheilet werden, welche am beßten lesen, schreiben, rechnen und das Noth- und Hülfsbüchlein verstehen.

6) 25 Gulden unter 5 Schulmädchen, welche dieses und was sonst in der Schule gelehret wird, am beßten erlernen.

Diese Preise sollen, wenn ich wieder komme, alsbald ausgezahlt werden: nachdem ich werde haben streng untersuchen lassen, wer sie verdient hat.

Joseph Wilhelm von Mildheim.

Der Schulze hatte kaum ausgelesen, so rief der Herr von Mildheim: Nun lebt wohl, ihr guten Leute! und stieg mit dem Herrn Pfarrer, der ihn bis in die nächste Stadt begleitete, in den Wagen, Hanns, der Kutscher, hieb die Pferde an, und da gings auf und davon. Die Leute waren so erstaunt, daß sie fast alle stumm stehen blieben, bis der Wagen durch sie hinfuhr. Da streckte alt und jung die Arme aus und schrieen: daß ihn Gott geleite, den lieben Herrn! und der ganze Haufe stürzte sich hinter dem Wagen her, und sie sahen ihm nach, bis er um den Birkenhügel herum

herum war, der vor Mildheim liegt. Nun war auf dem Heimwege ein so lautes und verwirrtes Sprechen durcheinander über den gütigen Herrn, der ihnen noch Geld dazu geben wollte, wenn sie ihre Pflicht thäten und ihren Nutzen suchten, daß fast keiner den andern verstehn konnte. So etwas hat man weit und breit noch nicht erlebt, rief einer; und ein anderer sagte: er machts eben so, wie der liebe Gott, der gibt uns auch mehr, als wir verdienen, und segnet uns noch dazu, wenn wir klüger in unsern Sachen werden. Und wenn wir gern andern auch helfen, setzte Niklas Schmidt dazu, wie uns der ehrwürdige Herr am 2ten Festtage so schön gelehrt hat. Kurz, im ganzen Dorfe war noch niemals eine solche große Freude bey allen Menschen gewesen. Der Schulze schrieb hernach die Schrift wegen der Preise noch etlichemal ab, und nagelte sie an die Schul- und Kirchthüren, und ans Wirthshaus, daß es jedermann lesen konnte. Und alle Hausväter, Hausmütter, Bursche, Mädchen und Kinder spitzten sich Anfangs darauf, daß sie wohl so glücklich seyn könnten, die Belohnung zu bekommen; bis sie überlegten, daß man sie auch verdienen müsse, und daß nur einer sie bekommen könne. Was nun schlechte Leute waren, die dachten: an dich kommen die 50 Gulden doch nicht; was sollst du dich lange martern und quälen, daß du sie verdienest. Aber die meisten erinnerten sich daran, daß ja der Mensch dazu erschaffen sey, daß er immer besser und besser werde; und da dachten sie: bekommst du auch den Preis nicht, so nutzt es dir doch, und ist Gottes Wille, wenn du suchst deine Wirthschaft und deinen Feldbau zu verbessern, mit deiner Frau gut zu leben, und deine Kinder gut zu erziehen. Junge Bursche und Mädchen meinten: wenn sie sich so aufführen, als müßten sie den Preis verdienen, und sie bekämen ihn nicht;

so lernten sie doch dabey einmal ehrlich durch die Welt zu kommen; und was jeder sonst dabey dachte. Weil sie nun gemerkt hatten, daß in dem Noth- und Hülfsbüchlein, welches der gnädige Herr der Schule und den Kindern geschenkt hatte, mancher guter Rath zu finden wäre: so baten viele den Herrn Pfarrer, ihnen dieses Buch zu verschaffen, damit sie und ihre Kinder in den Abendstunden zu Hause darin lesen könnten. Dieses that er recht gern, und an den langen Winterabenden versammelten sich dann mehrere, auch Weiber und junge Leute, bey einem, der gut lesen konnte, und lasen darin und besprachen sich darüber. Viele waren auch so klug, daß sie dem Büchlein gehorchten, und hatten großen Nutzen davon; wie man nachher sehen wird. Das ganze Noth- und Hülfsbüchlein folgt nun hier selbst, mit allen Bildern und Reim-Sprüchen, wie es gedruckt war.

Noth- und Hülfsbüchlein
für Bauersleute,

welches lehret,

wie man vergnügt leben, mit Ehren reich werden, und sich und Andern in allerhand Nothfällen helfen kann:

---

alles mit glaubhaften Historien und Exempeln bewiesen und mit Bildern gezieret.

Hilf deinem Bruder in der Noth!
Dies ist des Christen erst Gebot.

Gedruckt in diesem Jahr.

Dies ganze Buch ist mit Bedacht
Für Jung' und Alte so gemacht,
Daß, wer es liest und darnach thut,
Verstand, Gesundheit, guten Muth
Erhält, auch wohl ein reicher Mann
Nach dessen Vorschrift werden kann.
Zur Lust für Kind und Kindes-Kind
Viel schöne Bilder drinnen sind.
Wohlfeilen Preises ist es auch:
Deshalben kauf es und gebrauch
Es fleißiglich in Fried und Ruh;
Gott gebe das Gedeihn dazu!

Vorstehendes Bild stellt den lieben Herzog Leopold von Braunschweig vor, wie er zu Frankfurt, da die Oder ausgetreten war, in einen Kahn stieg, und einer armen Frau ihre Kinder retten wollte, ob er gleich ein Herzog war. Der liebe Gott nahm ihn darüber zu sich, und wir lernen daraus: daß man allezeit helfen soll, wo Noth vorhanden ist; man sey vornehm, oder geringe.

Erster Theil
des Noth- und Hülfsbüchleins,

welcher lehret:

wie Bauersleute vergnügt leben können.

Die Erd' ist schön und reich: um froh darauf zu leben,
Hat sie dein Gott, o Mensch! zum Wohnplatz dir gegeben.
Machst du zum Jammerthal die Gabe seiner Huld:
So zürne mit dir selbst; es ist dein' eigne Schuld!

Zu einem vergnügten Leben gehören mancherley Dinge: als wohlschmeckende und gesunde Speisen und Getränke;

Getränke; reinliche und anständige Kleidung; eine bequeme und heitere Wohnung, und in derselben freundliche Gesichter einander liebender, zufriedener Eheleute und Kinder, auch gutwillige und treue Dienstbothen, dabey im ganzen Haushalte überall Ordnung und Reinlichkeit, und vor allen Dingen gute Gesundheit; dann auch friedliche, freundschaftliche Nachbarn, ein guter Name bey den Miteinwohnern des Orts und ein gutes reines Gewissen vor Gott. Alles dieses ist in den hier folgenden Vorschriften und Geschichten deutlich beschrieben, und gezeigt, wie man dazu gelangen kann.

I.

Was beym Brodbacken zu beobachten ist.

Hab' ich nur immer gutes Brod:
Hat's mit dem Hunger keine Noth.

In Zückertshofen hatte ein jeder Einwohner seinen eignen Backofen bey seinem Hause, und die Einwohner hielten darauf, als auf eine alte Gerechtigkeit: obschon der Fürst geboten hatte, sie sollten ein Gemeinde-Backhaus anlegen. Nun begab sichs oft, daß die Leute sehr schlechtes Brod essen mußten: weil die Weiber das Säuren und Backen nicht recht verstanden. Eine säuerte zu kalt ein: da gab es klümpichtes Brod;

die

die andere zu heiß, da wurde es blasig. Eine nahm zu wenig Wasser: das gab zu festes Brod, das wie Bley im Magen lag; die andere zu viel Wasser, da wurde es glitschig und blieb zwischen den Zähnen kleben. Mit dem Sauerteige wußten sie's noch weniger zu treffen. Eine frischte ihn nicht oft genug an: da wurde er stinkend, und verdarb das Brod. Eine nahm zu wenig: da blieb das Brod sitzen; und eine andere zu viel, daß es schwammigt wurde. Daß man ein wenig Salz in den Teig thun muß, wußte eine nicht; die andere nahm zu viel Salz. Beym Einmengen und Kneten war diese und jene zu ungeschickt oder zu faul, den Teig so lange durchzuarbeiten, bis er nicht mehr an den Händen kleben blieb. Manche schliefen zu lange, wenn sie des Abends gesäuert hatten: da versauerte der Teig, und das essigsaure Brod floß auseinander, wenn es in den Ofen kam, und machte hernach den Leuten Bauchgrimmen. Auch konntens die wenigsten mit der Hitze im Backofen recht treffen. Entweder war er zu heiß: da verbrannte es auswendig, und blieb inwendig teigig und wasserstreifig; oder nicht heiß genug: da wurde das Brod ausgedörrt, verlohr alle Kraft, und blieb in der Mitte doch klebrig. Manche Frau schob die Brode, wenn sie den Teig kaum ausgewirkt hatte, flugs in den Ofen, um bald fertig zu seyn: da bläserte sich die Rinde und lösete sich ab, und die Krume wurde fest und schmeckte süßlich, als ob nicht genug Sauerteig darin wäre. Daher kam es denn, daß in dem Dorfe Magendrücken, Leibweh und Verstopfungen kein Ende nahmen, und die Kinder vor Würmern nicht zu bleiben wußten; woran allein das schlechte Brod Schuld war. In nassen Jahren, wo das Korn feucht eingebracht wurde, war es noch schlimmer.

Nun hatten die Leute auch nicht bedacht, daß, wenn sechs Haushaltungen auf einmal in Einem Ofen backen, fast fünfmal weniger Holz und Stroh darauf geht, als wenn jede in einem besondern Ofen bäckt; auch nicht, daß ein Backofen, der alle Tage geheitzt wird, nicht so viel Holz braucht, als wenn man ihn alle 8 oder 14 Tage heitzet. Desgleichen auch, daß so viel Backöfen im Dorfe sind, so vielmal auch Feuersgefahr dabey ist, und um desto mehr, je seltner die Leute beym Backofen beschäftigt sind. Es kam aber endlich zweymal kurz hinter einander Feuer beym Backen aus, und brannten etliche Häuser ab. Da ließ der Fürst die Haus-Backöfen alle einreissen, und auf Kosten der Gemeinde ein Gemeinde-Backhaus aufrichten, welches auf einen von den Häusern abgesonderten Platz gebaut wurde, da man rund herum kommen konnte. In dieses Backhaus wurde ein gelernter Bäcker gesetzt, der verzinsete der Gemeinde die angewandten Kosten durch einen jährlichen Pacht; und es traf eben, daß dieser Bäcker, welcher Meister Conrad hieß, das Backen recht von Grund aus verstand, und sonst auch ein kluger und braver Mann war. Wie dieser merkte, daß die Weiber mit dem Einmengen und Kneten nicht recht umzugehen wußten: so lehrte er es etliche von seinen Nachbarinnen. Diese bekamen nun sehr schönes, lockeres, ausgebackenes, wohlschmeckendes Brod. Andere wollten denn auch gern solches Brod haben, und gingen hin, und sahen zu, wie's die Weiber, die ers gelehrt hatte, machten. So bekam nach und nach das ganze Dorf besseres Brod. Meister Conrad hielt es aber so mit seinem Backwesen. Er sorgte immer für guten frischen Sauerteig, den die Leute bey ihm holten, und ihm hernach so viel von ihrem Teige wieder gaben. Er sagte ihnen, um welche Zeit sie einsäuern sollten, je nachdem ihr Mehl

von gutem reifen, oder von halbreifen, feucht eingebrachtem Korne war. Des Morgens schickte er seinen Lehrburschen herum, der die Backgäste zum ausknetten weckte. Mit dem Glockenschlage, da sie bestellt waren, fing er nun an, das Brod in den Ofen zu schieben, und wenn er fertig war, pfiff er noch einmal auf dem Finger ins Dorf hinein, und wer nun nicht gleich gelaufen kam, der blieb mit seinem Teige draussen. Ehe er aber einschob, probirte er den Ofen, so daß er eine Handvoll Mehl ins Ofenloch legte. Wurde dieses gleich braun; so war ihm die Hitze recht: blieb es weiß, so schob er noch Holz nach, und wurde es ganz schwarz, so ließ er die Hitze erst wieder etwas abkühlen. Runde zwölfpfündige Brode ließ er 3 Stunden im Ofen; achtpfündige nur 2 Stunden; und sechspfündige nur 1 Stunde; und die langen Brode etwas weniger. Waren die Brode herausgezogen, so ließ er sie nicht gleich von der Hitze in die kalte Luft bringen: sondern stellte sie neben einander, daß sie nach und nach kalt wurden. Auf solche Art hatten die Leute immer so gutes Brod, daß sie sich recht daran laben konnten, und es bekam ihnen besser, als den Stadtleuten ihr schönstes Weißbrod. Das einzige, was ihm Anfangs noch fehlte, war, daß es sandig schmeckte. Dieses kam nämlich daher, daß der Müller weiche Sandsteine zu Mühlsteinen hatte, von denen sich der Sand abrieb und unter das Mehl kam. Auch pflegte er wohl, wenn er frisch geschärft hatte, gleich Brodkorn aufzuschütten; und da kam der Sandstaub in das Brod, welcher Uebelkeiten, Bauchgrimmen, Magendrücken und andere Beschwerden verursachet. Meister Conrad sagte es dem Müller oft in Güte: er solle härtere Mühlsteine anschaffen. Als er aber nicht hören wollte, weil sie theurer sind, als die weichen: so stiftete es der Bäcker an, daß die Gemeinde ihn

verklagte.

verklagte. Da wurden ihm die weichen Steine von Obrigkeitswegen zerschlagen; er mußte härtere anschaffen, und bekam strengen Befehl, wenn er die Steine geschärft hätte, allemal erst etwas Frucht für das Vieh darauf zu schroten, ehe er Brodkorn für die Menschen aufschüttete. Meister Conrad rieth auch den Leuten, daß sie vom Brodkorn kein Kernmehl zu Klösen, Kuchen und Brey abnehmen sollten: weil es kein gutes Brod geben könne, wenn das feinste Mehl heraus sey. Sonst hatte das Gemeinde-Backhaus, da der Ofen alle Tage geheizt wurde, auch noch den Nutzen, daß die Weiber einen Topf mit Fleisch, Sauerkraut, Erbsen, Linsen, Hirse und dergleichen dahin gaben, wo es für etliche Pfennige gar gekocht wurde, wobey sie Holz und Zeit ersparten.

Dieser Meister Conrad hatte auf seiner Wanderschaft in Westphalen auch Pumpernickel backen gelernt, welcher in seiner Gegend nicht bekannt war. Diese Art Brod wird nicht von Mehl, sondern von geschrotenem Rockenkorn gebacken. Man säuert mit warmen Wasser, meistens ohne Sauerteig, knetet den Teig recht fest, macht daraus große viereckige Laiber von 30 bis 40 Pfund, und läßt sie 24 Stunden im Backofen. Dies gibt ein wohlschmeckendes, nahrhaftes und gesundes Brod, welches sich an einem kühlen Orte lange Zeit frisch und saftig erhält. Es muß aber nicht allzusauer und recht ausgebacken seyn. Von solchem Pumpernickel machte Meister Conrad eine Probe auf den Kauf, und es schmeckte den Leuten so gut, daß er in der Folge kaum genug backen konnte, so stark ging er ab. Auf diese Art kam er nach und nach zu einem schönen Vermögen, und Jedermann gönnte es ihm von Herzen: weil er dem ganzen Dorfe, durch seine bessere Art zu backen, Nutzen geschafft hatte. Auch sah man daraus, daß es überall gut sey, nachzuforschen.

schen: wie man seine Sachen immer besser einrichten könne.

Uebrigens hat man auch Exempel, daß in Gemeinde-Backhäusern schlechtes Brod gebacken wird; wenn die Obrigkeiten dem Becker nicht auf die Finger sehen, und die Leute doch gezwungen sind, bey ihm zu backen. Was ein solcher verdirbt, sollte man ihn allezeit bezahlen lassen.

2.

Wie verdorbenes Getreide zu verbessern und gesundes Brod daraus zu backen sey.

Schlechte und verdorbne Sachen
Sind durch Klugheit gut zu machen.

Im Jahr 1771 waren, wegen des nassen Sommers, in Ude die Früchte theils schon auf dem Halm ausgewachsen, theils feucht in die Scheuren eingebracht worden. Die meisten Einwohner hatten kein alt Korn mehr, und mußten das neue essen. Da wurden viele kränklich, und bekamen zuletzt böse Faulfieber, woran manche sterben mußten, besonders Kinder. Nur des Schulmeisters Kinder blieben, so wie er und seine Frau, frisch und gesund; da sie doch ebenfalls ausgewachsenes Korn aßen. Nun fragten die Bauern den Schulmeister, wie er das mache, und er sagte es ihnen recht gern, gabs auch den Kindern als eine Vorschrift zu schreiben auf, welche also lautete:

„Unreifes Korn ist schwer zu mahlen, und gibt ein klebriges Mehl. Der Teig bleibt flüssig, geht nicht recht auf, und bäckt sich nicht recht aus, so daß das Brod wasserstreifig wird. Solches Brod ist der

Gesund-

Gesundheit sehr zuwider; eben nicht in der ersten Woche für einen starken Magen: aber die Wehen kommen nach. Denn es ist unkräftig, schwer zu verdauen, blähet den Leib auf, läßt im Magen und in den Gedärmen einen Kleister zurück, gibt ein träges schleimiges Blut, und daraus kommt Magendrücken, Leibwehe, Verstopfung und zuletzt langwieriges Fieber. Kindern ist es am schädlichsten.

Feucht eingeerndetes Korn muß man nicht eher, als im Frühjahr, wo es hinlänglich ausgetrocknet ist, verbacken; oder man muß es auf der Malzdarre langsam trocknen, ehe man es mahlen läßt. Das Mehl darf man, wie überhaupt alles Mehl, nicht lange in Säcken stehen lassen, weil es sich sonst fest auf einander setzt und mulstrig wird; sondern man muß die Säcke niederlegen und täglich umschütteln. Noch besser ist es, das Mehl in einen Backtrog oder Kasten an einem luftigen Orte auszuschütten und oft umzurühren. Vor dem Verbacken trockne man es erst recht am Ofen. Wer es haben kann, der mische zu dem neuen Mehl die Hälfte vom jährigen, oder ein Drittheil gutes Gerstenmehl. Zum Einsäuern nehme man weniger Wasser, als bey gutem Mehle. Man nehme aber scharfen Sauerteig, und etwas mehr als gewöhnlich, auch mehr trocknes Salz, als man sonst zu einem Gebäcke nimmt. Den Teig decke man wohl zu, und lasse ihn an der Wärme wohl aufgehen und gähren; dann arbeite man ihn recht durch, bis er ganz steif wird, und lasse ihn recht aufsteigen, ehe man in den Ofen damit eilt. Die Brode mache man nicht zu groß und nicht zu dick, und backe nicht zu viel auf einmal: weil es leicht schimmelt, und dadurch noch ungesunder wird. Der Ofen darf nicht zu heiß seyn: das Brod setzt sonst zu schnell eine harte Rinde, dünstet nicht Feuchtigkeit genug weg, und bleibt sitzen.

Wer ausgewachsenes Korn verbacken muß, der nehme eine Handvoll reingesiebte Asche, binde sie in ein leinenes Tuch, und lege sie in das zum Einsäuren zu erwärmende Wasser. Ist das Wasser heiß genug, so nimmt man die Asche heraus, und gießt etliche Gläser Branntwein hinzu, und macht es, so wie oben beschrieben worden. Kümmel darunter macht das Brod auch gesunder und weniger blähend. Das aus dem Ofen gekommene Brod lasse man nicht zu schnell in der Luft abkühlen, und esse es nicht frisch.

Die Gartengewächse und Gemüse, welche zu feucht erwachsen sind, werden dadurch gesünder, wenn man sie mit kaltem Wasser ansetzt, dann das Wasser, wenn es kocht, abgießt und wieder frisches daran schüttet. Man nehme auch in nassen Jahren mehr Kümmel, Ingwer, Pfeffer, gröblich zerstoßen, desgleichen Zwiebeln und Wachholderbeeren zu den Speisen. Dies befördert die Verdauung und die Gesundheit."

Diese Vorschrift nahmen die Kinder mit nach Hause, und lasen sie den Eltern vor, und einige thaten darnach. Diese fanden wirklich, daß nun ihr Brod besser schmeckte, und ihnen auch besser bekam. Die aber nicht darnach thaten, behielten schlecht Brod, und mancher wurde siech und krank davon.

Noch gefährlicher, als die ausgewachsene und feuchte Frucht, ist aber das sogenannte Mutterkorn, welches aus verdorbenen Rockenkörnern entsteht, wenn darin von vieler Nässe und Kälte die Milch verfault. Da wachsen kleine schwarzblauliche spitzige Schwämme heraus, welche wie Zapfen aussehen. Das Mehl davon ist braunblau und riecht übel. Der davon gemachte Brodteig zerfließt, und das gebackne Brod zerfällt in Klumpen. Schweine, Hühner, Gänse, Enten und Fliegen sterben von dem Wasser, worin Mutterkorn gewaschen worden, und wenn die Menschen zu-

viel

viel davon essen, verfallen sie in eine sehr schlimme Krankheit, welche die Kriebelkrankheit oder Gliederkrankheit heißt. Diese herrschte im Jahr 1741 in der Neumark, wovon alte Leute noch zu sagen wissen. Die Kranken bekamen erst Eckel, Erbrechen, Magenweh und Bauchschmerzen; alsdann ein besonderes Kriebeln in der Haut und heftige Verzuckungen oder Gichter; dann wurden sie dumm, und redeten irre. Sie spürten einen Heißhunger, und bekamen einen Durchlauf, in welchem Würmer abgingen. Manchem fielen die Zähne aus, oder es schworen ihnen Gelenke und Finger ab. Und an dieser Krankheit mußten viele jämmerlich sterben. Sie war aber blos davon entstanden, daß die Leute sehr viel Mutterkorn im Brode gegessen hatten. Desgleichen sind auch im Jahr 1709 in der Herrschaft Sologne in Frankreich in kurzer Zeit achttausend Menschen an solchen Zufällen gestorben, die vom Mutterkorn herkamen; und weil in dasiger Gegend, welche sehr feucht ist, alle Jahre viel Mutterkorn wächst: so haben die Einwohner fast alle dicke aufgeschwollene Bäuche, und wenig Kräfte in den Gliedern. Wem also seine Gesundheit lieb ist, der muß das Mutterkorn, wenn es dessen viel gibt, aus dem Brodkorn herausschaffen, und die Frucht tüchtig waschen und umrühren, ehe er sie auf die Mühle schickt; da schwimmt das Mutterkorn oben, und man kann es abnehmen. Ein Müller aber, der ein guter Christ seyn will, muß kein Korn, darin solches gefährliches Gesäme ist, auf seine Mühle schütten lassen: sondern die Leute dazu anhalten, daß sie es erst reinigen.

Weitzen, worin viel Brand ist, muß eben so sorgfältig gewäschen und gereinigt werden, wenn er der Gesundheit nicht schaden soll.

3.

Von den Kartoffeln.

Schön röthlich die Kartoffeln sind
Und weiß, wie Alabaster,
Verdaun sich lieblich und geschwind,
Und sind für Mann und Frau und Kind,
Geschweige denn für Schwein und Rind,
Ein rechtes Magenpflaster.

Die Kartoffeln, oder Pantüffeln, Tartüffeln, Erdtüffeln, Erdbirn, Grundbirn, welche auch Potaten und in manchen Gegenden Erdäpfel genannt werden, sind eine gar herrliche Frucht, wofür man Gott und dem englischen Admiral Franz Drake, der sie Anno 1586 zuerst aus Amerika mitgebracht hat, nicht genug danken kann. Sie lassen sich trocken mit Salz essen: man kann sie in Sauerkraut, gelbe und weiße Rüben, Erbsen, braunen Kohl und fast in alles Gemüse mengen. Die kleinsten kann man in Suppen thun. Man kann Brey und Suppe daraus kochen, und Kuchen und Brod daraus backen. Ein gutes und gesundes Kartoffelbrod wird aber auf folgende Weise bereitet. Man schälet die rohen Kartoffeln, schneidet sie in kleine Stücke, und legt sie über Nacht in frisches Wasser. Den andern Tag nimmt man sie heraus, thut sie in einen Kessel oder großen Topf, setzt sie mit so viel Wasser, daß es die obersten erreicht, ans Feuer, und kocht sie zu einem ordentlichen Brey. Ist dieser fertig, und so viel abgekühlt, daß man die Hand darin leiden kann, so reibt man ihn durch ein enges Sieb in den Backtrog. Des Abends thut man den Sauerteig hinzu, und knetet so viel Kornmehl hinein, als sonst ein gewöhnlicher Brodteig erfordert, ohne

einen

einen Tropfen Wasser dazu zu gießen. Diesen wohl durchgearbeiteten Teig läßt man die Nacht über etwa 9 bis 10 Stunden stehen. Des Morgens nimmt man wieder kein Wasser dazu: sondern arbeitet den Teig wohl durch, und knetet so viel Mehl hinein, bis er eine gehörige Steife bekommt. Nun muß er noch 3 oder 4 Stunden in ziemlicher Wärme stehen, ehe er ausgewirkt und in den Ofen geschoben wird. Der Ofen muß etwas stärker, als zu Mehlteig geheitzt seyn. So kann man aus den Kartoffeln ein wohlschmeckendes und gesundes Brod backen, welches noch besser wird, wenn man ein wenig Salz und Kümmel mit einmengt.

Kluge und sparsame Hausmütter in großen Wirthschaften, wissen aus dieser Frucht auch Stärke oder Steife zu bereiten, so viel sie jährlich zu der Hauswäsche brauchen. Man nimmt die größten weißen Kartoffeln, wäscht sie ganz rein, reibt sie auf dem Reibeisen in ein mit Wasser gefülltes Gefäß. Das Geriebene gießt man mit dem Wasser durch einen Durchschlag, damit alle Fasern von den Schalen zurückbleiben. Das durchgeseihete wird nun in ein dünnes Tuch oder einen Sack von Leinewand gethan, und mit den Händen nach und nach herausgepresset oder gerühret, daß das gröbere Mehl im Sacke bleibt. Dies geschieht zwey bis dreymal, bis man sieht, daß nichts grobes mehr darunter ist. Man thut nämlich jedesmal das im Sacke gebliebene Grobe weg. Die feine Masse wird nun in einem hölzernen Gefäße mit Wasser umgerührt, und wenn sie eine Weile gestanden und sich gesetzt hat, wird das Wasser langsam abgegossen, und frisches darauf geschüttet. Mit diesem wird sie wieder gerührt, und man läßt sie sich wieder setzen, und gießt es oben ab. Und dieses geschieht so vielmal, bis das letzte Wasser ganz hell und klar ist; wobey wohl drey Tage hingehen. Hat man nun das Wasser von dem

unten festgesetzten Satzmehl abgegossen, so legt ma reine Tücher oben darauf, in welche sich die noch dar auf gebliebene Feuchtigkeit einziehet. Diese ringt ma aus, und legt sie wieder darauf, bis die Masse ziem lich trocken ist. Alsdann thut man einen Kreuzschnit hinein, und nimmt die vier Stücke heraus, schneide sie in dünne Scheiben, legt sie auf Bretter, die mi reiner Leinwand bedeckt sind, und trocknet sie an de Luft und Sonne, oder bey Ofen-Wärme, aber ja nich zu nahe. Da ist die Stärke fertig. Zerdrückt mai nun diese Stärke auf einem Kuchenbrett oder einem reinlichen Tisch mit einem Mandel- oder Treibeholz oder Kuchen-Walcher, und siebt sie durch ein feine Drahtsieb: so erhält man das schönste Kraftmehl das zu allerhand Backwerk, Brey und Brühen dient Was zurückbleibt läßt man durch ein etwas gröbere Sieb oder einen Durchschlag laufen, dies giebt Grü ze oder Gries zu Suppen, und die noch übrigen grö ßern Klümpchen, durch einen groben Durchschlag ge schüttelt, daß sie rundlich werden, sind statt des theuern Sago in Fleisch- und Weinsuppen zu gebrauchen, den sie im Geschmack und Ansehen gleich kommen.

Ferner läßt sich aus Kartoffeln guter Käse bereiten auf folgende Weise:

„Man sucht von der rothen und weißen Sorte di beßten und größten Kartoffeln aus, und kocht sie in ei nem Kessel weich, doch so, daß sie nicht bersten, wei sonst ihre Kraft vermindert wird. Wenn sie kühl ge worden sind, schälet man sie rein ab, und wirft sie in eine Mulde. Alsdann zerreibt man sie auf einem Reib eisen oder mit einer hölzernen Keule, bis alle recht weich und klein geworden ist. Von diesem Kar toffelbrey nun können mit Zusatz dicker, von den Mol ken geschiedener oder gelabter Kuhmilch, in Ansehung der Güte drey verschiedene Arten von Käse verfertig

werden

werden. Doch muß man die Milch nicht zu heiß laben oder dick machen; weil die Käse sonst spröde werden und bersten.

Man nimmt demnach entweder fünf Pfund von den geriebenen Kartoffeln, und nur ein Pfund dicke Milch; dazu so viel Salz, nach Belieben auch Kümmel, als zu ordinären Käsen nöthig ist, und knetet alles wohl durch einander.

Oder man nimmt vier Theile Kartoffeln, und zwey Theile dicke Milch, oder drey Theile Kartoffeln und zwey Theile Milch; welches alles dann gehörig gesalzen, und wohl durchgeknetet wird. Die erste Art ist vornehmlich für Arme, die zweyte läßt sich von Jedermann genießen, die dritte aber ist auch für Leckermäuler.

Alle diese drey Sorten werden, wenn sie wohl durchgeknetet sind, zugedeckt, und bleiben im Winter drey bis vier Tage, im Sommer aber nur zwey bis drey Tage stehen. Nach Verlauf dieser Zeit knetet man alles noch einmal stark unter einander, füllt damit die Käsekörbe oder Formen völlig an, und läßt durch die darin befindlichen Oeffnungen die überflüssige Feuchtigkeit ablaufen. Sie bleiben nach Beschaffenheit der Witterung einige Tage in den Körben stehen. Hernach legt man die Käse auf ein Brett, und läßt sie in gelinder Wärme vollends austrocknen, aber nicht an der Sonne, oder am heißen Ofen, weil sie sonst aufspringen. Sollten sie aber dennoch aufspringen, so darf man sie nur mit etwas Bier besprengen, oder mit etwas dicker Milch, worunter ein wenig Rahm oder Sahne gemengt wird, bestreichen, und sie ferner abtrocknen.

Alsdann legt man sie in Töpfe oder Fäßchen folgendermaaßen ein:

Auf den Boden streuet man etwas grünes Vogelkraut, welches im Sommer häufig in den Gärten wächst. Hierauf wird der Käse eingepackt, und darüber her wieder gedachtes Kraut gelegt, und so eine Schicht nach der andern, bis das Gefäß damit angefüllt ist. So läßt man die Käse vierzehn Tage und noch länger stehen; denn je älter sie werden, desto besser.

Will man den Kartoffelkäse recht delicat machen, so bereitet man die Masse von einem Theile Kartoffeln und drey Theilen gelabter Kuh- oder Schaafmilch auf obenerwähnte Art zu, und läßt solche drey bis vier Tage stehen. Alsdann wird von denselben eine daumendicke Lage in den Käsekorb gemacht, etwas Fliederblüthe oder Kümmel mit Muscatenblumen vermengt darüber gestreut, und sodann frische Butter, einer wälschen Nuß groß, mit einem Löffel darüber gedrückt. Hierauf folgt eine neue Lage der Käsemasse, und auf diese die zwey andern Zuthaten, und so fort, bis der Käsekorb angefüllt ist. Zuletzt verfährt man eben so, wie bey den vorigen Käsearten. Wenn dieser Käse alt wird, übertrifft er den holländischen weit, wie denn auch die vorhergehenden Arten sich von gemeinen Käsen nicht unterscheiden lassen. Sie haben aber alle vor den gemeinen Käsen darin noch einen Vorzug, daß theils in denselben sich keine Maden erzeugen, sondern daß sie Jahr und Tag gut bleiben, theils daß sie je älter je besser werden. Uebrigens müssen sie, wenn sie verwahrt werden, an einem trockenen Orte stehen.

Außer den mancherley Speisen, zu welchen die Kartoffeln dienen, kann man sie auch zu Getränken benutzen. Es wird mit großem Vortheil Branntwein daraus verfertigt, der dem beßten Korn-Branntwein nichts nachgibt, wenn man ihm den wilden Nachgeschmack durch Kohlenpulver benimmt; oder die Kartoffeln

offeln dazu nicht mit Wasser, sondern mit Dampf
ar siedet, wie solches im allgemeinen Anzeiger
811. Nr. 266. deutlich beschrieben ist.

Auch zum Kaffe benutzt man die Kartoffeln. Man
ßt sie sauber ab, schneidet sie in kleine Würfel, die
an erst auf dem Ofen trocknet, dann wie Kaffeboh-
n brennt und mahlt, und mit mehr oder weniger
irklichem Kaffe vermischt.

Endlich hat ein deutscher Gelehrter sogar erfunden,
ie man aus Kartoffeln Syrup und Zucker bereiten
nn, welches in Nr. 14. dieses Büchleins beschrie-
n ist.

Bey diesem vielfachen Nutzen sind die Kartoffeln
ch eine so ergiebige Frucht, daß sie die Aussaat oft
nfzigmal und drüber wieder geben, und sie halten
h gut bis zum Anfang des Sommers, wenn man
Herbst die unbeschädigten aussucht, und sie in Gru-
n verwahrt. Für Schweine und Rindvieh sind sie
n treffliches Futter. Gekocht legen sie mehr ans
eisch: aber roh zerstoßen, milchen die Kühe besser
von: nur muß man sie allezeit mit weißen Rüben,
er mit Heckerling oder Spreu vermengen, wenn
an sie roh füttert; sonst bekommt das Rindvieh Zit-
n an den Füßen davon, und nicht selten einen schäd-
hen Durchlauf. Auch für die Schaafe ist diese
ucht ein gutes Winterfutter, wenn man etwas Stroh-
ckfel darunter mischt. Sie werden davon wohlbe-
bt und treiben eine schöne, lange, fettige Wolle.
an rechnet auf das Stück zu einem Mittagsfutter ge-
öhnlich ein bis zwey Pfund.

So wie nun der Mensch bey allen Dingen mit
ernunft und Klugheit zu Werke gehen muß: so muß
auch bey dieser so nutzbaren Frucht Vorsicht anwen-
n. Wenn nämlich die Kartoffeln in nassen Jahren
feucht erwachsen, oder in einem sumpfigen und nas-

sen

sen Boden erzeugt worden sind: so darf man nicht s viel, als sonst, sondern die Woche nur etlichemal da von essen: wenn man nicht davon krank werden will Dieses hatten 1777 die Leute in Schlalach in der Mar Brandenburg versehen, wie solches der dasige Her Pfarrer, Namens Germershausen, der gar ein er fahrner Hauswirth gewesen, in seinem Buche, di Hausmutter genannt, erzählt. Sie hatten eine reich Kartoffelerndte gehabt: es war aber ein kühler Som mer gewesen, und die Kartoffeln waren nicht recht rei geworden. Manche hatten inwendig schwarze ode röthliche Flecken und Punkte. Nun aßen die Leute weil es deren genug gab, gar zu viel davon, manch dreymal des Tages. Und in allen den Häusern, w man so viele aß, brach im September die Ruhr aus und dauerte bis in den November. Wer aber nich zu viel Kartoffeln gegessen hatte, blieb gesund. Da Zeichen, ob sie gut sind, ist: wenn sie inwendig schö weißgelb aussehn, ohne Flecken sind, einen kräftige Geruch, und einen reinen gleichen Geschmack, fast wi Nüsse, haben.

Unreife, noch wässerige Kartoffeln schaden auch de Gesundheit des Viehes, so wie erfrorne, von welche so gar die Schweine krank werden, wenn man sie ohn Vorsicht verfüttert. Allein, auf folgende Weise kann ma erfrorne Kartoffeln so gut benutzen, wie frische. Ma breitet sie auf einem freyen sichern Platze dünn aue einander, und läßt sie aufthauen. Alsdann zertrit man sie mit hölzernen Schuhen oder unter die Füße ge bundenen Stücken Brett, so daß die wässerige Brüh herausgedrückt wird, jedoch ohne sie ganz zu zerque schen. Nun läßt man sie durch die Luft austrockner so daß alle wässerige Theile verdunsten und nur da Satzmehl mit der Schale übrig bleibt. Dieses b wahrt man an einem trocknen Orte auf und verfüttert e

de

den Schweinen und Kühen bis spät in das Jahr hinein. Kluge Landwirthe, denen es an Platz fehlt, ihre geerndteten Kartoffeln sicher vor dem Froste aufzubewahren, lassen sie auf diese Weise selbst ausfrieren, indem dadurch von den nährenden Theilen nichts verloren geht.

Man hat nun bemerkt, daß diese nützliche Frucht mit der Zeit ausartet, und immer schlechter und ungesunder wird, sowohl für die Menschen, als fürs Vieh. Verständige Landwirthe haben daher ein Mittel gefunden, wie man sie wieder verbessern kann, indem man neuen Samen zuziehet. Man setzet nämlich gute, frische, nicht ausgewachsene Kartoffeln in ein Gartenland an einen sonnenreichen Ort, und läßt das Kraut bis in den Herbst stehen. Alsdann sammelt man die reifsten Samenäpfel, und treibt sie durch einen Durchschlag in ein Gefäß mit Wasser, da fällt der Same zu Boden. Diesen trocknet man langsam zwischen Löschpapier, und bewahrt ihn an einem luftigen Orte, bis aufs folgende Frühjahr. Da säet man ihn ganz dünn auf Gartenland, und behackt und häufelt fleißig um die jungen Pflanzen. Im Herbst macht man die neuen Kartoffeln aus, welche noch ganz klein sind. Man verwahrt sie nun in einer tiefen Grube im Freyen, damit sie nicht auswachsen, und pflanzt sie im folgenden Frühjahr. Dies gibt eine ganz neue vortreffliche Art von Kartoffeln.

Ein Vorzug der Kartoffeln ist es noch, daß sie in jedem gehörig bearbeiteten Boden fortkommen: aber besser gedeihen sie in lockerer, etwas sandiger Erdart, als in schwerer und fetter, oder zu stark gedüngter, wo sie mehr über als unter sich wachsen. Gar zu niedrige, oder gegen Mittag abhängige Felder taugen weniger dazu, als hohe und gegen Mitternacht geneigte. In einem offenen, der Sonne zu sehr ausgesetztem Boden

kommen

kommen sie nicht recht fort und nehmen einen beißenden Geschmack an. Daß man die Kartoffeln zum Legen auch in mehrere Stücke zerschneiden kann, um den Samen zu sparen, ist bekannt: aber man muß dabey aufmerken, daß jedes Stück ein oder etliche Augen oder Keime habe, sonst gehen sie nicht auf, und man muß zum Zerschneiden große, völlig reife Knollen nehmen. Je kleiner und folglich unreifer die Satzkartoffeln sind, desto spärlicher fällt die Erndte aus. Man hat aber ein Mittel erfunden, eine reiche Kartoffel-Erndte fast ohne allen Aufwand an Samen zu gewinnen; nämlich durch Pflanzen, so wie man mit dem Kohl verfährt, auf folgende Weise.

Zu Anfang des Aprils nimmt man etwa halb so viel ausgesuchte Knollen mittler Größe, als man zum Legen auf den dazu bestimmten Acker brauchen würde. Diese schüttet man auf ein Gartenbeet und zieht solche mittelst eines Rechens auseinander, daß keine auf der andern liegen bleibt, nimmt dann zwischen zweyen eine heraus, so daß jede ein paar Zoll Raum um sich behält; oder man legt sie gleich in solche Reihen. Darauf bedeckt man sie drey Zoll hoch mit Erde. In Gegenden, wo im April oder gar im May noch Fröste zu befürchten sind, muß man Tannenreissig oder Erbsenstroh in Bereitschaft halten, um nöthigen Falles die zarten Pflanzen vor dem Erfrieren zu schützen. Haben nun die dicht hervorwachsenden Pflanzen im May oder Anfangs des Junius die Höhe von $\frac{1}{2}$ Fuß über der Erde erreicht, so werden sie auf den dazu vorbereiteten Acker versetzt. Man hebt mittelst des Spatens jeden Stock Pflanzen mit der gelegten Kartoffel heraus, nicht eben einzeln, sondern so viel der Spaten erfasset, und sondert die Pflanzen behutsam von dem Klumpen ab, und wenn solche mit den Wurzeln ohngefähr die Länge

ge eines Fußes haben, sind sie tauglich zum Versetzen, welches nun auf folgende Art geschieht.

In dem frisch geackerten lockern Boden zieht man gerade Linien, 2 Fuß von einander entfernt. An diesen macht man mit der Hand längliche Vertiefungen $1\frac{1}{2}$ Fuß von einander, in welche die Pflanzen der Länge nach oder schräg gelegt und bis an die Blätter mit Erde bedeckt werden. Der dazu bestimmte Acker wird am beßten im Herbst gedüngt, und der Dünger untergepflügt; dann im April oder May gestürzt, und kurz vor dem Versetzen der Kartoffelpflanzen noch einmal geackert und geegt. Ist dieses geschehen, so werden mit einem besonders dazu verfertigtem Rechen die Linien gezogen. Der Balken dieses Rechens ist 6 Fuß lang, mit 7 starken, 1 Fuß aus einander stehenden Zacken.

Sind nun die Pflanzen zu Anfang des Junius gesetzt worden: so werden sie am Ende dieses Monats schon eine ziemliche Höhe erreicht haben, so daß sie behäufelt werden können. Dieses geschieht mit einem leichten dazu eingerichtetem Pfluge, der eine doppelte Schaar und doppelte Streichbretter hat, und von einem Pferde, oder besser einem Ochsen gezogen wird, und zwar nur flach. Drey Wochen darauf wird dann noch einmal angehäufelt, und tiefer als das erste mal. Nun ist weiter nichts mehr an der Pflanzung zu thun, bis zur Erndte.

Bey diesem Verfahren erspart man die Setzkartoffeln fast ganz. Denn wenn sie aus dem Gartenbeete genommen und die Pflanzen von denselben abgesondert sind, kann man sie noch so gut, wenigstens zum Viehfutter, benutzen, als ob sie nicht gekeimt hätten. Man erspart die Kosten des Behackens, welches sonst mehr als einmal geschehen muß. Man hat mit der Bepflanzung Zeit bis zum Anfang des Monats Junius, und wird dadurch nicht in der Bestellung des Sommerackers

aufge-

aufgehalten. Dabey ist der Ertrag sehr reichlich, indem man von jedem Stocke zwar weniger an der Zahl, aber lauter große ausgewachsene Früchte bekommt.

4.

Vom Zugemüse und dessen Aufbewahrung.

Aus ihrem Schooße bringt die Erde viele Gaben,
Dich, wenn du fleißig bist und klug, damit zu laben.

„Es wundert mich sehr, daß ihr Bauersleute meistens „mit groben Mehlspeisen und trocknen Hülsenfrüchten „zufrieden seyd, da ihr doch das ganze Jahr hindurch „das schönste Gemüse von allen Arten essen, und in „eurer Kost so oft abwechseln könntet, als die Stadt„leute, wenn es euch nur beliebte!" — So sprach der Herr Pastor Eisen zu Torma in Liefland mit einem Bauer, der sich unter Weges zu ihm gesellt hatte. Ey! es hat sich wohl zu belieben, antwortete der Bauer: esse doch einer, was er nicht hat! „Das „wollt ich eben sagen, erwiederte der Herr Pastor, „daß ihrs damit versehet, daß ihr euch nichts bes„sers zu essen anschaffet." — Und so kamen sie mit einander in ein Gespräch, worin der Herr Pastor dem Bauer zeigte: wie jeder leicht in seinem Garten, oder auf den Krautäckern, nicht allein so viel Kraut, Rüben und Möhren, als er jährlich für seine Haushaltung brauchte, sondern auch noch dazu Selleri, Petersilie, Körbel, Salat, Zwiebeln, allerley Bohnen, Gurken, Spinat, Wirsingkohl, Braun- oder Blaukohl, ja sogar den schönsten Blumenkohl bauen, und sich an Sonn- und Festtagen daran laben könnte. Es käme nur darauf an, daß er die

Mühe

Mühe und ein paar Groschen für Samen daran wendete, und seine Kinder zum Gäten und Begießen fleißig anhielte. Die Hausfrau würde auch manche Stunde finden, wo sie Gartenarbeit verrichten könnte, wenn die Wirthschaft in Ansehung des Viehfutters verbessert würde, so daß sie nicht den halben Tag nach einem Bischen Feldgras herum zu laufen brauchte. Nur müsse freylich der Gemüsbau nicht dem Getreidebau den nöthigen Dünger entziehen, als wodurch der Landmann den größten Schaden habe: sondern es müsse alles recht eingetheilt werden, und man dürfe nicht eher Gemüse bauen, bis der Viehstand durch hinlängliche Fütterung verbessert sey, so daß man Dünger genug habe. Der Bauer machte freylich dem Hrn. Pastor allerhand Einwendungen gegen diese Reden: er mußte aber am Ende doch bekennen, daß alles darauf ankäme, daß einer seine ganze Wirthschaft in guter Ordnung halte; daß er nicht mehr Land habe, als er bestreiten könne; daß er fleißig überlege, wie alles aufs beßte einzurichten sey, und daß er bey jeder Sache, die er nicht verstände, andere um Rath frage, die darum Bescheid wüßten; so könne er wohl Zeit und Gelegenheit finden, das nöthige Gemüse für seinen Tisch selbst zu bauen. Der größte Anstoß blieb aber, daß denn doch die meisten Gemüse sich kaum den Winter hindurch halten, und nicht bis es wieder frische gibt. Da lehrte nun der Herr Pastor Eisen dem Manne zwey gar leichte Mittel, alle Arten von Kräutern und Wurzelwerk aufs ganze Jahr lang aufzubewahren, daß sie fast so wohlschmeckend bleiben, als wenn sie frisch sind. Das erste ist, daß man alles Wurzelwerk und die Kartoffeln im Herbst in eine im Garten gemachte 4 Fuß tiefe Grube einlegt. Man schüttet nämlich unten auf den Boden trocknen Sand, darauf legt man das Gemüse, und befestigt oben darüber

Quer-

Querstangen, und bedeckt sie mit Stroh. Alsdann häuft man die ausgeworfene Erde wieder darauf. Dieses Mittels bedienen sich die Gärtner und auch viele Landleute in Thüringen. Macht man nun, wenn die harten Fröste vorbey sind, eine solche Grube auf: so ist darin alles so frisch, als ob es erst vom Acker käme. Wirsing, grünen, blauen und braunen Kohl kann man im Garten stehen lassen, da diese Arten durch einen mäßigen Frost nicht leiden, sondern im Geschmack verbessert werden. Man streue nur etwas Erbsen-Stroh drüber her. Hat man auf dem Felde solchen Kohl gebauet, so schlägt man ihn im Garten für den Winter auf folgende Weise in Reihen ein. Man nimmt ein oder zwey Stiche Erde mit dem Spaten heraus, und setzt sie nach der Reihe auf einander. In die dadurch entstandene Vertiefung setzt man eine Reihe Kohlstauden dicht neben einander, und wirft wieder einige Stiche Erde auf ihre Wurzeln. Nun legt man wieder eine Reihe Kohl und fährt damit so fort, bis alles eingesetzt ist. Hat der Platz viel Sonne, so streut man etwas Erbsen-Stroh dünn darüber: liegt er aber im Schatten, so ist dieses nicht nöthig. Auf solche Weise bleibt der Kohl gut bis zum Frühling: nur muß der Ort vor Hasen, Kaninchen und Schweinen sicher seyn.

Das andere Mittel ist, daß man alle und jede Arten von Gemüse trocknen kann, so wie das Obst, und wie an manchen Orten schon diese und jene Gemüsart getrocknet wird. Man muß es nur so zu machen wissen, daß sie den Geschmack nicht verlieren, welches auf folgende Weise geschiehet.

Man reinigt und putzt das Kraut oder Wurzelwerk, schneidet es so zurecht, wie zum Kochen, und wäschet es recht rein mit Wasser ab. Darauf breitet man es auf Siebe, oder reine ausgespannte Leinwand oder auf Bretter aus, und wendet es fleißig, damit alles Wasser

ser davon ablaufe. Nachdem es auf diese Art zum Trocknen zubereitet worden, setzet man es in Sieben oder auf Brettern, dünn ausgebreitet, auf den warmen Backofen, oder nahe an denselben. Man kann es auch in den Backofen schütten, wenn man abgebacken hat, und der Ofen nicht mehr heiß, sondern nur mäßig warm ist. Das meiste kommt darauf an, daß man die Blätter oder die geschnittenen Wurzeln fleißig umwende. Man trocknet sie aber so lange, bis die Stengel leicht zerbrechen, wenn man sie biegt und bis man die Blätter zwischen den Fingern zu Pulver reiben kann. Darauf bringt man sie in einen Keller oder an einen andern mäßig feuchten Ort, so lange bis sie sich wieder zusammen drücken lassen, ohne zu zerbrechen. Nun macht man runde Duten oder Kartusen von Papier, wie die Tabackspackete, und stampft die Blätter oder Wurzelschnitte fest hinein mit einem hölzernen Stößel. Wems an Papier fehlt, kann solche Duten von Baumrinde machen, oder kleine hölzerne Gefäße dazu nehmen. An einem trocknen Ort hält sich nun solches Gemüse Jahre lang gut. Will man davon kochen, so nimmt man auf die Person etwa ein Loth oder drüber, brüht es mit kochendem Wasser an, und läßt es ein paar mal damit aufsieden. Alsdenn gießt man es ab, und gießt Fleischbrühe daran, oder siedendes Wasser, und verfährt damit, wie mit frischen Gewächsen. Auf diese Art lassen sich alle Arten von Kohl, auch das gehackte saure Kraut und saure Gurken trocknen; welches beydes aber eben in der stärksten Säure seyn muß. Möhren und gelbe Wurzeln, Rüben, Selleri und andre Wurzeln werden in dünne Scheiben geschnitten, und diese kann man auch an Fäden schnüren und hinter dem Ofen in der Stube dörren, wenn nur alles reinlich gehalten wird. Grüne Erbsen und Bohnen müssen noch jung seyn, wenn man sie trock-

net,

net, und wenn man diese in die Duten presset, kann man zugleich gedörrte Petersilie dazwischen packen. Der gröste Vortheil von dieser Art zu trocknen ist nun, daß die Sachen hübsch reinlich und appetitlich bleiben und sich länger halten. Daher man sich deren vorzüglich bedient, die Schiffe zu weiten See-Reisen mit Gemüse zu versorgen. Dem Bauersmann wird es aber auch ganz wohl schmecken, wenn er sich dadurch ein gut Stück Essen auf das Frühjahr und auf die erste Hälfte des Sommers, ehe ihm frische Gemüse zuwachsen, bereitet.

5.

Vom Obst und dessen Nutzen.

Im schlechtsten Raum
Pflanz einen Baum,
Und pflege sein!
Er bringt dirs ein.

Der Bauer Kurt in Lodersleben bey Querfurth in Sachsen hatte ein Stück von dritthalb Morgen bergigtes und steinigtes Land, welches sein Vater bey einem andern Kaufe um 14 Meißnische Gulden mit angenommen hatte. Dieses magere Stück trug ihm

nicht

nicht mehr als 36 Garben Hafer, bezahlte also kaum den Samen und die Pflügarten. Kurt pflegte aber bey seinen Geschäften immer zu überlegen, wie alles aufs beßte einzurichten sey, und da fand er, daß dieses Stück am beßten zu Obstbäumen tauge. Er fing also an, es nach und nach zu bepflanzen, und wurde im Jahr 1773 damit fertig. Bis die Bäume groß wurden, und viel Schatten machten, bauete er Klee, Kartoffeln und andere Früchte auf diesem Stücke, und zwar mit Vortheil; weil er es tüchtig bearbeitete. Aber im Jahr 1777 bekam er schon auf 30 Körbe Pflaumen oder Zwetschen davon, und 1786 verkaufte er für 25 Thaler Kirschen und für 70 Thaler Pflaumen, und behielt noch 10 Körbe für sich. Da nun der Ertrag mit den Jahren steigen muß: so kann dieses Grundstück, welches 14 Gulden gekostet hat, nun unter Brüdern 1400 gelten. Kurt hat also seinen Werth hundertmal vergrößert. Ein schönes Exempel zu dem Sprüchwort: Fleiß belohnt sich selber. Aber da bekanntermaaßen aus Nichts Nichts wird, und da man die Hände nicht in den Schooß legen darf, wenn man etwas vor sich bringen will: so dient zur Nachricht, daß der fleißige Kurt nach und nach 1400 Fuder Erde und 1500 Fuder Mist in seinen Berggarten geführt, und keinen Fleiß und Mühe gespart hat, seine Bäume zu begießen, zu behacken, und zu putzen; alles zu rechter Zeit.

Es gibt nun Dörfer, wo man kaum hier und da einen Obstbaum, und das von den schlechtesten Sorten sieht, und wo es doch Plätze genug gibt, die zu Anpflanzungen taugten; indem besonders die Kirschen- und Zwetschenbäume auch im schlechtesten Boden fortkommen. Und an manchen Orten ist blos die Faulheit oder die Ungeschicklichkeit der Einwohner Schuld an diesem Mangel. Weise und gute Regenten geben daher fleißigen

ßigen Baumpflanzern schöne Belohnungen und Ehrenzeichen, und lassen auch die Kinder in den Schulen unterrichten, wie man Bäume pflanzen und warten muß, daß sie wohl gedeihen; auch wie man durch Pfropfen, Oculiren, Ablactiren, Copuliren und andere dergleichen Künste, wilde Stämme in die kostbarsten Obstarten verwandeln kann. In andern Dörfern ist zuweilen der Neid böser Menschen Ursache, daß keine Anpflanzung aufkömmt; indem solche die Bäume, welche von fleißigen Hauswirthen gesetzt werden, boshafter Weise beschädigen und verderben, und dadurch den lieben Gott hindern, die Menschen durch ihre süßen Früchte zu erquicken. Es ist daher sehr billig und recht, daß die hohen Obrigkeiten solche schadenfrohe Bösewichter, wenn sie entdeckt werden, mit Ketten an die Karre schließen und schanzen lassen. Aber wenn auch ihre Heimtücke verborgen und ungestraft bleibet: so wird sie jener weise Richter, der auch ins Verborgene sieht, zu seiner Zeit schon dafür züchtigen, daß sie seine schönen Werke verderben, die wir Menschen nach seinem Willen lieber noch verbessern und verschönern sollen.

Auch denkt mancher, der sonst Zeit und Gelegenheit hat, Bäume zu pflanzen: was solltest du eben Bäume pflanzen, die vielleicht in zehn Jahren erst Früchte bringen? Wer weiß, ob du es erlebst, und du brauchst ja nicht für Andere zu söhnen? Wer so denkt, der sollte sich an das Sprüchwort erinnern: **Was du willst, daß dir die Leute thun sollen, das thue ihnen auch; und was sie dir nicht thun sollen, thue ihnen auch nicht.** Denn hätten unsre Vorfahren auch so grob und gottlos gedacht: so könnten wir weder Aepfel, noch Birnen, noch Pflaumen essen, müßten erst Häuser bauen, wenn wir uns vor der Witterung schützen wollten, und müßten alle Hand-

werke und Künste, die uns so nützlich sind, erst selbst erfinden.

Aus dem Obst kann aber der Bauersmann, wenn es anschlägt, nicht nur einen schönen Thaler Geld nehmen, so wie Kurt in Lodersleben: sondern es ist auch eine vortreffliche Sache in der Haushaltung, und es kann eine Frau für keine gute Wirthin gelten, wenn sie es nicht recht zu benutzen weiß. Aus dieser Ursache hatte der Mägdleinschulmeister zu Härtersheim das Nothwendigste, das eine Hausfrau davon wissen muß, zu Papier gebracht, und lehrte es seine Kinder folgendermaaßen:

„Alles Obst ist gesund zu essen; ja es ist eine rechte Arzney, auch für Kranke, wenn es nur recht reif ist, und wenn man etwas Brod dazu isset. Es hat die Eigenschaft, daß es kühlt, und frisches Blut gibt: und der liebe Gott läßt es eben zu der Zeit wachsen, da der Bauersmann Kühlung und frisches Blut braucht bey seiner Arbeit. Aber der Mensch kann diese schöne Gabe Gottes auch so zurichten, daß sie ihm das ganze Jahr hindurch zu einer nahrhaften Speise und zur Labung dient. Merket also folgendes davon:

Bauerskinder thun wohl, wenn sie um die Zeit, da die Erdbeeren, Heidelbeeren und Himbeeren reif sind, ihre Eltern um Erlaubniß bitten, in den Wald zu gehen, und solche Beeren zu holen. Es müssen nur immer eine Anzahl mit einander gehen, und sie dürfen keinen Unfug dabey treiben.

Die Erdbeeren schmecken aber am beßten, wenn man etlichemal reines Brunnenwasser darauf gießt, die darunter gekommenen Blätterchen abnimmt, und wenn sie ganz rein sind, eine Kaltschale mit Brunnenwasser daraus macht, und Brod dazu isset.

Die blauen Heidelbeeren lassen sich leicht im Backofen, wenn das Brod heraus ist, auf Horden oder Brettern trocknen und zu Suppen aufbewahren.

Die rothen Heidelbeeren, welche auch Preussels-beeren, Steinbeeren, Kronsbeeren, Griffel, Granden und Hölperle-Beeren, auch an manchen Orten Mehlbeeren genannt werden, sind noch nützlicher, als die blauen: weil sie sich einmachen und Jahre lang aufbewahren lassen. Man reinigt sie, sucht die größten aus, und thut sie in irdene Töpfe. Die kleinern läßt man in einem Topfe über dem Feuer heiß werden, daß sie zusammen fallen. Alsdann preßt man ihren Saft aus und gießt ihn über die ausgesuchten größern, so viel, daß er sie bedeckt. Auf solche Art halten sie sich, bis es wieder frische gibt, und so oft man davon essen will, versüßt man sie mit Zucker, Syrup, Honig, Birnen- oder Möhrensaft. Man darf aber diese Beeren nicht vor Michaelis einsammeln, und nicht eher, bis sie reif sind und schön roth aussehen. Manche Leute sammlen sie unreif, und lassen sie etliche Tage über einander stehen, daß sie warm und mild werden. Solche sind aber sehr ungesund: dagegen die reifen ein vortreffliches, durstlöschendes Mittel in hitzigen Krankheiten sind, und statt Salat gespeist werden.

Von Himbeeren kann man einen guten Gesundheits-Essig bereiten. Man reinigt die Himbeeren von Schmutz und Blättern und gießt guten klaren und scharfen Essig darüber. Dieses läßt man an der Sonne ein paar Tage stehen, gießt es dann ab über frische Himbeeren, und läßt aus diesen die Kraft auch ausziehen. Man kann es auch zum dritten mal wiederholen. Alsdenn seihet man den Essig durch reine Leinwand, und verwahrt ihn wohl in zugepfropften Flaschen im Keller. Solcher Himbeer-Essig ist ein herrliches Mittel wider böse Luft, und man kann Men-

schen, die in Ohnmacht liegen, damit wieder zu sich selbst bringen. Ein oder zwey Löffel voll davon, in ein Maaß Brunnenwasser gethan, geben ein sehr dienliches Getränk für Gesunde in heissen Arbeitstagen, und für Kranke in den meisten Krankheiten.

Was die **Kirschen**, sowohl wilde, als **Gartenkirschen**, saure und süße, für ein schönes Essen sind, wißt ihr alle; nur darf man die Steine oder Kerne nicht mit verschlucken: denn man hat Exempel, daß Leute davon gestorben sind. Gedörrte Kirschen kann man mit Vortheil verkaufen, oder zu einer Labung für Kranke aufbewahren. Das Dörren geschieht an der Luft, indem man die Kirschen mit den Stielen an Fäden anreihet, und die Fäden an einem Orte, wo die Luft recht durchwehet, aufzieht. Dieses ist die beßte Art. Man kann sie aber auch im Backofen und in einer ordentlichen Obstdarre dörren. Nur müssen sie auch da noch alle Stiele haben und auf Flechten oder Brettern ordentlich neben einander gelegt seyn, wenn sie recht gut werden und nicht den beßten Saft verlieren sollen. Die Hitze muß auch im Anfange ganz gelinde seyn.

Bey den **Pflaumen** (Zwetschen und andern) ist eben dieses zu beobachten. Wer sie recht gut haben will, muß sie recht sorgfältig neben einander legen, so daß der Stiel oder der Theil, wo der Stiel gesessen hat, oberwärts kommt. Wenn man sie auch auf den bloßen Heerd im Backofen schüttet, muß man sie doch nicht dick anhäufen, sondern dünne ausbreiten. Je länger sie am Baume gehangen haben, desto besser taugen sie zum Dörren. Bey diesen, und so auch bey Aepfel- und Birnen-Schnitzen, gilt eben die Regel: daß die erste Hitze beym Dörren nicht zu stark seyn muß. Je stärker man aber alles Obst dörrt, desto länger hält es sich. Wenn also die Hitze im Backofen

nicht

nicht lange genug anhält, muß man frisches Feuer einmachen, und da braucht man das Obst nicht erst herauszunehmen: sondern man läßt in der Mitte einen leeren Raum, und versetzt ihn auf beyden Seiten mit etlichen Backsteinen. In diesem Raume macht man von Zeit zu Zeit ein kleines Feuer von dürrem Holze; nachdem man zuvor das Obst gewendet hat. Es darf aber kein harziges Holz seyn; sonst nimmt das Obst einen übeln Geschmack davon an. Töpfer- und Ziegelöfen sind auch gut zum Obst-Dörren zu benutzen, wenn die gebrannte Waare ausgetragen ist. Man kann auch alle Obstarten im Winter hinter dem Stubenofen dörren, wenn man die Schnitzen an Fäden anschnüret, und ein Gestelle dazu macht, wo sie ordentlich aufgezogen werden können, daß sie nicht zu dick an einander kommen, oder wo man mehrere Horden oder Flechten mit Pflaumen über einander aufstellen kann. Stellt man vorne vor den Ofen-Raum eine Thüre oder Brett, und deckt oben drüber Papierbogen, daß kein Staub sich in das Obst setzt; so ist dieses die allerbeßte Art, es zu trocknen. Das im Backofen gedörrte Obst darf man auch nicht zu bald in Säcke oder Kasten thun; sondern man muß es erst eine Woche lang dünn ausgebreitet liegen lassen: sonst verschimmelt es. Am beßten läßt es sich dann in zugemachten Tonnen oder Kasten an einem trocknen Orte aufbewahren.

Was sich aus dem gedörrten Obst alles für Suppen, Gemüse und Salat bereiten lassen, werden euch eure Mütter lehren.

Wie gut Pflaumen-Muß schmecke, ist euch auch gar wohl bekannt. Dieses geräth am beßten, wenn man die Kernen aus den Pflaumen schneidet, sie alsdenn klein stampfet, und einen Theil Saft von Hollunder- oder Flieder-Beeren, die man vorher gekocht, abgeschäumt, und durch ein feines Sieb gerieben hat, zugleich

zugleich mit in den Kessel schüttet. Dann kommts auf das fleißige Rühren an, daß es nicht anbrenne. Je reifer die Pflaumen sind, desto besser schmeckt es, und je dicker man es kocht, desto länger hält sichs. Die Probe ist, daß man einen Löffel voll auf einen Teller thut, und den Teller auf den Rand stellt. Fließt es da nicht herunter, so ist es dick genug. Zur Würze ist es genug, ganzen Ingwer und klein geschnittene Zitronschalen hinein zu thun; die Zitronschalen aber erst gegen das Ende, wenn es bald dick genug ist; sonst wird es bitter davon. Auch kann man ein Dutzend ganze welsche Nüsse mit der grünen Schale in den Kessel thun, und mit kochen. Die grüne Schale macht das Muß schwarz und dauerhaft, und die Nüsse helfen verhindern, daß es nicht anbrennt. Sie schmecken auch gut, wenn man sie im Muße wieder findet.

Im Kessel darf man das Muß nicht kalt werden lassen, es auch nicht mit einem blechernen oder kupfernen Löffel herausschöpfen, sondern mit einem hölzernen. Es bekömmt sonst einen üblen Geschmack, ist der Gesundheit schädlich, und hält sich nicht. So darf man auch aus einem angebrochenen Topfe nichts mit einem blechernen Löffel oder einem Messer herausnehmen: sonst verdirbt es leicht.

Beym Aufbewahren des Mußes ist zu merken, daß man die Fässer und Töpfe, wenn man es hinein schöpft, etliche mal rüttele, damit es sich überall fest anlege und keine leeren Zwischenräume bleiben; sonst verschimmelt es leicht. Hat man es nicht so steif gekocht, wie oben beschrieben worden: so setzt man die Töpfe in den geheizten Backofen, damit das Muß oben eine trockne Rinde bekommt, unter der es sich lange hält. Manche gießen oben auf die Töpfe, wenn sie etliche Tage gestanden, geschmolzenes Pech, oder Talg, oder Butter. Auch nimmt man trockne Wall-

nuß-

nußblätter, und belegt die Töpfe oben überall damit, und streicht sie alsdann mit Lehm oder Leimen zu, der ordentlich mit Spreu eingemengt ist. Die Töpfe werden nicht in den Keller gesetzt, sondern in eine trockne Kammer. So erhält sich das Muß Jahre lang, und sollte es nach einem Jahre den frischen Geschmack verlieren oder schimmelicht werden wollen: so thut man das Schimmelichte sorfältig davon, und nimmt frisch gekochten Hollunderfaft und kocht es damit noch einmal; oder man setzt es auch nur wieder in den geheitzten Backofen, daß es eine trockene Rinde bekömmt: so bleibt es noch Jahre lang gut."

So lautete die Vorschrift vom Obst, die der Mägdleinschulmeister zu Härtersheim seine Kinder lehrte. Als sie aber dieselbe wohl gefaßt hatten, ließ er noch seine Frau in die Schulstube kommen, und diese mußte die ältesten Mägdlein recht über alle Umstände, die zur Benutzung des Obstes gehören, fragen, und sie lehren, wie viel man von jedem auf die Person kocht, mit wie viel Wasser es angesetzt werden muß, und was sonst dabey zu beobachten ist. Denn der Fürst desselben Landes hatte das so befohlen, daß die Mägdlein in der Schule nicht blos den Katechismus, sondern auch alles andere lernen sollten, was eine brave Hausmutter zu wissen braucht; so wie die Knaben darin auch lernen mußten, was zum Feld- und Gartenbau gehört.

6.

Was bey dem Fleisch in Acht zu nehmen.

Lieber trocken Brod,
Als im Fleisch den Tod!

Fleisch ist wohl eine gute nahrhafte Speise für arbeitsame Bauersleute, und es wäre ihnen zu gönnen, wenn jeder die Woche zweymal dergleichen essen könnte. Wenigstens muß eine kluge Hausmutter dafür sorgen, daß es in der Erndte und in der Saatzeit, oder wenn es sonst viel Arbeit gibt, nicht daran mangele. Der Fehler liegt aber oft daran, daß manche Leute keine rechte Eintheilung zu machen wissen. Wenn sie im Herbst eingeschlachtet haben, so essen sie fast alle Tage Fleisch, so lange es währt; und hernach müssen sie sich ohne dasselbe behelfen. In manchen Dörfern ist auch die Gewohnheit, daß die Mannsleute im Winter, wenn sie mit dem Dreschen fertig sind, auf der faulen Bärenhaut liegen, da sie doch durch Spinnen oder Stricken mit leichter Mühe alle Wochen ein paar Pfund Fleisch verdienen könnten. Andere verschwenden Zeit und Geld im Winter mit Karten- oder Würfel-Spielen, oder vertrinken so viel in Bier, Branntwein oder Wein, daß sie nur selten im Stande sind, ein Stück frisches Fleisch zu kaufen. Es ist aber für die Gesundheit besser, wenn man nicht mehr trinkt, als man Durst hat, und das übrige lieber auf nahrhafte Speisen verwendet. Das viele Trinken macht nur Dickbäuche, und gibt wenig Kräfte zur Arbeit.

Im Gegentheil übernehmen sich auch viele Leute im Fleisch, denen es etwas rares ist, wenn sie einmal Gelegenheit haben, sich daran satt zu essen; als bey Hochzeiten, Kindtaufen und dergleichen. Da schluckt

mancher

mancher vor Begierde ganze Klumpen hinunter, ißt oft große Stücke pures Fett, und verdirbt sich den Magen damit. Desgleichen ist es ein Hauptfehler, wenn man Kranken und kleinen Kindern Fleisch zu essen gibt, in der Meinung, sie dadurch zu stärken. Es stärkt nur alsdann, wenn es gut verdaut und ausgearbeitet wird. Dazu hat aber der Magen bey Kranken und kleinen Kindern die Kraft nicht: daher bleibt das Fleisch lange darin liegen, fault und verdirbt die Säfte; so daß schon mancher darüber hat ins Gras beißen müssen, dem man eine Güte damit zu thun glaubte. Kindern ist besonders alles Fett sehr schädlich.

Weil aber das Vieh, so wie der Mensch, mancherley Krankheiten und dem Tode unterworfen ist: so hat man sich sehr in Acht zu nehmen, daß durch den Genuß des Fleisches von krank gewesenem oder verrecktem Vieh kein Unglück entstehe, wie folgende Exempel lehren. Der berühmte Doctor Denos, zu Alenßon in Frankreich, wurde am 9. Jul. 1760 zu einer armen Familie von acht Personen gerufen, welche alle sehr krank waren. Sie brachen gelbes Wasser weg, hatten grausames Leibschneiden, der Athem ging schwer, der Puls matt, und die Zunge war von Hitze ganz trocken. Hernach purgirten sie von oben und unten, bekamen Frost, Beklemmung und andere Zufälle, welche alle von einem Gift herzurühren schienen. Weil sie nun zu rechter Zeit den geschickten Doctor Denos, und nicht etwa den Scharfrichter oder einen Marktschreyer gebrauchten: so starb nur ein Kind davon; die übrigen Personen wurden wieder hergestellt. Sie waren aber blos davon krank worden, daß sie drey Tage zuvor die Lunge und das Herz von einer Kuh gegessen hatten, welche krank gewesen war.

Auch die Dünste, welche aus einem kranken Thiere kommen, wenn man es aufbricht, sind dem Menschen gefähr-

gefährlich. In einem Dorfe am Rheinstrom zeigte sich Anno 1782 an einigen Ochsen der sogenannte Milzbrand. Ein Bauer schlachtete daher seinen Ochsen geschwind, ehe er crepirte. Da kam ein armer Jude gelaufen, um die Haut zu schachern und ein Paar Groschen daran zu verdienen. Damit ihm kein anderer zuvorkäme, half er selbst das Thier schlachten und ihm die Haut abziehen. Aber der arme Jude ward noch am nämlichen Tage von Frost, Hitze und großer Zerschlagenheit der Glieder befallen. Den andern Tag schwoll ihm der Hals bis an die Brust, und er konnte nicht mehr schlingen. Den 4ten Tag war er eiskalt an seinen Gliedern, hatte kalte Schweiße und entsetzliche Bangigkeit, und den fünften Tag mußte er sterben, und hinterließ eine schwangere Frau und fünf Kinder, und keinen Bissen Brod im Hause, daß es zu erbarmen war.

Desgleichen kaufte im Braunschweigischen ein Fuhrmann einen tüchtigen Ochsen für ein Spottgeld: weil er schon den Ansatz zur Viehseuche hatte. Der arme Mann dachte einen guten Kauf gethan zu haben, und sich mit Frau und Kindern einmal recht satt Fleisch zu essen: aber es bekam ihm übel. Da der Ochse geschlachtet und das Fleisch eingesalzen war, fing es an, aus dem Fasse heraus zu gähren. Er kochte aber doch davon, und drey Tage darauf bekam er ein böses Fieber und kleine blutige Beulen über den ganzen Leib, fast wie bey der Pest. Binnen 14 Tagen wurden fünf Menschen aus dem Hause begraben, die davon gegessen hatten. Aus diesem Exempel sieht man, daß einmal verdorbenes Fleisch durch das Einbökeln nicht besser wird, und daß man die Mühe und das Salz vergeblich daran wendet.

Auch die Milch von kranken Kühen ist gefährlich zu essen. Man hat den Fall erlebt, daß ein Bauer

mit

mit seiner Frau, fünf Kindern und der Magd, und auch dessen Nachbarsfrau mit vier Kindern, welches eine arme Wittwe war, einige Tage nach einander Milch von einer Kuh gegessen haben, die von einem tollen Hunde gebissen war. Alle diese 13 Personen sind nach und nach von der Wuth befallen worden und haben elendiglich sterben müssen. Und so ist es auch mit der Butter und dem Käse, den man aus solcher Milch macht, beschaffen.

Käse ist auch von gesunden Kühen gefährlich zu essen, wenn er gar zu scharf und faul ist. In Stuttgard geschah es im April 1784, daß ein Fleischer mit seinen 3 Kindern ungefähr drey Viertelpfund Streichkäse oder Schmierkäse aß, und alle vier bekamen davon solche Zufälle, als ob sie Gift verschluckt hätten. Das jüngste Kind, ein Mädchen von vier Jahren, starb sogar daran. Der Käse wurde deswegen vom Doctor und Apotheker untersucht, und man fand keine Spur von Gift darin: sondern er hatte die Leute krank gemacht, weil er gar zu scharf, beißend, und stinkend war, und vor Fäulniß aus einander fiel.

Wem nun sein Leben und seine Gesundheit lieb ist, der wird lieber sein Stück Brod trocken essen, als etwas dazu, das ihm zu Gift werden kann!

Bey dem Rindvieh, das geschlachtet werden soll, muß man daher sorgfältig darauf Acht haben:

1. Ob es munter und frisch aus den Augen sieht, und noch gut gehen kann?

2. Ob es die Wiederkäuung noch nicht verlohren hat?

3. Ob die Hörner, Ohren, Maul, Nase und Schwanz nicht kalt sind?

4. Ob das Vieh nicht geifert, oder ob ihm etwa Schleim oder sonst garstige Materie aus der Nase, den Augen und den Ohren herausfließt?

5. Ob

5. Ob bey demselben nichts schuppichtes auf der Haut sitzt, als wäre Mehl, Asche, oder Kleye darauf gestreuet?

6. Ob Blattern oder Grind am Leibe, sonderlich auf dem Kopfe, am Halse und im Maule, oder wohl gar an der Zunge sich befinden?

7. Ob Beulen am Halse, hinter den Ohren, unter den Bügen und Schenkeln zu sehen; insonderheit ob die Euter bey den Kühen erhitzt, geschwollen und aufgelaufen sind?

Wo sich solche Kennzeichen finden, muß das Schlachten nicht gleich geschehen: sondern es muß erst abgewartet werden, ob sich das Thier bessert.

Wenn aber ein Thier geschlachtet und die Haut abgezogen ist, muß man Acht haben:

1. Ob äußerlich am Fleische Blattern, Beulen, Geschwülste, Geschwüre oder Gewächse von sonderbarer Farbe, etwa roth, blau, oder gar schwarz zu sehen sind?

2. In den Eingeweiden muß man sehen, ob die Lungen etwa an das Rippenfell angewachsen, und Materie oder Eiter angezogen haben? Ob dunkelrothe, blaue, oder gelbe Flecken oder Beulen und Geschwüre in den Lungen sind? — Ob die Leber etwa hart oder ungewöhnlich groß sey, und nicht die rechte Farbe habe? Ob nicht etwa die Gallenblase gar zu groß und stark sey, welches ein Zeichen von der Viehseuche ist? Ob die Milz etwa gar zu schwarz, zu groß oder mit Blattern besetzt sey?

3. Ob der Magen, der Wanst, und vor allem, ob der Faltenmagen allzugroß, aufgelaufen, oder etwas darin roth oder blau aussehe? Ob der Faltenmagen hart, oder darin eine kalkige Materie, und ob die daran hängenden Därme roth,

roth, blau, angelaufen seyen, — und ob sonst auch im Fleische irgendwo einige blaue Striemen angetroffen werden?

4. Ob im Halse und in der Lunge Wasserblasen sich finden, welche, wenn sie aufgemacht werden, garstig stinken?

Wenn sich so etwas findet, oder wenn man weiß, daß ein Thier am Milzbrand, Schlagfluß, Lungenfäule, Fallsucht, Faulfieber mit Durchlauf, Pestilenzialfieber, oder der Viehseuche krank gewesen ist: so muß das Fleisch nicht gegessen, sondern auf einem entfernten Platze 4 Fuß tief in die Erde gescharret werden. Es ist doch besser, man leidet einen Verlust an seinem Vermögen, als daß man sich und die Seinigen krank mache, oder ums Leben bringe.

Dagegen kann man Rindvieh, welches aufgeblähet oder aufgeblasen, auch solches, das gestoßen worden, ein Bein gebrochen hat, oder sonst verwundet ist, ohne Bedenken essen: wenn man es gleich schlachtet, ehe ein Fieber dazu kommt, sonst wird es gefährlich. Die Perlen oder die Hirschsucht, so auch die bekannte Krankheit, die man fälschlich die Franzosen nennt, machen das Fleisch ebenfalls nicht ungesund, und man kann es ohne Bedenken essen: ja es haben sogar die Obrigkeiten hier und da bekannt gemacht, daß man das Fleisch von solchen Kühen ohne Eckel genießen könne; wenn das Thier nicht gar zu mager und abgezehrt dabey sey.

Ein Kalb, das von einer kranken Kuh gefallen ist, oder an ihr gesogen hat, muß 8 bis 14 Tage mit guter Milch und anderm Futter genährt werden, ehe man es schlachten darf.

Schaafvieh, das am Durchfall, an Entzündung oder Verschwärung der Eingeweide, der Fäule oder dem Anbruch, der Fallsucht krank ist, darf

nicht

nicht geschlachtet und gegessen werden. Ist es aber vo im Kopfe gesammelten Wasser toll und drehend, ode hat die nasse oder trockne Raude, oder die Wasser sucht, wenn es nicht sehr mager dabey ist: so kan mans ohne Gefahr essen, wenn man es nur bey Zeite schlachtet.

Bey den Schweinen muß man vorzüglich darau sehen, ob etwa die Zunge mit Blasen oder Beulen be setzt, und dann ob Geschwulst oder Entzündung in Halse und garstige Geschwüre in den Eingeweiden vor handen sind? Wenige Finnen im Fleisch schaden nicht: aber die Leber muß man ganz wegwerfen, wenn sich Geschwüre und Eiterbeulen darin befinden.

Krankes Schweinefleisch taugt zum Einbökeln und Räuchern noch weniger, als es frisch zu essen; und faul gewordenes Geräuchertes schadet auch dem stärksten Magen. Besonders darf man die Würste nicht zu alt und ranzig werden lassen. In heißen Sommertagen sollten gar keine Schweine geschlachtet werden: weil sie da den meisten Krankheiten unterworfen sind.

Uebrigens ist noch zu merken, daß jeder Fleischer sein Schlachthaus und alle seine Werkzeuge immer reinlich und sauber halten, und das Kalb- und Schöpsenfleisch nicht aufblasen muß, um ihm dadurch ein besseres Ansehen zu geben. Dieses ist eine sehr eckelhafte Gewohnheit.

Ferner darf man auch kein von vornehmen Herrn bis auf den Tod gehetztes Wildpret essen, und von keinem Kalbe, das der Fleischer etliche Stunden weit mit Hunden und Peitschen abgetrieben, und noch im Angstfieber gleich schlachtet, und den Stadtleuten zum Braten in die Küche liefert. Hingegen sollte man so vernünftig seyn, das Pferdefleisch zur Speise zu benutzen, so wie solches in Schweden und Dännemark geschieht. Hat nämlich Jemand das Unglück, daß

sein

sein sonst gesundes Pferd ein Bein bricht, oder durch eine andere äußerliche Verwundung unbrauchbar wird: so schlachte er es sogleich, und erhole sich wenigstens für einen Theil seines Verlustes durch den Verkauf der Haut, und den Genuß des Fleisches, das man ohne alles Bedenken frisch und eingebökelt essen kann.

Auch muß man bey dem Genuß der Fische vorsichtig seyn; vornehmlich bey solchen, die in stillstehenden oder langsam fließenden Wassern gefangen werden. Denn diese haben zuweilen gefährliche Krankheiten. In der Laichzeit und während der Flachsröste sollte man gar keine essen: weil da die Wasser stinken und faulen. Dafür esse man lieber gesalzenen Hering, der immer gut ist, wenn er nicht gar zu alt wird und fault.

7.

Vom Koch- und Trink-Wasser.

Was Gott erschaffen in der Welt,
Ist alles gut und wohl bestellt:
Gebrauch es nur mit klugem Rath,
Wozu er es geordnet hat!

Zur Erhaltung des Lebens und der Gesundheit ist gutes Getränke eben so nothwendig, als nahrhafte Speisen, und der Durst, wenn man ihn nicht stillen kann, ist noch schwerer zu ertragen, als der Hunger. Unser Vaterland, Deutschland, ist darum für glücklich zu

schätzen,

schätzen, daß es fast überall frische Quellen und Brunnen hat, welche reines und gesundes Wasser im Ueberfluß liefern. Dagegen gibt es in den heißen Mittagsländern in Asien und Afrika dürre Sandwüsten von vielen hundert Meilen, wo kein Gräschen wächst, kein Baum dem Wanderer Schatten gibt, und kein Tropfen Wasser zu finden ist. In solchen Gegenden braucht man das Kameel, so wie wir die Pferde und Esel, zum Reiten und Fortbringen der Kaufmannswaaren und andrer Lasten. Dieses Thier hat nämlich die besondere Eigenschaft, daß es auf vierzehn Tage lang in der größten Hitze ausdauern kann, ohne zu trinken; indem es auf einmal sehr viel säuft und das Wasser so lange bey sich behält. Wenn daher Reisende ihr Wasser, das sie in ledernen Säcken bey sich führen, aufgezehrt haben, und in Gefahr gerathen, vor Durst zu sterben: so schlachten sie lieber eins ihrer Kameele, um mit dem Wasser, das sich in dessen Wanst befindet, ihr eigen Leben zu fristen, wie obiges Bild zeiget.

Das Wasser ist aber nicht überall von einerley Beschaffenheit. Es gibt z. E. siedendheiße Brunnen; das Meerwasser kann man vor Salz nicht trinken; einige Quellen führen von Natur giftige Theile bey sich, und alles faul und stinkend gewordene Wasser macht Menschen und Vieh krank, wenn sie davon trinken. Dagegen gibt es auch viele Gesundbrunnen, welche wider die Gicht und andere schwere Krankheiten helfen und die Gesundheit stärken. Diese verschiedene Beschaffenheit des Wassers dient also dazu, daß wir Menschen darüber nachdenken und forschen können, wie es aufs Beßte zu nützen sey, ohne daß es uns schade; und Gott hat auch dieses Element so eingerichtet, daß wir unsern Verstand dabey anwenden und dadurch klüger werden sollen. Verständige Männer haben nun

folgende Lehren vom Trink- und Koch-Wasser bekannt gemacht.

Das gesündeste unter allen Getränken ist Wasser aus frischen fließenden Quellen, die aus Felsen oder Sandsteinen entspringen. Ein solches muß aber geradeweg schmecken, nach nichts; es muß ganz hell und klar, leicht und weich seyn, daß die Seife bald darin schäumt und daß es bald zum Sieden gebracht werden kann. Es darf den Mund nicht verunreinigen, und Kopf und Brust nicht angreifen. Wer es trinket, muß keine Beschwerden im Unterleibe, in den Eingeweiden, unter den Rippen und in der Nieren-Gegend davon verspüren. Ist in der Nähe von einem Dorfe eine Quelle, welche diese Eigenschaften hat: so wird es die Gemeinde gewiß nicht gereuen, wenn sie die Kosten daran wendet, sie durch eine Röhrenfahrt ins Dorf zu leiten. Was die Unterhaltung kostet, werden die Einwohner an ihrer und ihres Viehes Gesundheit wieder gewinnen; indem sie desto weniger für Arzeneyen auszugeben brauchen.

Nächst diesen führen auch große, oder doch schnell laufende Flüsse ein gesundes Wasser. Aber alle langsam fließende, deren Boden schlammicht ist, und deren Wasser durch faulende Kräuter und allerhand Gewürme verunreinigt wird, sind gefährlich zu trinken.

Aus stehenden Wassern, aus Teichen, Gräben, Pfützen, muß man gar nicht trinken; zumal im Sommer bey anhaltender Hitze. Alsdann verursacht solch faulichtes Wasser sogar dem Vieh, das daraus säuft, gefährliche Krankheiten.

Gegrabene Brunnen, als Ziehbrunnen, oder Pumpbrunnen, müssen wohl geprüft werden, ob ihr Wasser rein und gesund sey. Denn an vielen Orten entstehen Kröpfe von solchem Brunnenwasser, und andere Krankheiten. Dabey ist auch dieses zu merken. Wenn ein solcher Brunnen nicht oft gebraucht und sein

Wasser

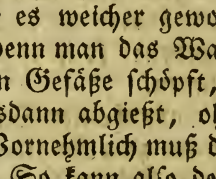
Wasser in Bewegung gesetzt wird, oder wenn er so verbaut ist, daß nicht immer frische Luft hinein dringen kann: so sammeln sich zuweilen böse Dünste darin, welche einen Menschen auf der Stelle tödten können; dergleichen Exempel beym Aufgraben alter verschüttet gewesener Brunnen oft geschehen. So war einmal in der Stadt Lora in Spanien der Deckel von einem Brunnen in denselben hineingefallen, und drey Leute, die man nach einander hinabließ, ihn zu holen, nebst einem Hunde, wurden insgesammt todt wieder herausgezogen. Man muß daher solche Brunnen fleißig öffnen, und alle Jahr ein oder zweymal fegen, auch sie nicht durch Hineinwerfen von allerhand Unreinigkeit verderben. Hat irgend eine Miststätte, Dachtraufe, Dachrinne oder eine andere unreine Feuchtigkeit einen Abzug in den Brunnen: so ist er weder für Menschen noch Vieh zu brauchen.

Regenwasser, aufgethauter Schnee, oder Eiswasser sind auch nicht gut zum Trinken.

Weil nun manche Dörfer so angelegt sind, daß sie an gutem Wasser Mangel haben: so hat man eine Erfindung gemacht, schlechtes Wasser aus Teichen, Bächen oder unreinen trüben Quellen, in gutes zu verwandeln. Man gräbt nämlich 5 bis 6 Ellen weit von dem Teiche, oder dem Bache, dessen Wasser verbessert werden soll, eine Grube, ein oder zwey Ellen tiefer, als der Boden des Teiches oder Baches ist. Diesen kleinen Behälter füttert man mit Steinen oder Holzstücken. Den Raum zwischen ihm und dem Teiche, befestigt man mit Pfählen und Verzäunungen auf beyden Seiten, und füllt ihn mit reinem Sand oder Kies aus, von welchen vorher aller Schlamm und Erde ausgewaschen worden. Alle Frühjahr gräbt man diesen Sand wenigstens zur Hälfte aus, und bringt frischen an die Stelle. Durch diesen Sand dringt nun

Wasser hell und rein in die Grube, und läßt alle Unreinigkeit zurück.

An manchen Orten haben auch die Weiber ihre Noth mit dem Wasser zum Waschen: indem es oft so hart ist, daß die Seife nicht leicht damit schäumt, und daß sehr viele Seife darauf geht, wenn die Wäsche rein werden soll. In solchem Wasser kochen dann auch Erbsen, Linsen und Bohnen nicht recht weich. Das Mittel, es weicher zu machen, ist aber, daß man es abkocht und wieder erkalten läßt, ehe man es braucht. Bey der Wäsche nimmt man etwa ein Viertel oder ein halb Pfund Pottasche, läßt diese in einem Topfe im Wasser zergehen, und schüttet nach und nach so viel davon unter das Waschwasser, bis man zwischen den Fingern fühlt, daß es weicher geworden. Es hilft auch schon etwas, wenn man das Wasser etliche Tage vor dem Gebrauch in Gefäße schöpft, es darin ruhig stehen läßt, und alsdann abgießt, ohne den Bodensatz aufzurühren. Vornehmlich muß dieses mit trübem Wasser geschehen. So kann also der Mensch durch seinen Verstand auch das Wasser verbessern.



8.

Vom Bierbrauen.

Zum Trinken schafft Gott Wein und Bier —
Zum Saufen nicht — dies merke dir! —

Schrebers ist ein großes Dorf, und liegt an der Landstraße, hat auch ein hübsches Wirthshaus zum goldnen Löwen genannt. Und doch spannte lange Zeit kein Fuhrmann daselbst aus: weil der Ort in der ganzen Gegend wegen seines schlechten Biers übel berufen war. Die Einwohner selbst gingen auf die nächsten

sten Dörfer, wenn sie des Sonntags einen Krug trinken wollten, und die Wirthe zum goldnen Löwen wurden einer nach dem andern bankrut, so daß zuletzt niemand mehr das Wirthshaus, welches der Gemeinde gehörte, in Pacht nehmen wollte. Nun kam der Magister Freundlich als Pfarrer nach Schrebers. Dessen Vater war Hofbrauer gewesen, und hatte seinen Sohn das Brauen von Grund aus gelehrt. Wenn er nun seinen Bauern, wenn sie etwas bey ihm zu thun hatten, ein Glas von seinem selbst gebrautem Haustrunke vorsetzte, verwunderten sie sich, daß er so schönes Bier hatte. Denn sein Vorfahrer im Amte hatte auch immer schlechtes Bier gehabt und gesagt: es läge an der dortigen Luft, daß man kein gutes zuwege bringen könne. Mag. Freundlich merkte aber bald, daß es daran lag, daß die Leute das Brauen nicht verstanden, oder unordentlich damit umgingen. Er dachte nun, es wäre seiner Amtswürde, als eines Seelsorgers, nicht zuwider, wenn er seine Pfarrkinder gut Bier brauen lehrte: da ihnen doch der liebe Gott gute Gerste wachsen ließ, und da es dem Bauersmanne bey seiner Arbeit wohl zu gönnen ist, daß er sich durch einen guten Trunk labe. Er ließ also den Gastwirth und die Brauknechte vor sich kommen, und ließ sich von ihnen alles erzählen, wie sie mit der Brauerey umgingen, um zu sehen, was sie für Fehler dabey machten. Hernach sagte er ihnen, wie sie's anders machen müßten, und ging selbst einigemal ins Brauhaus, zu sehen, ob sie's recht machten.

Da fand er nun zwar, daß das Brauhaus ordentlich auf einem trockenen Boden, mit der Vorderseite gegen Mitternacht gebaut, tüchtig mit Steinen ausgepflastert, und eine Elle hoch über der Erde aufgemauert war, auch ordentliche hohe Fenster hatte — so wie ein rechtes Brauhaus beschaffen seyn muß.

Aber

Aber er fand, daß die Leute es nicht reinlich genug hielten, daß sie Pfützen darin stehen ließen, und nicht darauf Acht hatten, ob der Fußboden feucht oder trocken sey. Er gab ihnen also die Lehre, daß sie immer reine und trockne Luft im Brauhause zu haben suchen müßten, und ließ unten in die Mauer kleine Luftlöcher einschlagen und mit Thüren versehen, die man verschließen konnte, wenn es nöthig war.

Am Brauofen ließ er durch einen verständigen Maurer einen ordentlichen Rost anbringen, und es so einrichten, daß die Hitze auch an die Seitenwände der Pfanne anschlagen konnte: daher das Feuerloch mit einer eisernen Thür verwahrt und zugehalten werden mußte, wenn das Feuer einmal in völligem Brand war; und das Aschenloch mußte offen seyn.

Die Malzdarre ließ er so einrichten, daß der Rauch nicht an das Malz schlagen konnte. Darauf gab er den Leuten folgende Vorschrift, die sie beym Brauen beobachten sollten.

1. Wer gut Bier brauen will, muß gutes Malz dazu nehmen, und gut Malz läßt sich nicht aus schlechter Gerste machen. Die Gerste muß recht reif und rein von Gesäme seyn. Ist Hederich, Trespe und dergl. darunter: so thut man nur den 4ten Theil des Getreides auf einmal in den Weichbottig und Wasser dazu: dann rührt man tüchtig, und nimmt die leichten Gesäme oben ab. Und so macht mans mit jedem Theil besonders. Die Trespe macht toll, und der Hederich läßt das Bier nicht aufstoßen und klar werden.

Sind die Gerstenkörner von Flugbrand, oder die Weißenkörner vom ordentlichen Brand oder Spitzbrand beschmutzet: so muß man beym Einweichen einigemal frisches Wasser aufgießen und das schmutzige ablaufen lassen; damit kein Schmutz an den Körnern bleibe. Gerste, die in frisch gedüngtem Acker, zumal

mit

mit Schafmist, erwachsen ist, taugt nicht zum Brauen. Auch ist solche nicht gut, die auf allzufettem, oder mit Gyps, Mergel, Kalk u. dergl. stark gedüngtem Acker gebaut ist, z. E. Gerste in zweyjähriger gegypsten Kleestoppel; zumal wenn solche nicht ganz dürre in die Scheure kommt. Das Bier wird dann trübe, unschmackhaft und bald sauer. Am beßten ist die in leichtem sandigen Boden gewachsene Gerste.

Es muß auch einerley Frucht seyn, nicht von verschiedenen Jahren, und nicht große und kleine Gerste unter einander: sonst keimt das Malz nicht zu gleicher Zeit. Ein Theil überwächst sich, und der andere bleibt zurück.

Die Gerste muß aber im Weichbottig recht durchaus und überein quellen; sonst gibts trübes Bier. Die Probe ist: man nimmt ein Korn die Quere zwischen die Finger: wenn da die Spitzen nicht mehr stechen, so ist es gut. Oder man schreibt mit dem Korn auf ein Brett; da muß es weiße Striche geben. Weicht es zu lange, so gibt es sauer Bier; und zu wenig gequollene Frucht keimt nicht recht.

Hat man keine andere, als ausgewachsene Frucht; so muß man die Keime davon erst mit den Händen abreiben und durch Wurfen auf der Tenne davon scheiden; sonst wird das Bier dumpfig und faulschmeckend.

Die gequollene Frucht darf nun beym Wachsen nur zwey bis drey Wurzelkeime, oder kleine Würzelchen an den Körnern bekommen: aber ja keine Graskeime oder Blätter; sonst verliert das Malz alle Kraft. Es darf auch nicht verbrennen. Ist es genug ausgewachsen, so muß es oft mit Schaufeln gerührt und in die Höhe geworfen werden, daß alle Wärme heraus kommt; alsdann auf dem Boden so oft gerührt und umgeschüppt, daß man endlich mit den Körnern auf Holz schreiben kann, wie mit Kreide.

Luft-

Luftmalz muß durch die Luft, und nicht an der Sonne getrocknet werden. Dörrmalz muß erst in der Luft getrocknet seyn und darf nicht feucht auf die Darre kommen; sonst gibts saures und schaales Bier.

Die Darre muß auch schon erwärmt seyn, ehe man das Malz auflegt; sonst wird das Bier rauchicht. Es muß auf derselben überall gleich hoch liegen und alle halbe Stunden gewendet werden, bis es gut ist. Das Zeichen ist, daß die Schaufel, womit mans wendet, nicht mehr schwitzt, und wenn das Malz lichtbraun, oder gelbbraun aussieht und anfängt zu knistern und zu platzen, und der aufgebissene Kern einem lockern Mehl gleicht. Das Dörr-Feuer muß im Anfange gelinde seyn, nach und nach verstärket werden, und allmählich wieder abnehmen. Trockenes festes Holz gehört dazu. — Will man dunkelbraunes Bier haben, so muß man nicht das ganze Malz, sondern nur einige Mulden voll dunkelbraun rösten, und das übrige damit färben. Weitzen- und Hafermalz muß etwas stärker gedörrt werden, wenn es zum Braunbier kommen soll, als Gerstenmalz.

Wer Hafer unter das Malz nehmen will, muß ihn nicht zugleich mit der Gerste, sondern besonders malzen, und nicht leicht mehr, als den 8ten Theil Hafer dazu nehmen.

Nach dem Malzen muß nun das Malz wenigstens ein Vierteljahr ruhen, ehe es verbraut wird; sonst gibts trübes Bier: aber viel älter, als ein Jahr, darf man es auch nicht werden lassen; sonst verliert es die Kraft. Luftmalz muß man des Jahrs zweymal malzen, im Frühling und im Herbst.

Beym Brauen ist folgendes zu beobachten. Vier und zwanzig Stunden vor dem Schroten muß das Malz angefeuchtet und binnen dieser Zeit einigemal umgestochen werden. Man muß die Menge, die zu

jedem

jedem Gebraue genommen wird, nicht messen, sondern abwägen, und dieses muß vor dem Anfeuchten geschehen. Auch thut man wohl, das Malz vorher auf der Scheune zu fegen: damit die abgedorrten Keime und aller Staub heraus kommen; wozu man es auch durch die Kornrolle laufen lassen kann. Was abgeht, gibt herrliches Schweinefutter.

Der Müller darf das Malz nur gröblich schroten, daß kein Mehl daraus werde. Ist es zu klar geschrotet; so kann man ihm dadurch helfen, daß man fein geschittenen Hexel darunter menget. Auch muß es nach dem Schroten bald eingemeischt werden, ehe es sich erhißt.

Wenn das Wasser des Orts hart ist, so schöpfet man es etliche Tage vor dem Brauen in große Gefäße, und läßt es offen in der Sonne stehen, oder man kocht es einige Tage zuvor ab, und läßt es wieder kalt werden. Das Malz wird zum erstenmal mit lauwarmem Wasser eingemeischet. Alsdann wird siedendes Wasser auf den Meisch gegossen, und so lange tüchtig mit Krücken durchgearbeitet, bis die Pfanne wieder gefüllt ist. Hierauf wird der Meischbottig zugedeckt und ruhig stehn gelassen, bis die zweyte Pfanne siedet. Da wird es wieder aufgedeckt, das siedende Wasser wird allmählich zugegossen und eine halbe Stunde lang durchgearbeitet; alsdann wieder bedeckt. Es können noch ein oder zwey solche Aufgüsse geschehen, je nachdem man das Bier stark oder schwach verlangt. Beym letzten Aufguß läßt man ungefähr eine Viertelelle hoch Wasser in der Pfanne, dämpfet das Feuer, daß es nicht weiter koche, und schüttet die bestimmte Menge Hopfen in die Pfanne.

Der Hopfen muß reif seyn, so daß der gelbe Mehlstaub darin sich leicht ausschütteln läßt: aber nicht so sehr, daß die Häupter aus einander fallen. Er muß

gut

gut getrocknet seyn und einen kräftigen und lieblichen Geruch haben. Man reinigt ihn auch von allen grünen Blättern und von den Stängeln sorgfältig, und feuchtet ihn etliche Stunden vorher mit kaltem Wasser und ein wenig aufgelöstem Salz an. Nun läßt man ihn eine halbe Stunde lang gelinde ausziehen, und vermehrt am Ende das Feuer mit einigen Holzspänen, daß es einige Minuten lang gelinde siedet, ohne stark aufzuwallen. Der Hopfensatz muß dabey zuweilen mit der Krücke umgerührt werden. Wenn das Sieden vorbey ist, wird die ganze Masse in den Meischbottig geschlagen, umgerührt und etwa eine Viertelstunde zugedecket.

Wenn nun die gehopfte Würze in den Collirbottig oder Seigerbottig, da der Boden wohl mit Stroh belegt seyn muß, und aus diesem in den Stellbottig oder in die Kühlfässer oder Gährfässer gebracht und mit der Hefen vermischt wird: so ist die größte Kunst, daß man den rechten Punkt treffe, daß die Würze oder das erste Bier weder zu warm, noch zu sehr erkaltet, sondern eben milchwarm sey, wie die Milch aus dem Euter kommt. Beym Weißbier und Broihan noch etwas wärmer. Wo noch kein gut Bier ist, muß man Hefen von fremdem Bier nehmen. Unterhefen oder Faßhefen taugen aber gar nicht zum Stellen des Biers. Es müssen Oberhefen seyn.

Will man dem Bier einen gewürzhaften Geschmack geben: so thut man etwas Cardobenedictenwurzel in ein Säckchen, und hängt es bey der Gährung in das Bier.

Das Fassen geschieht, sobald der krause Hefenkranz auf dem Bier vom Rande des Bottigs abtritt, und dabey müssen die Tonnen ganz voll gemacht werden. So wie hernach die Hefen durch das Spundloch abfließen, darf das Nachfüllen nicht versäumt werden.

Hört

Hört die Gährung auf: so füllt man das Faß mit abgekochtem und wieder kalt gewordenem Wasser ganz voll, und verspündet es wohl.

Das Bier darf nun nicht nach und nach, so wie es getrunken wird, von der Tonne abgezapft werden, wenn es nicht bald schaal und abgeschmackt werden soll. Man muß es lieber auf gläserne oder steinerne Flaschen abzapfen, und diese fest mit Korkstöpseln verwahren. Die Flaschen müssen aber jedesmal, sobald sie ausgeleert sind, rein gemacht, offen und umgekehrt aufgestellt und vor dem Gebrauch noch einmal ausgespühlt werden; damit keine Fliegen, Spinnen oder anderes Ungeziefer darein niste. Die Korkstöpsel müssen vor dem Zupfropfen in reinem Wasser abgekocht, und dann recht fest eingetrieben werden. Springen die Flaschen im Keller, wegen der Wärme, oder weil neues Bier im Stellbottig in der Gährung ist: so legt man sie an einen kühlen Ort außer dem Keller in Sand, den man mit frischem Wasser anfeuchtet. Die Tonnen, die man aus Mangel an Flaschen länger liegen lassen muß, ehe sie abgezapft werden können, muß man zuspünden, wenn etwa der 4te Theil des Aufstoßens noch zurück ist.

Zu dauerhaftem Lagerbier oder Märzenbier muß der 5te Theil Malz und die Hälfte Hopfen mehr genommen werden. Das Lagerbier darf man aber nicht eher fassen, bis es schon im Gährungsbottig alle Hefen ausgetrieben und unter sich geworfen hat.

Bey dem sogenannten Kesselbier, welches in manchen Gegenden im Kleinen von jedem Hauswirthe für sich zu Hause, und nicht im öffentlichen Brauhause gebraut wird, ist vornehmlich darauf zu sehen, daß alle Gefäße recht rein gehalten werden. Man muß sie daher, so oft man brauen will, erst mit kochendem Wasser ausbrühen. Das Malz muß frisch geschrotet seyn. Der Gestellboden im Brauständer muß rundum

wohl

wohl anpassen. Oben drauf wird anderthalb Spannen hoch recht reines Rockenstroh und ringsherum ein kleiner Kranz von Stroh aufgelegt, damit keine Treber durchkommen kann. Das Zapfloch muß nicht im Boden, sondern an der Seite des Ständers zwischen dem obern und untern Boden angebracht seyn. Das Wasser zum Einmeischen muß abgekocht und wieder erkaltet seyn; da wird das Bier dauerhafter. Der Hopfen wird allein gekocht und unter die Würze oder das erste Bier gethan, wenn sie in den Stellbottig abgezapft wird. Das Abzapfen muß langsam geschehen; und wenn die Würze Eimerweise in den im Keller aufgestellten Gähr- oder Stellbottig geschüttet wird, muß man sie mit einer hölzernen Krücke auf- und abrühren, daß sie bald abgekühlt werde; alsdann setzt man erst die Hefen zu.

Trübes Bier klar zu machen, nimmt man eine Handvoll Salz, brennt es wohl über Kohlen auf einer eisernen Schaufel, vermengt es mit einer Kanne Wasser und gießt solches in eine Tonne Bier, welche klar werden soll. Hilft dieses nicht auf einmal: so zieht man das Bier auf eine andere Tonne. Wenn die schlechte Bereitung des Malzes Schuld daran ist, daß man trübes Bier bekommt: so nimmt man ein wenig Hausenblase, kochet diese in Bier, daß sie zergehet, und schüttet es unter das Bier: welches aber davon schwächer wird, und sich nicht lange mehr hält.

Wenn das Bier in der Gährung ist, und es sind Gewitter am Himmel, da es leicht umschlagen und schaal werden kann: so muß man die Bottige mit leinenen Laken oder Tüchern, welche in Lauge eingeweichet und wieder ausgerungen sind, fest zudecken, und diese Tücher, welche überhängen müssen, rings um den Bottig herum mit Bindfaden fest umwickeln, daß sie sich nicht unter das Bier einsenken. Auch ist es

gut

gut, grüne ganz frisch abgeschnittene große Brenn-Nesseln über die Tücher dicht herzustreuen. Hat man, wenn Gewitterluft ist, junges Bier in Fässern, welches darin noch gähren soll, und darum noch nicht zugespündet werden darf: so setzt man einen blechernen Durchschlag auf das offene Spundloch, mit dem Boden oberwärts, und legt unten um den Durchschlag einen Kranz von Brenn-Nesseln.

Sauer gewordenes Bier, wenn dessen viel ist, kann am beßten durch eine neue Gährung verbessert werden. Man zapft es von den Fässern in Bottige, macht einen Theil davon heiß, und füllt es unter das andere. Hierauf nimmt man Weitzenmehl, vermischt es mit etwas Branntwein und kleingestoßenem Ingwer und Pfeffer, und thut dieses Gährungsmittel hinein; läßt es aufstoßen und füllt das Bier auf andere reine Fässer. Ist es auch kahnicht: so muß es vorher durch ein Haartuch gelassen werden. Damit das Bier nicht auf dem Fasse säuer werde, wenn man es allmählich zum Trinken abzapft: so nimmt man eine Handvoll reines, eine Spanne lang geschnittenes Stroh, und so viel Hopfen, daß es die Oberfläche des Biers bedecken kann. Dieses wirft man zum Spundloche hinein, und macht jedesmal den Spünd wieder zu.

Wenn das Bier nach dem Fasse schmeckt, so nimmt man heißes Gerstenbrod, wie es aus dem Ofen kommt, und legt es auf den Spund, und wiederholt solches so oft, bis der üble Geschmack vergangen ist. Auch kann man heiße Semmeln nehmen, und solche zwey bis drey Tage nach einander in das stinkende Bier hängen, bis es hilft. — Wachholderbeere und Hopfen, in Wasser gekocht und mit reinem Bier vermischt, in das übelschmeckende Faß gegossen, verbessern es auch.

Nach dieser Vorschrift und aus der mündlichen Anleitung des Herrn Magisters lernten die Leute zu

Schre-

Schrebers nach und nach alles, was zum Bierbrauen gehört, und weil sie nun, wenn sie im Wirthshause oder sonst zusammen waren, viel davon sprachen: so gab ein Wort das andere, und einer wußte dies, der andere das davon zu sagen. Der Brauer mußte also vorsichtig seyn, damit er nichts versah, und so auch der Schenkwirth, weil ihn die Biergäste sonst damit aufzogen, wenn sie einen Fehler am Getränke bemerkten. Dadurch kam nun die Brauerey daselbst so sehr in Aufnahme, daß die Benachbarten an Sonn- und Festtagen nach dem goldnen Löwen zogen, wie die Bienen nach dem Stocke, und daß die Gemeinde in der Folge ein Drittel mehr Pacht davon bekam, als ehedessen. Es hieß da auch: gute Waare, viele Käufer, und wenn man eine Sache besser macht, so wird sie besser. Der Magister Freundlich gab den Leuten auch von allerhand Kniffen und Pfiffen böser Bierbrauer und Gastwirthe Nachricht: damit sie sich davor hüten könnten; z. B. daß manche Pech hinein thun, oder Ochsenfüße, damit das Bier kleben soll, als wäre es sehr fett — oder Tubelkörner, damit es berauschen soll, und dergleichen; welches alles ungesund ist, und von der Obrigkeit mit Recht bestraft wird, wenn man es anzeigt.

9.

Vom Brod-Bier.

Mit vielem hält man Haus:
Mit Wenigem kommt man auch aus.

Der Arme richtet mit Verstand und Klugheit oft so viel aus, als der Reiche mit vielem Gelde. Dies sah man deutlich an dem kleinen Dörfchen Meyers-

berg,

berg, welches nicht mehr als 16 Häuser hat, und von lauter Mittelleuten bewohnt ist, die so eben ihr nothdürftiges Auskommen haben. Die Leute hatten weder Wirthshaus noch Brauhaus im Dorfe: sondern, wenn sie einen Krug Bier trinken wollten, mußten sie auf ein benachbartes Dorf gehen, und ihre Weiber und Kinder mußten sich unterdessen zu Hause mit Wasser behelfen.

Nun begab sichs, daß Hans Rode daselbst, der viele Kinder hatte, seinen Sohn Nicolaus das Schuhmacher-Handwerk lernen ließ. Und dieser kam auf seiner Wanderschaft auch ins Brandenburgische, und stand eine Zeitlang in Treuenbrietzen in Arbeit. Da ging er des Sonntags auf die umliegenden Dörfer spatzieren, und machte sich mit den Bauersleuten bekannt: weil er auch vom Bauernstande her war. Dieser Niklas Rode hatte aber die schöne Gewohnheit, daß er allen Leuten freundlich zusprach, sie fragte, wie es ihnen ginge, und gern Jedermann mit Rath und That zur Hand ging. Desgleichen auch, wo er irgend etwas Nützliches lernen und erfahren konnte: da war er gleich bey der Hand. Nun fand er bey einem Bauersmanne in der Gegend einen besonders guten Haustrunk, und sah doch kein Brauhaus im Dorfe, und nicht einmal einen Kessel in der Küche. Er erkundigte sich also: woher die Leute das gute Getränk hätten, und sie sagten ihm ganz accurat, wie sie es machten. Da nun Niklas Rode von seiner Wanderschaft wieder heim kam, und sich in Meyersberg setzte: so braute er auch so einen Haustrunk, wie ers in der Mark gelernt hatte. Als aber seine Nachbarn und Freunde davon kosteten, schmeckte es ihnen so gut, daß sie ihn baten: er möchte es ihre Weiber auch lehren. Dies that er, und so bekamen die Leute zu Meyersberg einen guten Trunk ins Haus, den sie von ihrer

eige-

eigenen Gerste bereiteten. Sie tragen nun ihr Geld nicht mehr in die benachbarten Wirthshäuser, sondern bleiben lieber daheim und laben sich mit ihren lieben Weibern und Kindern an ihrem eignen Getränke, und danken Gott und dem Niklas Rode dafür, bis auf den heutigen Tag. Dieses Getränk, welches sie Brodbier heißen, machen sie auf folgende Art.

Sie kneten geschrotenes Malz mit ein wenig grobem Rokkenmehl und Kleye, wozu kaltes Wasser gegossen wird, zusammen, und machen kleine 3 bis 4 Pfund schwere Brode daraus. Mehl nehmen sie nur so viel dazu, daß der Teig zusammenhält: auch wird ein wenig Hopfen, klein zerrieben, mit hineingeknetet. Der Teig darf nicht aufgehen: sondern die Brode werden gleich in den Backofen geschoben, wenn sie fertig sind. Sie richten es aber so ein, daß sie die Malzbrode machen, wenn sie eben ordentliches Brod gebacken haben. Wenn dieses herauskommt, schieben sie dieselben hinein. Wenigstens einige dieser Malzbrode müssen eine schwarze etwas angebrannte Rinde bekommen; daher die Stelle, wo die Kohlen beym Streichen des Brodes gelegen haben, abgeräumt, und einige Malzbrode darauf geschoben werden. Während des Backens setzt nun die Hausmutter den Brauständer oder Bottig zurecht und füllt ihn mit abgekochtem und wieder abgekühltem Wasser. Darauf werden die Malzbrode, wenn sie gar und braun gebacken sind, aus dem Ofen gezogen und sogleich, ehe sie erkalten, in Stücken, etwa einer Wallnuß groß, auch noch größer, zerbrochen und noch ganz heiß in den Ständer geworfen. Dieser wird zugedeckt und bleibt zwey bis drey Stunden stehen. Alsdann wird es abgezapft, in einen Zuber gethan, mit Hefen angestellt, und wenn die Gährung geschehen ist, so wie gewöhnliches Bier gefaßt: da es dann bald klar wird und getrunken werden kann. Zieht man es

vom Fasse auf Flaschen, so wird es desto besser. Auch nehmen einige, statt der Kleye, die Spreu von gestampfter Hirse unter die Malzbrode, welches dem Getränke einen angenehm scharfen Geschmack geben soll. Andere mengen den Hopfen nicht unter den Malzteig, sondern kochen ihn besonders und schütten ihn unter das Bier in den Stellbottig. Das Malz dörren sie an der Luft, und röstten beym Backen ein paar Schaufeln voll im Ofen, um damit ihr Getränk zu färben, daß es aussieht, wie Bier. Dieses Getränk von Malzbrod ist viel nahrhafter und gesünder, als Layer oder Lauer, welches arme Bauern und Weingärtner in Franken und am Rhein von den gepreßten Weintrestern durch zugeschüttetes Wasser bereiten.

10.

Vom Obst- und Honig-Wein, und andern Getränken.

Man kann oft aus gemeinen Sachen
Durch Fleiß und Kunst ein Labsal machen.
Doch bist du ungeschickt und faul:
So nimm vorlieb und wisch das Maul!

Unter die wunderbarsten Wirkungen der Kräfte, welche Gott in die Natur gelegt hat, gehört die Gährung, eine von Luft und Wärme erzeugte innerliche

Bewegung, welche die verschiedenen öligen, salzigen, geistigen, wässerigen und erdigen Theile, woraus die Gewächse und Früchte bestehen, von einander absondert, und neue nutzbare Dinge daraus bildet, oder sie zerstöret und unbrauchbar macht; indem die geistigen Theile verfliegen, die flüssigen verdunsten und die erdigen wieder zur Erde werden. Diese Gährung hat drey aufeinander folgende Stufen: 1) die Wein- oder geistige Gährung; 2) die Essig- oder saure Gährung, und 3) die faule Gährung, und mittels derselben lassen sich die meisten Früchte und Samen zu Wein, Branntwein, Essig oder Bier benutzen; oder sie gehen in Fäulniß und verderben.

Der verständige Schuhmacher Niklas Rode las nun des Sonntags manchmal Bücher, die er von einem Bekannten in der nächsten Stadt borgte, und fand in einem, unter andern nützlichen Dingen, auch eine Vorschrift, wie man aus Aepfeln durch die Gährung einen guten Wein machen kann, den man Cyder nennt, und der in England und Dännemark, wo keine Weinberge sind, häufig verfertigt und als ein Labsal getrunken wird. Man braucht dazu alles Herbst- und Winter-Obst, das viel Saft hat und nicht leicht mehlig wird: je süßer und gewürzhafter aber die Aepfel sind, desto besser wird der Wein, und Borsdorfer-Aepfel geben den allerbeßten. Das Verfahren dabey, welches jeder verständige Hauswirth leicht nachmachen kann, ist folgendes.

Man läßt die zur Zeit der Reife abgenommenen Aepfel erst mild und mürbe werden, am beßten indem man sie in Haufen frey im Garten liegen läßt, wenn man da vor Dieben sicher ist, oder sonst an einem luftigen Orte, und nimmt dazu auch die vorher, während der Zeitigung abgefallenen Aepfel. Man reibt sie zu einem Brey, mittels einer gewöhnlichen Krautschabe

oder eines Krauthobels, welcher statt der Schneideisen, mit einem darauf passenden blechernen Reibeisen, das auf beyden Seiten gehauen ist, versehen wird. Das viereckigte Kästchen, in welches sonst das Kraut gethan wird, füllt man mit dem Obst an, und drückt es beym Reiben mit einem in das Kästchen passendem kleinen Brett nieder. Wo man jährlich sehr viel Cyder macht, bedient man sich zum Zerreiben einer eigens dazu erfundenen Handmühle, womit es geschwinder von statten geht. Der auf diese Art geriebene Obstbrey wird nun in die Presse gebracht. Auf deren Boden legt man erst eine Schicht reines Stroh, so daß es rund herum über die Kelter hinaus geht und in die Höhe gebogen ist. Auf dieses schüttet man einige Zoll hoch Brey, und biegt das hervorstehende Stroh einwärts darüber her. Auf dieses legt man eine neue Lage Stroh und Obstbrey, und fährt so fort, bis die Kelter voll ist. Das Pressen geschieht nun ganz langsam, daß der Saft Zeit habe, allmählich in das untergesetzte Gefäß zu laufen, und man preßt ihn nicht ganz rein heraus, wenn es guten Wein geben soll: sondern man setzt ein anderes Gefäß unter, macht die Presse los: und gießt ein wenig Wasser zu der Masse, und keltert sie noch einmal. Dieses gibt eine geringere Sorte Most, den man zu Essig verwendet. Den ausgekelterten Most gießt man nun durch ein Sieb, worüber Beuteltuch, oder ein Stück andere grobe und lockergewebte Leinwand gespannt ist, in eine reine wohl ausgebähte Butte, worin er einen Tag stehen bleibt, bis die Gährung anfängt, und ein Schaum auf demselben hervorkommt und etwa eines Fingers dick wird. Diesen nimmt man ab, und zapft nun den Most auf ein reines, ausgebrühtes Faß. Das Zapfenloch in der Butte darf nicht zu nahe am Boden gebohrt seyn, damit die Grundhefe zurück bleibt. Nun läßt man den

Most

Most entweder unter sich gähren, indem das Faß nicht ganz aufgefüllt wird; auf diese Weise wird der Wein stärker und behält mehr geistige Theile. Oder man läßt ihn über sich gähren, wodurch der Wein etwas früher hell wird. Um hierbey durch das beständige Aufstoßen nicht zu viel Most zu verlieren, mache man auf dem gährenden Fasse um das Spundloch herum eine hohle Einfassung von Thon oder Letten, so groß und weit wie ein Hutkopf, und verschmiere es fest auf dem Holz des Fasses. Diese fette Erde läßt nichts durchlaufen, und aller Unrath, den der Wein beym Gähren ausstößt, bleibt in diesem Aufsatze um den Spund herum liegen, und kann von Zeit zu Zeit bequem weggenommen werden. Sobald nun kein Schaum mehr aufsteigt, und ein scharfer geistiger Geruch sich zeigt: so ist die Wein-Gährung vorbey, und die Essig-Gährung fängt an. Man füllt daher das Faß mit anderm gegohrnem Most ganz voll, verspündet es fest, und füllt es fleißig auf, daß kein leerer Raum entstehe: weil sonst die Luft darin faul wird und den Wein verdirbt. Im ersten Monat muß dieses wöchentlich zweymal geschehen, hernach seltner; aber jedesmal muß der Spund wieder fest eingeschlagen werden. Im darauf folgendem Monat März zieht man den Cyder auf ein anderes, weingrünes und mit Schwefellappchen eingebranntes Faß, oder auf Weinflaschen ab: weil er im April gemeiniglich wieder in Gährung geht, und von der Hefe getrübt wird. So kann man, ohne einen Weinberg zu haben, seinen Keller mit einem mehr oder weniger starken, sehr gesundem Aepfel-Wein versehen, der sich, wenn das Faß durch Nachfüllen immer voll erhalten wird, viele Jahre hält. Auf gleiche Weise kann man aus allen Sorten Birnen, auch aus wilden Feldbirnen, Wein machen, oder Birnen und Aepfel unter einander mischen;

schen; nur das frühzeitige Obst, das zu wenig Saft und Kraft hat, taugt nicht dazu.

Um dem Cyder den Obstgeschmack zu benehmen, thut man, beym Anfang der Gährung, etliche Hände-voll trockne Flieder- oder Hollunder-Blüthen in das Faß. Will man ihm eine höhere Weinfarbe geben, so röstet man einige Hände voll Weitzen, und läßt ihn darüber gähren.

Hat man vorzüglich gute süße Birnen, so kann man einen einen süßen, so köstlichen Wein daraus machen, wie Muscat- oder Malaga-Wein, wenn man den ausgekelterten Saft in einem Kessel bis auf zwey Drittheile einkochen läßt, und noch milchwarm auf ein reines Fäßchen bringt und unter sich gähren läßt.

Auch kann man guten Birnen-Most, zum Wohlleben an Ehrentagen, so zurichten, daß er beym Aufmachen der Flasche knallt, im Glase schäumt und perlt, und so schmeckt, wie der theure Champagner-Wein, auf folgende Weise. Sobald die Gährung nachläßt, füllt man das Faß ganz voll, verspündet es so fest wie möglich, und läßt es in einem kühlen Keller 4 bis 6 Wochen ruhig liegen, ohne es, wie den andern Wein, aufzufüllen. Alsdenn bohrt man 4 Zoll über dem untern Rande des Fasses einen Hahn ein, und zieht den nun vollkommen abgeklärten Wein auf starke Flaschen ab, verstopft sie gut, bindet die Stöpsel mit Draht und Bindfaden fest, und verpicht solche, wie die Champagner-Flaschen. Dieses gibt einen sehr angenehmen, stark schäumenden Wein, den kaum Kenner vom ächten Champagner unterscheiden können. Nimmt man zu 3 Theilen Birnensaft einen Theil Himbeerensaft: so bekommt man den so beliebten rosenrothen Champagner (oeil-de-Perdrix). Zu merken ist aber dabey, daß man in den Flaschen zwey Finger

breit

breit leeren Raum lassen, und sie im Keller aufrecht stellen muß, sonst zerspringen sie.

Sehr guten rothen Cyder zu machen, nimmt man getrocknete Schlehen, zerquetscht sie in einem Mörser und thut sie in das gährende Faß. Sie geben dem Weine, außer der Farbe, auch mehr Stärke und Haltbarkeit.

Ferner gewinnt der Obstwein dadurch sehr an Geschmack und Stärke, wenn man, nachdem er hell geworden ist, unter 1 Ohme ein Maaß rheinischen oder Franzbranntwein gießet.

Noch hat man die Erfahrung gemacht, daß gefrorne Aepfel zwar nur halb so viel, aber weit bessern Wein geben, als ungefrorne, wenn man sie sogleich keltert, ehe sie nach dem Aufthauen faulicht werden.

Ueber die Fässer, die man zur Bereitung und Aufbewahrung des Cyders und Weins benutzt, fand Rode folgenden Unterricht in seinem Buche.

„Das beßte Mittel, Fässer rein zu halten, ist, daß man sie immer wohl zugemacht läßt. Will man sie brauchen, so bäht man sie mit heißem Wasser recht aus: aber nicht eher, bis man den Obstwein sogleich darein zapfen will. Neuen Fässern benimmt man den Holzgeschmack auf die Art: man bäht die Fässer recht aus, gießt das Wasser gleich weg, und schüttet ein Paar Maaß Obstweinhefen hinein. Diese läßt man zweymal 24 Stunden darin und dreht das Faß oft herum, daß die Hefen überall hinkommen; alsdann bäht man es noch einmal."

„Das Ausbrennen, wovon der Wein einen angenehmen Geschmack und Geruch bekommt, macht man so: Man nimmt 4 Loth ganzen Schwefel, 1 Loth gebrannten Alaun und 2 Loth Hefenbranntwein. Dies thut man zusammen in einen irdenen Topf und hält ihn über glühende Kohlen, bis der Schwefel schmilzt

und

und fließt; es darf aber ja keine Flamme hinein schlagen. Alsdann taucht man kleine Stückchen neue Leinwand hinein, besprengt sie alsbald, wenn sie noch feucht sind, mit einem Pulver, welches aus Muskatenblüthen oder Muskatennüssen, Gewürznägelchen und Coriander gemacht ist. Hierauf dreht man die Fässer, welche gefüllt werden sollen, so, daß das Spundloch fast unten kommt, nimmt dann ein solches Läppchen, hält es unter das Spundloch, zündet es mit einem Licht an und läßt es in das Faß flammen und rauchen. Nur darf kein Funke und keine Kohle ins Faß kommen. Sobald das Läppchen ausgebrannt ist, spündet man das Faß zu, und läßt es 24 Stunden liegen. Alsdann bringt man den Obstwein hinein."

Diese Vorschriften befolgte Niklas Rode mit großer Sorgfalt im nächsten guten Obstjahre, und machte 6 Ohmen Wein, davon er 4 um 6 Thaler die Ohme verkaufte, also 24 Thaler daraus löste. Zwey behielt er, um sich an Sonn- und Festtagen mit seiner Frau und Kindern daran zu laben. Seine Nachbarn thatens ihm bald nach, wie mit dem Brodbier, und hatten großen Nutzen und Vergnügen davon.

Vom Honigwein oder Meth.

Auf ähnliche Weise, wie den Cyder aus Obst, kann man in Ländern, wo keine Weinberge sind, aus Honig ein Getränke bereiten, das dem Trauben-Weine an Geschmack und Geist ähnlich, der Gesundheit noch zuträglicher ist, als dieser, und Meth genannt wird. Man nimmt zu 5 Theilen Wasser 1 Theil vom besten Honig, und läßt es in einem Kessel bey gelindem Feuer so lange sieden, bis der 4te oder der 3te Theil eingekocht ist, indem man von Zeit zu Zeit den sich zeigenden Schaum abnimmt. Nachdem es aus

dem

dem Kessel in hölzerne oder irdene Gefäße gegossen worden, und darin verkühlt ist, thut man es in ein Faß, und läßt es 4 bis 6 Wochen gähren, und füllt es von Zeit zu Zeit von dem Uebriggebliebenen auf. Die Gährung ist unmerklich und zeigt sich nur durch kleine Blasen am Rande des Spundloches. Die Hauptsache ist nun, daß man die rechte Zeit treffe, wo die Weingährung den höchsten Punkt erreicht hat. Dieses erkennt man an dem starken geistigen Geruche und dem scharfen, auf der Zunge prickelnden Weingeschmacke. Die Gährung muß nun sogleich gehemmt werden, indem man den Wein vom Fasse abzieht, das Trübe auf dem Boden filtrirt, und alles wieder auf ein reines Faß bringt, dem man Brand-Einschlag gegeben hat. Um den Wein völlig zu klären, wird ein halb Loth kleingeschnittene, vorher in einem Glase desselben Weins aufgeweichte Hausenblase hinzu gethan, umgequirlt und das Fäßchen zugespündet. Nach vier bis sechs Wochen wird er ganz hell und klar und man zieht ihn wieder auf ein präparirtes Fäßchen ab, darin er drey Vierteljahr zugespünder liegen bleiben muß, ehe man ihn auf Flaschen abziehet. Dieses ist nun ein vortrefflicher, süßer Wein, der dem Malaga ähnlich, aber der Gesundheit viel zuträglicher ist, als jener, und der je älter, desto besser wird. —

Eine etwas geringere Sorte Wein kann man aus dem Honigwasser, welches bey der Reinigung des Honigs und dem Auspressen des Wachses übrig bleibt, bereiten. Hat man nicht genug solches Wasser, so thut man frisches hinzu und so viel guten Honig, daß es süß wird. Man kocht dieses so lange bis es die Probe hält; diese ist: wenn ein frisch gelegtes Ey im Kessel dergestalt schwimmt, daß sich seine Oberfläche so groß wie ein Groschenstück oben zeigt. Alsdenn wird der Wein in irdene oder hölzerne Gefäße gegossen, und wenn

er

r abgekühlt ist, auf ein reines, präparirtes Faß gebracht, auf dem er bis auf 10 Wochen gähren kann; indem er alle zwey Tage mit übrig gebliebenem Honigwasser aufgefüllt wird. Am geistigen Geruche muß man abmerken, wenn es Zeit ist, die Gährung zu unterbrechen, ehe sie in die Essiggährung übergeht. Man verfährt nun weiter damit, wie mit der vorigen Sorte. Man pflegt dieses Getränk dadurch zu verstärken, daß man etwas Zimmet, Nägelein, Paradieskörner, Muscatennüsse, Muscatenblumen, Ingwer, Galgant, Pfeffer, Safran, Wachholderbeeren, oder was man sonst für Gewürz liebt, in ein Läppchen bindet und es im Kessel eine halbe Stunde mitkochen läßt. Allein diese Gewürze machen den Wein allzu erhitzend, und der Gesundheit weniger zuträglich.

Aus Johannisbeeren und Stachelbeeren läßt sich auch ein vortrefflicher Wein machen. Er schickt sich aber nicht für Landleute: weil viel Zucker dazu genommen werden muß, welcher nicht in ihren Gärten wächset.

II.

Vom Branntwein und dessen Nutzen und Schaden.

Lustig gelebt und selig gestorben:
Heißt dem Teufel die Rechnung verdorben!

Diesen gottlosen Spruch führte Hans Jochen, der man nur Saufjochen nannte, beständig im Munde wenn ihm vernünftige Leute zuredeten, daß er nicht zu arg saufen solle. Dieser Mann war bey guten Mitteln gewesen, kam aber so herunter, daß zuletzt seine Kinder nackt und blos gingen und Brod heischten. Und

n diesem Elend war nichts Schuld, als der Brannt-
ein. Er war aber nach und nach ein solcher Sauf-
us geworden: indem er zuerst des Morgens mit ei-
em Schlückchen anfing, dann zwey nahm, dann drey
nd so fort. Der Prediger des Dorfs, ein guter
Mann, der mit Jochens Frau und Kindern Mitlei-
en hatte, gab sich anfangs viele Mühe, ihn von dem
chädlichen Laster des Saufens abzubringen. Einmal
ieß er ihn zu sich kommen und stellte ihm recht freund-
chaftlich vor: daß er sich doch bessern, und um des
Besöffs willen, sich und die Seinigen nicht ins Unglück
türzen möchte. „Hört Jochen, sagte er, der Brannt-
ein ist eine Arzeney. Ich habe gar nichts darwider,
aß ihr dann und wann ein Schlückchen nehmt, wenn
hr früh bey neblichtem oder feuchtem Wetter ausgehet.
Ihr thut aber sehr übel, daß ihr diese Arzeney zu eu-
em täglichen Trank macht. Dazu ist sie viel zu scharf
nd hitzig. Ihr werdet selbst wissen, daß euch der
Branntwein die Lust zum Essen benimmt, und daß
r euch die goldne Ader, Herzklopfen, Zittern der
Glieder, und Schwäche des Gedächtnisses verursachet.
Ich muß euch auch offenherzig sagen, daß ihr mir lan-
e nicht mehr so verständig vorkommt, seitdem ihr zu
iel trinket, als ihr sonst waret, und ich fürchte, ihr
ommt einmal gar von Sinnen, wenn ihr so fort fah-
et. Daß eure Sachen den Krebsgang gehen, seht
hr selbst! Der Exequirer kommt euch ja fast nicht vor
er Thür weg. Dazu verspottet euch das ganze Dorf,
nd die Kinder rufen Saufjochen hinter euch her, so
eit sie euch sehen können. Denkt nun einmal zurück:
ie euch sonst jedermann werth hatte, ehe ihr euch
ufs Saufen legtet! Wie eure Wirthschaft so gut vor
ch ging! Wie euch eure Frau so lieb hatte, die nun
ag und Nacht über euch seufzet und weinet! Hört
Jochen, besinnt euch! und werdet anders! Jetzt ist

es

es noch Zeit. Ich will thun, was ich kann, euch im Dorfe wieder zu Ehren zu helfen, und euer Schwiegervater will euch unter die Arme greifen, daß ihr auch wieder zu Brod kommt! Nun, lieber Jochen, gebt mir eure Hand! Ihr waret sonst ein guter Mann. Faßt euch ein Herz, daß ihr Herr werdet über das schändliche und gottlose Saufen!"

So sprach der liebreiche Herr mit ihm, und Jochen, der diesen Morgen nüchtern geblieben war, weil er in die Pfarre kommen sollte, weinte wie ein Kind vor Reue über sein Vergehen. „Gott vergelts ihnen, ehrwürdiger Herr! Sie sind mein Engel! Sie retten mich vom Verderben!" Mehr konnte er vor lauter Schluchzen nicht sagen, und er ging mit dem festen Vorsatz weg, keinen Branntwein weiter zu saufen. Wie er heim kam, fiel er seiner Frau um den Hals, erzählte ihr mit Thränen, wie ihm der ehrwürdige Herr das Herz so weich gemacht habe, und daß er nun, bey Gott! keinen Branntwein mehr trinken wolle. Die Frau fiel mit den Kindern vor Freuden nieder auf die Kniee und dankten Gott, daß der Vater sich bessern wolle, und daß sie nun sich wieder aus ihrem Elende herausarbeiten könnten. Sie versprach auch ihrem Manne: sie wollte ihm gern dann und wann einen Schluck Branntwein heim holen: nur solle er nicht mehr in das Wirthshaus gehen, und mit andern losen Gesellen um die Wette saufen. Jochen hielt auch wirklich drey Wochen lang Wort, und blieb zu Hause. Allein in dem Dorfe, wo er wohnte, welches in der Oberlausitz liegt, ist die Gewohnheit, daß bey Hochzeiten und Kindtaufen Bierzüge gehalten werden. Da gehn die Gevattern, deren oft 10 bis 12 sind, in den Kretscham, so heißt dort das Wirthshaus, saufen tüchtig, und setzen auf jeden Tisch für die Gäste auch eine große Humpe Bier und ein Quart Brannt-

wein

wein. Nun ward ein Vetter von Jochen Gevatter, dem zu Ehren ging er mit. Weil ihn nun seine alten Saufgesellen foppten und höhnten, daß er nicht mehr trinken dürfe, und sein Verschen vergessen habe, seitdem der Pastor ihm den Pelz gewaschen; so dachte er: einmal ist ja nicht immer, und soff darauf los; bis er so voll war, daß er seinen gottlosen Vers wieder sang. Nun kam die alte Lust wieder, er soff nun alle Tage wie zuvor, und noch mehr, um gleichsam sein Gewissen zu ersäufen. In der Besoffenheit führte er dann unnütze Reden, gerieth in Streit und Zank, wurde oft geprügelt und verfiel in Strafe. Seine Wirthschaft ging immer mehr zu Grunde: bis er endlich von Haus und Hof kam, und seine Kinder nach Brod gehen mußten. Er kam auch am Ende völlig von seinen Sinnen und starb in einer Mistpfütze, in welche er in der Besoffenheit gefallen war. Auf hohen Befehl wurde er des Nachts, außerhalb des Gottesackers, wie ein Vieh eingescharrt, und niemand ging mit zur Leiche. Auch weinte niemand um ihn: denn, seine Frau hatte der Gram schon vorher aufgerieben, und seine Kinder liefen im Lande herum. Zwey saßen gar im Zuchthause, dahin sie gerathen waren, weil ihr Rabenvater sich nicht um sie bekümmert, und sie zu nichts Gutem erzogen hatte.

Dieses Exempel, dergleichen in mehrern Dorfschaften anzutreffen, lehrt klärlich: **was es für ein großes Unglück und Laster sey, wenn ein Mann ins Saufen geräth;** es sey nun in Branntwein, Wein oder Bier. Jedoch ist der Branntwein das allerschlimmste und gefährlichste, und am schwersten wieder abzugewöhnen. Gott bewahre daher jeden Christenmenschen davor! und welcher Branntweinschenke oder Gastwirth sein Gewissen verwahren will, der gebe jedem Gaste nicht mehr, als ihm nütze ist! Sonst wer-

den

den endlich die hohen Obrigkeiten sich dazwischen legen und für jeden, der besoffen aus dem Wirthshause kommt, den Wirth tüchtig strafen. Den Saufaus werden sie 4 Wochen gefangen setzen, und ihm diese Zeit über alle Tage etwas weniger Branntwein geben lassen, bis er von dem Laster loskommt. Man sollte auch nicht meinen, daß Menschen, welche bey ihren fünf Sinnen sind, mehr Getränke zu sich nehmen könnten, als Kopf und Magen verträgt; wenn sie nur jemals einen Besoffenen gesehen haben. Es ist doch ganz abscheulich anzusehen, wie ein solcher garstiger Mensch die gemißbrauchte Gabe Gottes wieder wegspeyt; wie er dummer und ungeschickter da liegt, als ein Ochse oder Esel; und wie auch die unverständigen Kinder ihn hohnnecken und aushunzen. Man hat sogar Exempel, daß der Branntwein sich bey einem so unmäßigen Säufer im Leibe entzündet und die blaue Flamme zum Halse herausfährt, daß es zum Entsezzen ist.

Dennoch gibt es Eltern, welche so unverständig sind, ihren neugebohrnen Kindern bald nach der Geburt einen Löffel voll Branntwein einzuschütten, und sie auch sonst dieses Getränke trinken zu lassen, oder es ihnen aufs Brod zu gießen. Sie meinen nämlich ein Junge würde dadurch ein rechter Kerl, wenn er bald Branntwein saufen lerne; und es ist doch bekannt, daß man den jungen Hunden Branntwein eingibt, wenn sie ganz klein bleiben sollen, wie Zwerge. Dieses Getränke muß ja also die Kinder am gesunden Wachsthum hindern, wie die Hunde. Am gefährlichsten ist aber der Branntwein dem weiblichen Geschlecht. Vor dem 50sten Jahre sollte eine Frauensperson billig keinen Tropfen davon zu sich nehmen; es sey denn als Arzeney, um etwa die Blähungen fort zu treiben, oder bey der Wassersucht. Man hat davon ein trauriges

Exem

Exempel in dem großen Dorfe N. N. Daselbst ist die Gewohnheit, daß bey Lustbarkeiten und Tänzen die Bursche den Mädchen ein großes Bierglas voll Branntwein zubringen, und meinen sie würden beschimpft, wenn ihnen die Mädchen nicht Bescheid thäten; daher sie dieselben gewaltig dazu nöthigen. In diesem ganzen Dorfe sieht man fast kein einziges rothes frisches Gesicht: sondern alle Weiber und erwachsene Mädchen sehen blaß und gelb aus, wie die Leichen: woran dieses Branntweintrinken vorzüglich Schuld ist. Was aber sonst für Gottlosigkeiten daraus entstehen, wie manches Mädchen über diesem Bescheidthun ins Unglück kommt, kann hier nicht erzählt werden. Auch wird das Dorf nicht genannt: weil die Einwohner sonst brave Leute sind, welche die schlimme Gewohnheit nun wohl von selbst unterlassen werden, ehe sie deshalb eine schlimme Nachrede bekommen.

Der rechte Gebrauch des Branntweins, zu dem ihn Gott durch die Menschen hat erfinden lassen, ist aber der: daß er als eine Arzney sowohl wider einige innerliche Krankheiten, als äußerliche Schäden diene, und daß man alte und schwache Magen damit stärke. Diese gute Wirkung thut er, wenn man wenig davon trinkt: er schwächt aber, wenn man sich darin übernimmt. Wem nichts fehlt, der sollte auch keinen trinken. Dabey ist noch wohl zu merken, daß er auf Sauerkraut, Hering, Milch, Käse, fettes Schweinefleisch oder Schmalz durchaus schädlich ist. Hingegen auf schwere Mehlspeisen, Hülsenfrüchte und andere blähende Sachen kann man wohl einen Schluck nehmen. Auch dient er, wenn man von einer Reise oder von der Arbeit in der Sonnenhitze sehr müde und ermattet ist: da ist es besser, einen kleinen Schluck Branntwein zu thun, und eine Brodrinde dazu zu essen, als altes Bier oder Wasser zu trinken.

Noch ist zu bemerken, daß nicht nur die Unmäßigkeit im Genuß des Branntweins den Menschen um seine Gesundheit und Vernunft bringt: sondern dieses Getränk wird auch nicht selten durch Verfälschung mit scharfen, erhitzenden Dingen, um es stärker zu machen, oder durch Unreinlichkeit der Brenner, wenn sie die kupfernen Blasen und Röhren nicht sorgfältig von dem sich darin ansetzenden Grünspan reinigen, zu einem gefährlichen Gifte. Im letztern Falle verräth oft die grünliche Farbe das verborgene Gift, aber nicht immer. Um daher zu entdecken, ob der Branntwein aufgelösten Grünspan enthalte, thut man etwas weißen gelöschten Kalk, oder geschabte Seife in ein angefülltes Glas. Fällt dieses grün gefärbt zu Boden: so ist der Branntwein mit Grünspan vergiftet und sehr gefährlich zu trinken.

Ueberhaupt ist es mit dem Branntwein, wie mit allen Gaben Gottes. Man muß ihn mit Vernunft und Ueberlegung gebrauchen, so nützt er: wer dieses nicht thut, dem schadet er.

12.

Von der Unmäßigkeit in Essen und Trinken.

Speis' und Trank sind Gottes Gaben.
Iß und trink! das will er haben:
Aber friß und sauf doch nie!
Bist ja Mensch, nicht dummes Vieh!

Gottfried Klaus lag elendiglich an der Wassersucht darnieder. Sein Leib war aufgeschwollen, wie eine Tonne, und man hatte ihm schon 36 Maaß Wasser abgezapft. Dabey war er sehr schwach und kraftlos. Seine Frau und seine Kinder standen um das Bett

herum und weinten. Da tröstete er sie und sagte: „Liebe Frau und ihr Kinder, vertraut auf Gott, den himmlischen Vater; der sorgt gern für Wittwen und Waisen! An ihm habt ihr einen bessern Vater, als an mir. Seht! da liege ich nun seit einem halben Jahre, und bin mir und euch zur Plage. Aber ich fühle, daß es nun bald aus ist. Betet für mich, daß mich Gott stärke in der letzten Stunde!" Da weinten und schluchzten die Frau und Kinder noch mehr. Klaus nahm aber seine wenigen Kräfte zusammen, und sprach: „Kinder, wollt ihr eurem sterbenden Vater noch einen Gefallen thun?" Gern alles lieber Vater, schrieen sie, wenn wir euch nur helfen könnten! „Es ist besser, daß ich von der Welt scheide, fuhr er fort. Ich möchte nur gern den Trost mitnehmen, daß ihr brav und gut würdet, und daß es euch wohl ginge, und besser als mir. Hört nun, was ich euch noch offenbaren will, Kinder! Ich bin selbst Schuld daran, daß ich jetzt sterbe, und euch nicht vollends auferziehen kann. Aber Gott wird mirs vergeben. Zu meiner Zeit lernte man in der Schule fast weiter nichts, als den Katechismus, und hörte sehr wenig von solchen Dingen, die dem Menschen im Leben auf der Erde nützlich und gut sind. Da thaten denn die Kleinen so ohne Ueberlegung nach, was sie von den Großen sahen; es mochte gut oder bös seyn. Da sah ich nun, daß die großen Bursche auf Hochzeiten, Kindtaufen, Leichen-Essen, Kirchweihen und andern Schmäusen so viel in sich hineinfraßen, als sie nur schlucken konnten, und daß unter zehen kaum einer nüchtern blieb, so soffen sie Bier und Branntwein durcheinander. Ich dachte, der wäre kein rechter Bursch, der nicht tüchtig schlingen könnte. Und so gewöhnte ich mir allmählich das unmäßige Fressen und Saufen so an, daß ichs nicht mehr lassen konnte, und daß ich zuletzt auch alle

Mahl-

Mahlzeiten mehr hinunter schluckte, als der Magen verlangte, und daß ich selten ohne Rausch aus dem Wirthshause heim kam. Der barmherzige Gott mag mirs vergeben; ich wußte nicht, was ich that. Nun, da ich das halbe Jahr her so liege und nachsinne, wie alles gegangen ist, und weil mich der liebe neue Herr Pfarrer und auch der Doctor in der Sache verständigt hat: nun weiß ich wohl, was man thun muß, wenn man nicht in seinen besten Jahren an der Wassersucht sterben will. Seht, Kinder, es ist mit dem Menschen, als wie mit einem Obstbaume. Dieser zieht seine Nahrungssäfte durch die Wurzeln aus der Erde. Finden die Wurzeln nicht genug Säfte, die ihm zur Nahrung taugen: so vertrocknet er. Pflanzt ihr ihn aber in eine Mistgrube, so wird er sich überwachsen, wird lauter Blätter, statt der Früchte bringen, und über lang oder kurz gar verderben. Bey dem Menschen dient der Magen statt der Wurzeln. Die Speisen und Getränke, die man hinein schluckt, sind aber noch kein Nahrungssaft, der in die Glieder ausfließen und sie nähren und stärken kann: sondern sie sind gleichsam erst die Erde, aus welcher der Nahrungssaft ausgezogen wird. Dieses Ausziehen geschieht aber durch einen gewissen Saft, welcher der Magensaft heißt, und aus der Galle kommt. Von diesem Saft ist bey einem gesunden Menschen immer nicht mehr und nicht weniger im Magen, als so viel, daß er eben genug nahrhafte Theile aus den Speisen und Getränken absondern kann. So hat es der weise Schöpfer eingerichtet. Wenn nun ein allzu großer Klumpen Speise auf eine Mahlzeit in den Magen kommt: so kann sie der Magensaft nicht überwältigen. Schüttet man aber den Magen voll Getränk: so wird der Magensaft dadurch zu dünne und verliert seine Schärfe. Beydes ist dann Ursache, daß die nahrhaf-

ten Theile nicht recht ausgezogen werden können, und daß die Speise und das Getränk zwar den Hunger und Durst stillen, aber den Leib und die Glieder nicht dabey nähren und stärken. Im Gegentheil kommen dadurch faulichte, zu scharfe, oder zu dicke Säfte ins Geblüt; daher denn die meisten Krankheiten entstehen; und man kann gewiß rechnen, daß eher hundert Menschen von unmäßigem Essen und Trinken sterben, als einer vor Hunger. Von meiner Wassersucht, sagt der Doctor, ist eben dieses die Ursache, daß ich gar oft den Magen mit Speise und Trank überladen, und dadurch zähe, schleimichte Säfte bekommen habe, durch welche die zarten Aederchen und Drüsen im Darmfell verstopft worden sind. Nun muß ich sterben, und bin selbst Schuld daran, daß eure Mutter eine Wittwe und ihr Waisen werdet. Der gnädige Gott wird mirs aber nicht zurechnen: weil ich unwissend gesündigt habe. Aber ihr, Kinder, ihr lernet nun nach der neuen Ordnung in der Schule besser, was zur Gesundheit gehört. So versprecht mir doch, daß ihr auf alles merken und auch darnach thun wollt!" Die Kinder reichten ihm die Hände und versprachen, ihm zu gehorchen; er solle doch nur nicht sterben! Klaus lebte aber kaum noch drey Tage, da starb er. Seine Wittwe erzog nun die Kinder vollends zu allem Guten, und erinnerte sie gar oft an ihres Vaters letzte Reden von der Mäßigkeit, und was er für Schmerzen auf seinem langen Krankenlager hätte ausstehen müssen. Dieses nahmen die guten Kinder zu Herzen, und aßen niemals so viel, daß ihnen das Essen oben an stand: sondern nur bis ihr Hunger gestillt war, es mochte Alltagskost oder ein Leibessen seyn. Im Trinken richteten sie sich accurat nach dem Durste. Wenn sie aber von andern zum Fressen und Saufen angereizt, und darüber ausgespottet wurden, daß sie nicht mitmachten;

so dachten sie an das Sterbebette ihres Vaters, und an den Spruch: man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen. Denn es ist Gottes Ordnung, daß man nicht mehr genießen soll, als zur Erhaltung des Lebens dient. Sie konnten auf diese Art auch den Armen ein größer Stück geben, als die Fresser und Säufer, und konnten auf bessere und nahrhaftere Speisen halten, als jene. Bey öffentlichen Schmausereyen und Lustbarkeiten waren sie auch immer vergnügter und fröhlicher als andere; ob sie gleich eben nicht überlaut juchheyten und lärmten. Denn ein überladener Magen macht die Leute verdrüßlich und schläfrig, und die Völlerey verwandelt das Lachen in Trauren, wenn die garstigen Volltapfen sich mit einander rauffen und balgen, daß oft Mord und Todschlag entsteht. Der liebe Gott, der es gern sieht, wenn Menschen fröhlich sind, und seine schönen Gaben mit Freuden genießen, hat es daher gar wohl mit uns gemeint, da er geboten hat: saufet euch nicht voll Weins, daraus ein unordentlich Wesen folgt, und keine rechte Freude für vernünftige Menschen. Auch thun weise Obrigkeiten recht daran, daß sie der Fresserey und Völlerey Schranken setzen: wenn ihre Unterthanen nicht von selbst so klug sind, ein vernünftiges Maaß darin zu halten.

13.

Vom Essig und dessen großem Nutzen.

Den Geldsack, den Brodschrank und Essigkrug
Laß niemals leer! — sagt Nachbar Klug!

Unter den Dingen, deren Gebrauch und Nutzen manche Bauersleute noch nicht recht wissen, ist auch der

Essig.

Essig. Dieser dient nicht allein zu vielerley Speisen und zur Bewahrung des Fleisches, daß es nicht fault, wenn man es in Essig legt, oder einen in Essig getauchten Lappen darum wickelt: sondern er ist auch ein vortreffliches Mittel, die Gesundheit bey Menschen und Vieh zu erhalten. Ein paar Löffel voll guten Essig, in ein Maaß Wasser gegossen, gibt das beßte kühlende Getränk, sich bey großer Hitze damit zu erfrischen und zu stärken. Ein Trunk scharfen Weinessigs schützt bey großer Kälte den Wandersmann vor dem Erfrieren. In bösartigen Krankheiten ist der Essig ein gutes Schweiß treibendes Mittel. Er dient auch wider viele giftige Sachen. Warm im Munde gehalten, vertreibt er oft die Zahnschmerzen. Wenn man sich in die Finger schneidet oder sonst verwundet, muß man nur gleich das verletzte Glied in Essig halten, oder die Wunde mit Essig auswaschen, und in Essig getauchte Tücher darauf legen: so hört es bald auf zu bluten, und heilt bald, ohne zu schwären. In Ohnmachten, die von Blutflüssen, oder hitzigen Fiebern entstehen, auch bey Schlagflüssen dient Essig, vor die Nase gehalten und an die Schläfe gestrichen, dazu, daß der Kranke wieder zu sich selbst kommt. Bey ansteckenden Krankheiten sprützt man Essig auf glühende Kohlen, oder auf einen heißen Stein, daß es dampfet: so verwahrt der Dampf die Leute, welche um einen Kranken sind, vor dem Anstecken. Besonders gute Dienste thut er auf solche Art, wenn die Kinder-Blattern oder die Ruhr grassiren: da muß man des Tages drey bis viermal die Stuben und Kammern mit Essig durchräuchern und die Fußböden damit besprengen. Wider das Ohrenbrausen ist es gut, den Dunst von heiß gemachtem Essig in das Ohr gehen zu lassen; indem man das Ohr über den Topf hält und ein Tuch über den Kopf und den Topf her hängt, daß der Dunst beysammen bleibt.

bleibt. Böse Dünste in einem Hause und gefährliche Gerüche, als von frischem Kalk und dergleichen sind auch am beßten durch solchen Essig-Dampf zu vertreiben.

Alles dieses und noch vielmehr Dienste leistet der Essig, nämlich guter Weinessig, oder Obst- oder Biereßig, welcher eben so scharf, hell und klar ist, wie Weinessig.

Es wäre also eine schlechte Hausmutter, die nicht immer auf einen Vorrath von gutem Essig halten wollte, und die ihn nicht zu machen verstände. Wenn also eine ist, die es noch nicht kann, so lerne sie es nach folgender Vorschrift.

Bey allem Essig, es sey Wein- Bier- Obst- Möhren- Syrup- Honig- oder Zucker-Essig, kommt es vornehmlich auf zwey Stücke an: auf die Essigmutter und auf die Wärme. Die Essigmutter ist das Mittel, welches die saure Gährung, durch welche der Essig entsteht, hervorbringt, und die Wärme unterhält diese Gährung. Zur Essigmutter nimmt man frischgebackene oder geröstete Brodrinde, weicht sie in recht scharfen Essig, läßt sie wieder trocken werden und wiederholt dieses drey bis viermal. Diese Rinde thut man in das Gefäß, worin der Essig angestellt werden soll. Es ist auch gut, wenn das Gefäß vorher mit scharfem Essig ausgespült und durchsäuert wird. Darein gießt man nun den verdorbenen Wein, oder das Bier, welches Essig werden soll. Man muß aber beydes vorher aufsieden und wieder abkühlen lassen. In das Bier wirft man vorher glühende Kohlen, oder läßt glühende Eisen darin abkühlen, wodurch ihm die Bitterkeit und der Hopfengeschmack benommen wird. Die ausgelöschten Kohlen aber nimmt man wieder heraus. Das Gefäß setzt man nun in eine mäßige Wärme und rüttelt es täglich etlichemal um, bis

der

der Essig sauer genug ist. Je heller das Bier oder der Wein aufgegossen wird, desto besser wird der Essig. Ist er sauer und scharf genug: so zieht man ihn klar von dem Gefäß ab in gläserne oder irdene Flaschen und verwahrt sie wohl, mit Korkstöpseln verstopft, im Keller. Einen Theil läßt man mit der Essigmutter in dem Gefäß, und dieses bleibt an einem warmen Orte stehen. Wenn man nun immer wieder so viel abgekochtes Bier, Wein oder auch nur Regenwasser nachfüllt, als man Essig davon nimmt: so geht der Essig im Hause niemals aus, und die Hausmutter kann manchen Pfennig von ihren Nachbarinnen daraus lösen. Man kann auf eben diese Art aus den schlechtesten, sauren und schon halb verfaulten Aepfeln und Birnen einen guten Essig bereiten: wenn man den ausgepreßten Saft rein ausgähren läßt, bis er klar geworden, und ihn dann in Fässer, welche wohl mit scharfem Essig ausgespühlt sind, mit einer Essigmutter ordentlich anstellet, wie oben gesagt worden. So kann man auch Essig aus Malz machen: indem man halb Gerstenmalz und halb Weitzenmalz ohne Hopfen brauet, das Bier ausgähren läßt und dann zu Essig anstellet. Eben dieses kann auch geschehen, wenn man unter 8 Theile Wasser Einen Theil Möhrensaft gießt, solches in einem weiten Kessel bey gelindem Feuer sieden läßt, und es abschäumt, bis es anfängt klar zu werden. Dieses läßt man erkalten, und in einem reinen Fasse vergähren, wie den Obstwein: alsdann stellt man es zum Essig an. Aus Branntwein-Spühlich kann auch ein sehr scharfer und wohlfeiler Essig bereitet werden.

Einen noch bessern Essig, als alles dieses, gibt aber das Honigwasser, und so reichlich, daß, wenn man 125 Pfund Honig ausgelassen hat, man vom Abgange eine Ohme Essig machen kann. Doch wird er desto besser, je süßer daß Wasser ist. Man läßt die

durch

urch ein lockeres Tuch geseihete Flüssigkeit in einem
fasse ausgähren, und stellt sie zum Essig an, wie oben
elehrt worden. Je älter dann der Honigessig wird,
esto mehr gleich er dem Weinessig, und kann in allen
fällen dessen Stelle vertreten.

Ueberhaupt ist aber bey allem Essig noch zu merken,
aß die Gefäße, die man dazu braucht, recht rein seyn
üssen, und daß man ihn weder in kupfernen, zinner-
en oder bleyernen, noch in inwendig glasurten irde-
en Geschirren machen oder verwahren darf: weil in
olchen giftige Theile sind, welche der Essig auflöset
nd dadurch der Gesundheit gefährlich wird.

14.

Vom Syrup und Zucker.

Was du selbst machen kannst, das kaufe nicht um Geld!
Der Groschen ist Gewinn, den man im Sack behält.

Eben so nothwendig, wie den Essig, braucht man
auch Zucker oder andre Süßigkeiten in der Haushal-
tung. Die reinste und beßte Süßigkeit ist nun der
eigentliche Zucker, welcher in Westindien aus dem
Safte des Zuckerrohrs bereitet wird, und für welchen
jährlich eine große Menge Geld aus Deutschland hin-
ausgeht. Diesen kann man in den Apotheken bey man-
chen Arzeneyen und zu besonders köstlichen gebrannten
Wassern zwar nicht entbehren: aber in der Haushal-
tung sind Honig und die Süßigkeiten, die sich aus ein-
heimischen Gewächsen ziehen lassen, meistens eben so
gut zu brauchen, und man kann das Geld, das der Rohr-
zucker kostet, im Beutel behalten.

Der

Der Honig, den die fleißigen Bienen aus den köstlichsten Säften der Blumen bereiten, übertrift an Süßigkeit alle Früchte und Säfte der Gewächse. Er ist daher ohne weitere Zubereitung zu manchen Speisen, als zu Biersuppen und Kaltschalen zu gebrauchen; aber, wer sich dessen auch, statt des Zuckers, zum Thee, Kaffe, Backwerk, Einmachen von Früchten u. s. w. bedienen will, muß ihm vorher den besondern Nachgeschmack, den er hat, benehmen, welches auf folgende Weise geschiehet.

Man löse 1 Theil (z. E. 10 Pfund) Honig in 4 Theilen (40 Pfund) reinem Fluß- oder Brunnen-Wasser auf, in einem gut verzinntem kupfernen Kessel, bringe die Auflösung über dem Feuer zum gelinden Sieden, und scheide den Schaum, der sich auf der Oberfläche ansetzt, mit einer Schaumkelle ab.

Ist nun die Flüssigkeit klar geworden, so setze man unter beständigem Umrühren mit einem hölzernen Spatel, nach und nach 40 Loth fein geschabte trockne Kreide, oder eben so viel zart gepulverte Austerschalen hinzu. Man wird dabey ein gelindes Aufbrausen wahrnehmen, und man muß sich daher vorsehen, daß die schäumende Masse nicht überlaufe. Die mit der Kreide versetzte Honig-Auflösung läßt man nun so lange sieden, bis ein Streifchen blaues Lackmußpapier, das man von Zeit zu Zeit hinein taucht, nicht mehr geröthet oder sonst in der Farbe verändert wird.

Durch dieses Verfahren verschwindet schon alle Säure aus dem Honig, und auch der scharfe wachsartige Nachgeschmack wird merklich vermindert; indem sich eine größer oder geringere Menge einer zähen wachsartigen Materie auf die Oberfläche wirft, die man mit dem Schaumlöffel abnehmen muß. Man gießt nun die ganze Flüssigkeit in einen irdenen Topf, und

läßt

ißt solche ruhig stehen, damit die darin schweben-
en Theile der Kreide sich daraus absetzen.

Hierauf wird die noch trübe Flüssigkeit vom Bo-
ensatz ab und wieder in den vorher gereinigten Kessel
egossen, und nun $2\frac{1}{2}$ Pfund gestoßene und durch ein
robes Sieb geschlagene Kohlen zugesetzt, alles wohl
nter einander gerührt und zwey Stunden lang, unter
etem Umrühren im Sieden erhalten. Kohlen von
indenholz, Pappel- Weiden- oder Faulbaumholz
nd besser dazu, als von Eichen- Buchen- oder Na-
elholz; am beßten die kleinen Kohlen von Reißholz,
ie solche aus den Backöfen abfallen. Die Kohle muß
ber so vollkommen ausgeglüht seyn, daß sie im Bren-
en nur glimmet, ohne eine Flamme zu bilden.

Ist das gelinde Sieden mit dem Kohlenpulver so
ange fortgesetzt worden, daß die Flüssigkeit den Ho-
iggeschmack verloren hat: so wird solche durch einen
n einen Reif gespannten Spitzbeutel von Flanell oder
Molleton gegossen, wobey noch viele kleine Kohlen-
heilchen mit hindurch gehen. Man läßt also die Flüs-
igkeit wieder erkalten, und bringt sie dann aufs neue
n den Kessel. Nun nimmt man zehn Stück frische
Hühner-Eyer, quirlt das Weiße davon mit einem
Maaß kalten Wasser zusammen, rührt alles stark durch-
einander, bringt den Kessel über gelindes Feuer, und
rhält ihn unter stetem Umrühren so lange darüber,
is die Flüssigkeit dem Sieden nahe kommt, worauf
nan sie, ohne weiteres Umrühren, zum völligen Auf-
ieden kommen läßt.

Die Flüssigkeit nimmt nun eine weinklare Farbe
n, und es wirft sich eine Menge Schaum auf die
Oberfläche, der von Zeit zu Zeit mit dem Schaumlöffel
bgenommen werden muß, bis zuletzt alles ganz klar
nd hell wird; indem das gerinnende Eyweiß alle rück-
stän-

ständige Kohlentheilchen und andere Unreinigkeiten mi
weg nimmmt.

Nunmehr läßt man die gereinigte Flüssigkeit i
einem flachen Kessel, so langsam wie möglich abdun
sten, nicht sieden, bis sie die Syrup-Dicke erhält
Man probirt dieses, indem man von Zeit zu Zeit einen
kleinen Löffel voll herausnimmt, und auf einen kal
ten Teller gießt. Ist der Syrup dick genug, s
wird er, noch siedend heiß, durch einen reinen Spitz
beutel von Flanell gegossen um den etwa noch darin be
findlichen Schaum davon abzusondern. Man thu
wohl, Anfangs nur wenig in den Beutel zu gießen
und das Durchgelaufene wieder zurück zu schütten, bi
der Beutel vollkommen mit dem Syrup getränkt ist
und alles ganz hell abfließt.

Auf diese Weise gewinnt man einen dichten Syrup
der ganz süß, wie Zucker, und von allem Honig-Ge
schmack und Geruch frey ist. Die Farbe desselben is
mehr oder weniger weiß- oder braungelb, je nachdem
der dazu angewandte rohe Honig rein und gut gewesen
Man kann ihn nun zum Caffe, Thee, Backwerk, Ein
machen, auch zur Versüßung von gebrannten Wassern
statt des Zuckers gebrauchen.

Die in den gebrauchten Kohlen und dem Beutel
zurück gebliebenen Honigtheilchen kann man durch wie
derholt aufgegossenes siedend heißes Wasser herauszie
hen, und die süße Flüssigkeit zu Essig benutzen, auch
die ausgewaschenen Kohlen, wenn sie abgetrocknet sind
wieder ausglühen und noch einmal brauchen, oder mi
etwas Lehm anketen und wie Torf zur Feuerung ver
wenden.

Man verliert bey diesem Verfahren von zehn
Pfund Honig nicht mehr als ein halbes, und die übri
gen Kosten können auf jedes Pfund etwa einen Gro
schen betragen. Der Vortheil dieser Verwandlung

es Honigs in reinen Zuckersyrup ist also sehr groß. Wer aber das Verfahren zu langweilig und mühsam ndet, mag seinen Honig genießen, wie ihn die Bie- en gemacht haben.

Unter den in Deutschland wachsenden Wald- Bäumen enthält vorzüglich der Ahornbaum einen so üßen Saft, daß sich Syrup und Zucker daraus berei- en läßt. Man sammelt diesen Saft am beßten im Monat Januar auf folgende Weise. Mit einem ge- öhnlichen Hohlbohrer, der einen halben Zoll dick ist, ohrt man in den Ahorn-Stamm, 18 Zoll hoch von er Erde, an der Morgen-, Abend- und Mittagsseite in Loch, etwa einen Zoll tief ins Holz, steckt in ie Oeffnung ein ausgehöhltes Röhrchen von Hollunder, nd stellt unter dessen äußere Oeffnung einen glasurten Topf. Nach einigen Stunden fängt dann der Saft n, aus der Röhre heraus in den Topf zu tröpfeln, us dem er, so oft er voll ist, in ein anderes Gefäß egossen wird. Auf solche Art erhält man binnen 5 is 6 Tagen aus einem alten Stamme, der etwa 15 Zoll im Durchmesser hat, gegen 36 Berliner Quart das Quart zu $2\frac{1}{2}$ Pfund) Saft, der keine Farbe nd einen angenehmen süßlichen Geschmack hat. Ist un eine gehörige Menge Saft gesammelt, so wird er n einem Kessel nach und nach bis zur Syrup-Dicke bgedunstet. Jedes Berliner Quart Saft gibt über $\frac{1}{2}$ Loth Syrup, der dem feinsten Zuckersyrup an Güte gleich ist. Man gewinnt also von einem Bau- me, der 36 Quart liefert, nahe an 3 Pfund Syrup; us welchem beynahe 2 Pfund trockner Zucker gewon- en werden kann, wenn man ihn zu solchem ma- chen will. Es gehören aber dazu solche Vorrichtun- en, die sich für den Landmann nicht schicken, und der üßige Syrup ist so gut zu brauchen, wie der feste Zucker. Zu merken ist noch, daß die Oeffnung des

Baums

Baums, wenn er zu tropfen aufhört, mit etwas Pech verklebt werden muß, damit er keinen Schaden von diesem Aderlaß leide, und daß jeder nur seine eigenthümlichen Ahornbäume anzapfen darf, nicht solche, die einem Andern oder der Landesherrschaft gehören.

Ein noch nützlicheres Mittel, in jeder Landhaushaltung den Zucker durch selbst bereiteten Syrup zu ersetzen, sind gute, süße Birnen. Man schält diese und schneidet die Kernen heraus. Dann zerreibt man sie auf einem Reibeisen, wie oben Seite 133 gelehrt worden, verdünnet den so erhaltenen Brey mit halb so viel reinem Flußwasser, und preßt ihn in einem leinenen Beutel unter einer gewöhnlichen Presse gut aus. Den gewonnenen Saft gießt man in einen Kessel, und thut so viel geschabte Kreide hinzu, daß auf den Saft von jeder Metze Birnen 2 Loth kommen. Man rührt alles wohl unter einander, und erhitzt nun das Ganze bis zum Sieden, in welchem es gegen 10 Minuten lang erhalten wird. Darauf gießt man die flüssige Masse durch ein über einen viereckigen Rahmen ausgespanntes Stück Flanell. Hierdurch wird der Saft von der seiner Süßigkeit beygemischten Säure befreyet. Um nun auch die markigen Theile, die er noch bey sich hat, davon zu trennen, setzt man das Weiße von zwey Eyern hinzu, rührt alles kalt wohl durch einander, und bringt das Gemenge wieder zum Sieden. Alsdenn gießt man es noch einmal durch ein Stück Flanell, und kocht es hernach bis zur Dicke des gewöhnlichen Syrups ein. Auf diese Weise bekommt man von jeder Metze Birnen ein halbes bis drey Viertel Pfund hellgelben Syrup, von reinem süßem Geschmack, der zum Kaffe, Thee, Kuchenwerk und zum Versüßen der Speisen so gut wie Zucker gebraucht werden kann, und, wo es viel Birnen gibt, sehr wohlfeil zu stehen kommt.

Ferner

Ferner kann man auch in Gegenden, wo es an Ahorn- und Birnbäumen mangelt, aus süßen Wurzeln Syrup bereiten. Dazu sind die vorzüglichsten die gelben oder weissen Runkelrüben, welche an verschiedenen Orten auch Runken, Rangen, oder Dickrüben genannt werden. Diese wäscht man mit Wasser rein, schneidet die Krone weg und schabt die äußere Schale ab, zerreibt sie dann auf einem Reibeisen zu einem zarten Brey, und preßt diesen unter einer Presse tüchtig aus. Darauf bringt man den erhaltenen Saft zum gelinden Aufwallen und nimmt den sich auf der Oberfläche zeigenden Schaum mit einer durchlöcherten Schaumkelle ab. Ist der Saft geschäumt und so klar, daß ein Tropfen desselben, gegen das Licht gehalten, durchsichtig wird, so thut man auf 3 Berliner Quart 1 Loth gebrannten Kalk hinein, der vorher mit dem 4ten Theil Wasser gelöscht worden, rührt alles wohl unter einander und erhält es zwey Stunden lang in gelindem Sieden. Darauf füllt man alles in einen Topf und läßt es 24 Stunden ruhig stehen. Nun findet man den Saft so klar wie Wein. Davon gießt man das Klare ab, und seihet den trüben Rückstand durch einen Spitzbeutel von Flanell. Dann kommt das Ganze wieder in den Kessel, man setzt für jedes Quart 2 Loth gut ausgeglühte und gepulverte Kohle zu, läßt es eine Stunde lang damit gelind sieden, und gießt es abermals durch einen Spitzbeutel von Molleton oder von Filz. Jetzt rührt man noch in den Saft, wenn er kalt geworden ist, für jedes Quart eine halbe Tasse frisches Rindsblut, oder anstatt dessen das Weisse von 2 Eyern, und läßt das Ganze allmählich zum Sieden kommen, und so lange fortsieden, bis der Saft sich völlig geklärt hat. Darauf gießt man ihn noch einmal durch Flanell, und läßt hernach die durchgegossene Flüssigkeit bis zur Syrups-Dicke über gelindem Feuer

abdünsten. Verrichtet man alles dieses mit Sorgfal so erhält man aus einem Berliner Scheffel Runkelr ben gegen 7 Pfund Syrup von hellbrauner Farbe ur sehr reinem, zuckersüßem Geschmack, der sich Jah lang hält, und bey allen Speisen und Getränken d Stelle des Zuckers vertreten kann.

Aus gelben Rüben, Möhren oder Mohrrübe machen die Landleute in Thüringen, wo sie häufig g baut werden, einen süßen Saft oder Syrup, den auf Brod, wie Butter, essen und mancherley Speise damit versüßen. Man wäscht die Möhren, schal und putzt sie ganz rein, stampft oder schneidet sie i kleine Stücken und kocht sie weich, aber nur mit w nig Wasser. Nun thut man sie in einen reinen Sa und preßt mit einer Presse oder kleinen Kelter de Saft langsam heraus. Diesen siedet man in eine Kessel bey mäßigem Feuer, bis er so dicklich wird, w Syrup. Dieser Möhrensaft ist ein gutes Mittel w der die Würmer, und hält sich 2 bis 3 Jahre, wen er reinlich gemacht und in Flaschen gut verwahrt wir

Endlich hat ein deutscher Gelehrter die Entdeckun gemacht, daß man Satzmehl oder Stärke in Zucke verwandeln könne, und ein anderer hat das dabey an zuwendende Verfahren verbessert und gefunden, da Kartoffel-Mehl am vortheilhaftesten dazu zu benutze sey. Man zieht aus den Kartoffeln das Kraftmehl auf die Weise, wie es oben in diesem Büchlein S 81 und 82. gelehrt worden ist. Von solchem Meh rührt man eine abgewogene Menge, z. E. 8 Pfund, i eben so viel kaltes Wasser ein, daß es eine Milch ähn liche Flüssigkeit wird. In einem andern dazu schickli chen irdenen Kochgefäße, ohne Bleyglasur, wird dop pelt so viel, also 16 Pfund Wasser, in welches 1 Loth reines weisses Vitriolöl nach und nach gegosse und eingerührt worden, bis zum Sieden erhitzt. Da

ey ist für diejenigen, welche die Beschaffenheit des Vitriolöls etwa nicht kennen, zu bemerken, daß man it größter Vorsicht damit umgehen und sich in Acht ehmen muß, daß kein Tropfen davon auf ein Kleingsstück, noch weniger auf einen Theil des Körpers lle, weil es stärker brennt als glühende Kohlen. uch darf man die Flasche, worin es enthalten, an inem Orte stehen lassen, wo Kinder dazu kommen nnen. In das durch das Vitriolöl gesäuerte Wasr gießt man nun das Gemische von Stärke und Wasr durch ein Haarsieb, unter stetem Umrühren mit eim hölzernen Spatel oder Quirl, nicht auf einmal ndern theilweise, und fährt fort zu rühren, bis die rher ziemlich dick und zähe gewordene Masse wieder inn und flüssig geworden ist. Alsdann bedeckt man s Gefäß, jedoch nur leicht, und läßt es 6 Stunden ng gelind fort sieden, ohne zu rühren: aber von Zeit Zeit muß man den Deckel abnehmen, und das verinstete Wasser durch neues vorher erwärmtes ersetzen, mit das Gefäß immer in gleicher Höhe angefüllt leibe.

Noch besser ist es, das Sieden nicht über dem euer, sondern in einem hölzernen Gefäße durch isse Dämpfe zu verrichten. Dazu bedient man sich ner dazu eingerichteten Branntweins- oder Distillirlase, neben welche das Gefäß mit der Stärkenasse gestellt wird, und deren Rohr verlängert, mit nem hölzernen Ansatz versehen, und so gerichtet ist, daß r von dem darin siedenden Wasser aufsteigende Dunst, he am Boden des andern Gefäßes, in die Flüssigkeit vergeht und sie bis zum Sieden erhitzt.

Hat das Sieden auf die eine oder andere Art volle Stunden gedauert, so nimmt man das Kochgefäß m Feuer, oder verschließt den Hahn der Blase, und ingt die gekochte Flüssigkeit aus dem Kochfasse, mit-

telst eines an dessen unterm Theil angebrachten Ha
nes, in ein anderes reines hölzernes Gefäß, um t
nun die durch das Vitriolöl mitgetheilte Säure zu b
nehmen, auf folgende Weise. Man nimmt auf
Pfund Kartoffelstärke 12 bis 18 Loth zart gepulver
Kreide, Marmor oder Kalkstein, und rührt es na
und nach, in kleinen Portionen, in die Flüssigke
wobey ein starkes Aufbrausen geschieht, daher das G
fäß nicht voll seyn darf, um das Ueberlaufen zu ve
hüten. Nun läßt man es 24 Stunden bedeckt stehe
und rührt es, wenigstens den Tag über, jede Stun
einmal mit einem hölzernen Spatel tüchtig um. D
durch verschwindet die Säure aus der Flüssigkeit, w
che angenehm süß von Geschmack wird. Ob dies
hinlänglich geschehen sey, erkennt man dadurch. M
hängt ein Streifchen von blauem Zuckerpapier hinei
verändert dieses in 5 Minuten die Farbe nicht, so
der Masse alle Säure genommen: wird es aber röt
lich gefärbt; so muß man noch fortfahren, die Ma
alle Stunden umzurühren, bis sie das Lackmußpapi
nicht mehr röthet.

Hierauf wird die Masse mittelst eines an dem G
fäße, etliche Zoll über dem Boden, angebrachten Ha
nes abgezogen und durch einen Spitzbeutel von Flan
oder Molleton geseihet. Den erdigen Bodensatz rüh
man mit frischem Wasser auf, bringt ihn auch auf d
Spitzbeutel, und übergießt ihn so oft mit neuem We
ser, bis es ohne süßen Geschmack abläuft. Die
süße Flüssigkeit wird nun in einem gewöhnlichen Ke
sel bis zur gewöhnlichen Syrup-Dicke allmählich abg
dünstet, ohne sie zum starken Sieden kommen zu lasse
und dann noch siedeheiß durch einen Spitzbeutel v
Flanell geseihet.

So erhält man, wenn alles recht gemacht wir
aus 100 Pfund Stärke 110 bis 112 Pfund Syru

on reiner, nur etwas schwächerer Süßigkeit, als der
on indischem Zuckerrohr.

Will man aber lieber trocknen Kartoffel-Zucker
aben: so muß die Flüssigkeit nur bis zur Dicke ei-
es dünnflüssigen Syrups abgedünstet werden. Dann
ßt man die Masse einige Tage stehen, bis sie so
eit erstarret, daß sie dem körnigen noch flüssigen
onig gleicht. In diesem Zustande wird sie in lei-
ne, oder besser haarne Tücher geschlagen und mit
ner gewöhnlichen Presse ausgepreßt. Die trockne
Masse läßt sich nun an der warmen Luft leicht voll-
ommen austrocknen. Der beym Pressen abgeflos-
ne Syrup gerinnt, wenn er eine Zeitlang steht,
chmals, und der noch darin zurückgebliebene Zu-
er wird durch wiederholtes Pressen gewonnen.

Dieser Zucker ist nun so rein und süß, wie
ohrzucker und kann wie dieser gebraucht werden:
ur hat er die Gestalt eines Mehls, und löset sich
n Kaffe oder Thee langsamer auf. Um ihn auch
örnig zu machen, wie jenen, löse man ihn wieder
t dem dritten Theil seines Gewichts siedend heißes
Wassers auf; rühre in die Auflösung, wenn sie lau-
warm geworden ist, für jedes Pfund der trocknen
Masse die Hälfte des Weissen von einem Ey, und
isse das Ganze 10 Minuten lang aufsieden; gieße
s noch heiß durch Flanell in Gefäße, und lasse
s ruhig stehen. Nach einigen Tagen wird der größ-
e Theil des aufgelößten Zuckers zu einer körnigen
Masse erstarren. Nun stelle man das Gefäß so ge-
eigt, daß die noch vorhandene Flüssigkeit allmählich
bfließen kann, und trockne dann den herausgenom-
nen Stärkezucker an einem warmen luftigen Orte
ollends aus. Die abgelaufene Flüssigkeit gerinnt
och einmal, wenn sie länger stehen bleibt, und man
erliert nichts vom Zucker.

Nach dieser Vorschrift kann ein verständiger Landmann auch aus Kartoffeln so viel Zucker, als er in der Haushaltung braucht, selbst verfertigen, und wer über manchen Punkt des dabey zu beobachtenden Verfahrens noch zweifelhaft seyn sollte, der lese darüber mehrere im allgemeinen Anzeiger der Deutschen abgedruckte Aufsätze, vorzüglich Nr. 83 und 84. im Jahrgange von 1813, und eine kleine in Dresden herausgekommene Schrift unter dem unten angeführten Titel *), welche ein etwas verändertes Verfahren sehr deutlich angibt und wobey die ganze Vorrichtung abgebildet ist.

15.

Vom Brenn- und Speise-Oel.

Soll dirs gelingen und Nutzen bringen?
So folg dem Rath durch kluge That!

In Thüringen und mehr Ländern ist es ein gewöhnliches Uebel der Bauersleute, daß sie im Alter, ja viele schon in ihren besten Jahren, vom Dumpfen oder kurzen Athem geplagt werden, woran unter andern Ursachen auch der häufige Gebrauch des Rübsen- (Wintersaat) auch Hanf- und Leinöls Schuld seyn soll; sowohl beym Brennen in den Lampen, wenn es stark raucht und dampft; als auch, wenn man es statt des Baumöls zum Salat, oder statt der Butter oder des Schmalzes zu andern Speisen braucht. Da nun das

aus

*) Gründliche Anweisung, wie man aus Kartoffelmehl einen Syrup, der den Zucker entbehrlich macht, mit wenig Kosten und Mühe in jeder Haushaltung selbst bereiten kann. Aus Erfahrung mitgetheilt von einem Hausvater E. D. B. P. Dresden 1813. 23 S. 8.

aus Italien und Frankreich kommende Baumöl nicht allein theuer ist, sondern auch oft eben so schlecht brennt und schmeckt, wie das schlechteste Lein- oder Hanföl: so thut man wohl, das Geld dafür im Beutel zu behalten, und lieber einige Mühe und Fleiß auf die Verbesserung des aus einheimischen Gewächsen gepreßten Oels zu wenden, wozu folgende Vorschriften dienen.

Man lasse den ausgedroschenen und rein gemachten Rübsamen in einer Kammer, wo die Luft nicht darzu kommen kann, auf einen Haufen schütten, und drey bis vier Tage liegen, bis er ganz weißlich und gleichsam zu einem Stück wird, durchs Entbrennen; dann durch ein Sieb ganz auseinander schütteln und reiben, und dünn an einen luftigen Ort legen. Wenn er nun recht dürr ist, lasse man Oel daraus schlagen; jedoch darf der Same nicht über ein halb Jahr alt werden. Auf solche Art brennt das gewonnene Oel schon heller und sparsamer. Ein halb Viertel Pfund reicht auf 14 bis 15 Stunden.

Zum Salat und andern Speisen lasse man Jungfern-Oel schlagen. Der Oelmüller muß nämlich den zestampften Samen zum erstenmal kalt in die Oel-Lade thun, und was durch diesen ersten Druck der Presse herauskommt, allein in Flaschen füllen, welches das Jungfern-Oel gibt. Alsdenn muß man den Oelkuchen erst wärmen, und das, was nun noch herausgepreßt wird, gibt Brennöl. Das Jungfern-Oel läßt man etliche Wochen ruhig stehen, daß es sich abklärt. Alsdenn füllt man es in andere ganz reine Flaschen bis in den Hals, aber nicht ganz voll, und in den leeren Raum gießt man etliche Löffel voll reinen Kornbranntwein, der keinen Nachgeschmack hat. So hält sich das Speise-Oel lange Zeit und schmeckt besser, als oft das Baumöl schmeckt.

Der Mohnsamen (Magsamen) gibt ein noch süßeres Oel als Baumöl, und es soll noch wohlschmeckender werden, wenn man beym Stampfen etwa den 4ten Theil klein geschnittener Borsdorfer Aepfel darunter mengt. Die Mohnkuchen, die davon abfallen, läßt man im Backofen, wenn das Brod heraus ist, bey gelinder Wärme trocknen, und bewahrt sie auf, um zuweilen Mohnsuppen daraus zu machen. Man reibt von solchen Kuchen nur etwas ab und quirlt es in kochendes Wasser: das gibt eine fette und wohlschmeckende Suppe, die wenig Zeit und Mühe kostet.

Man kann auch aus Hederich, (Herek) grünem Kohl-Samen, Sonnenblumen-Kern, Kürbis-Kernen, Tabacks-Samen, welschen Nüssen, Hasel-Nüssen und Buch-Eckern Oel schlagen, wenn man eine hinreichende Menge davon hat. Das Buch-Ecker-Oel ist aber, nach der Erfahrung aufmerksamer Aerzte, der Gesundheit nachtheilig, wenn es häufig genossen wird. Man thut also besser, es nur zum Brennen zu gebrauchen.

Hingegen gibt es eine Frucht, die man fast überall in großer Menge verfaulen und umkommen läßt, ohne sie des Aufhebens werth zu achten, und die doch ein vortreffliches Speiseöl bey sich führt. Dieses sind die Linden-Nüßchen. Man sammelt diese, so wie sie allmählich abfallen, sichtet durch ein Sieb die Blätter und den Unrath davon, drischt sie dann, wenn sie recht trocken sind, so daß die äußere harte Schale davon abspringt, und sondert die Kernen durch Wurfen davon ab. Die innere Schale läßt man auf einer Grützmühle abschälen und aus den reinen Kernen Oel schlagen. Es ist von köstlicherm Geschmack, als das beßte Baumöl.

Ein jedes Oel läßt sich aber verbessern, so daß es beym Brennen weniger raucht und einen reinern Geschmack

schmack bekommt, wenn man es von den ihm beygemengten Schleimtheilen und andern Unreinigkeiten befreyet. Dieses kann schon dadurch geschehen, daß man das Oel, in gläserne Flaschen eingeschlossen, einige Monate lang in der Sonne stehen läßt. Da setzen sich eine Menge unreine Theile zu Boden, davon gießt man es behutsam ab in andre Flaschen. Auch bedient man sich des Küchensalzes zur Reinigung des Oels. Man löset ein Theil reines Salz in drey Theilen Wasser auf, gießt dieses zu zehn Theilen des Oels, das man reinigen will, schüttelt alles wohl durch einander, und läßt es hierauf stehen, bis alles vollkommen klar geworden ist. Nun gießt man das oben stehende Oel von der Salzlauge ab, in welcher sich eine Menge schleimiges Wesen abgeschieden hat.

Die beßte Art, Oel zu reinigen, ist aber folgende. Man nimmt ein reines, nicht auslaufendes Faß, davon der obere Boden herausgenommen ist, und bohrt in eine Daube, so hoch als der dritte Theil des Inhalts geht, einen Hahn ein. Dieses füllt man bis auf zwey Drittel mit Oel an, gießt dazu Vitriol-Oel, 1 Pfund auf 50 Pfund Oel gerechnet, und rührt alles tüchtig unter einander. Da erwärmt sich das Gemenge etwas und nimmt eine schmutzige grauschwarze Farbe an. Nachdem es 24 Stunden in diesem Zustande gestanden hat, gießt man den 3ten Theil des Gemäßes des Fasses siedend heißes Wasser darauf, rührt alles tüchtig durch einander, und läßt es an einem mäßig kühlem Orte ruhig stehen. Da setzt sich ein schwarzgrauer Schleim am Boden des Gefäßes, und das darüber stehende Oel wird hell. Ist das Oel nun völlig über das darunter stehende Wasser in die Höhe getreten, so zapft man es ab, und filtrirt es noch

einmal

einmal durch Baumwolle, die man in einen Trichter legt.

Dieses Verfahren, das Oel zu reinigen, ist unter allen übrigen das vortheilhafteste, und wiederholt man es noch einmal mit demselben Oel, so wird es fast völlig weiß, und sein eigenthümlicher Geruch und Geschmack verschwinden fast ganz.

16.

Von der Kleidung.

Kleider machen Leute:
Der Spruch ist nicht wahr;
Silber, Gold und Seide
Trägt auch mancher Narr.
Selbst gesponnen, selbst gemacht,
Rein dabey — sey Bauern-Tracht!

„Kinder! Ich habe euch neulich gelehrt, was man den Endzweck bey einer Sache nennt; nämlich dasjenige, was wir durch die Sache zu Stande bringen wollen.

wollen. Und so wißt ihr auch noch, daß alles, was dazu dient, den Endzweck zu erlangen, ein Mittel heißt; so wie z. E. Fleiß und Aufmerksamkeit Mittel sind zu dem Endzwecke, daß ihr in der Schule etwas lernet. Wer sich nun einen nützlichen und löblichen Endzweck vorsetzt, und die rechten Mittel dazu anwendet, von dem sagt man — er handle klug. Wer aber einen schlechten Endzweck hat, oder wer verkehrte Mittel anwendet, handelt albern. Nun sagt mir einmal, was ist der Endzweck davon, daß wir Kleider tragen?"

So fing ein gewisser braver Schullehrer an, seine Kinder über den Spruch: 1 Tim. 2. v. 9. 10. zu katechisiren, und ein Knabe antwortete ihm: wir ziehen Kleider an, damit wir nicht frieren. Ein anderer sagte: daß uns die Sonne nicht auf den bloßen Leib brennt; und einer: damit wir uns nicht zu schämen brauchen. „Recht so, meine Kinder! sagte der Lehrer. Aber Anne Marie, sag du einmal, was ist der Endzweck davon, oder wozu dient es, daß man Perlen, Corallen, silberne Ketten oder Goldstücke an den Hals hängt?"

A. Weil es schön steht, und den Leuten wohlgefällt. Sch. Was denken denn die Leute, wenn sie die schönen Halsbänder sehen? A. Sie denken: ach hätt' ichs doch! und das Mädchen ist recht glücklich, daß sie so schöne Sachen hat. Sch. Was gefällt denn nun eigentlich den Leuten, die schönen Sachen oder das Mädchen? A. Die Sachen. Sch. Wenn nun ein Mädchen den Endzweck hat, daß sie selbst den Leuten gern gefallen will, und behängt sich deshalb mit lauter kostbaren und schönen Sachen: thut diese klug oder albern? A. Albern. Sch. Und warum das? A. Sie braucht verkehrte Mittel zum Gefallen. Sch. Ists denn aber sonst erlaubt und recht, daß man den

Leuten

Leuten zu gefallen sucht? A. Das weiß ich nicht. Sch. Sag mir einmal, was geschieht, wenn du deinen Eltern oder Großeltern wohlgefällst? A. Da sind sie freundlich gegen mich, und geben mir gern, was ich haben will. Sch. Ists nun wohl recht, wenn wir es so machen, daß alle Menschen freundlich gegen uns sind, und uns gern Gutes thun? A. Ja wohl! Sch. Wir dürfen also auch allen zu gefallen suchen? A. Ja, so dürfen wir es wohl. Sch. Nun sage mir: was denken denn die Leute, wenn ein Mädchen fleißig arbeitet, wenn sie freundlich gegen Jedermann und behülflich ist, sich sittsam aufführet, und dabey schlecht, aber reinlich und ordentlich angezogen ist? A. Sie denken: das ist ein gutes liebes Mädchen. Sch. Was gefällt nun den Leuten — die Kleider, oder das Mädchen selbst? A. Das Mädchen. Sch. Wenn nun ein solches Mädchen sich den Endzweck vorgesetzt hat, daß sie gern gefallen will: wie macht sie's? A. Sie ist klug. Sch. Warum nennest du sie klug? A. Sie fängt's klug an, daß sie selber den Leuten gefällt, und nicht ihre Kleider. Sch. Du willst also sagen, daß sie zu ihrem guten Endzweck auch die rechten Mittel braucht, welche wirklich dazu dienen, und da hast du Recht, meine Tochter. Wer den Leuten gefallen will, muß es durch sich selbst, durch Geschicklichkeit und gute Aufführung thun: das hält länger und hilft mehr, als Gold und Silber und Sammt und Seide. Jenes ist also das rechte Mittel zum Gefallen. Die Kleider haben aber blos den Endzweck, daß wir uns gegen Frost, Hitze und Nässe schützen und, der Schamhaftigkeit wegen, den Leib damit bedecken sollen. Aber Görge, du weißt wohl noch, daß ich dich etlichemal aus der Schule gewiesen habe, weil du nicht gekämmt wareſt, und garstigen Schmutz am Hemde und an den Kleidern hatteſt: warum habe ich das wohl gethan?

G. Es sieht garstig aus, und eckelt die Leute, wenn man unrein ist.

Sch. Es hindert also, daß man den Leuten gefällt, und darum müssen wir lieber den Leib und die Kleider hübsch reinlich halten: sonst achten die Leute nicht auf uns, wenn wir gleich andere gute Eigenschaften haben. Das Sprichwort: Kleider machen Leute, ist daher nur so zu verstehen, daß man reinlich und ordentlich angezogen seyn soll. Denn, wenn man einen Esel oder eine Sau auch in Sammt und Seide kleidete, und mit den schönsten Halsbändern zierte: es würde doch kein Doctor und keine Prinzessin daraus.

Nun will ich euch noch eine Geschichte sagen, die ihr mir morgen wieder erzählen sollt.

Der alte Hans Weise zu Schlimmbach gab seinen Kindern auf dem Sterbebette unter andern auch folgende gute Lehren:

„Kauft nicht, was ihr braucht; sondern nur das, was ihr nicht entbehren könnt.

Wer Sachen kauft, die er selber machen kann, der bestiehlt sich selber: und ein gekaufter Rock steht Bauersleuten, wie ein geborgter, wo sie nicht recht daheim sind.

Lieber den Acker im Felde, die Kuh im Stalle, und das Geld im Sacke, als die Thaler auf dem Buckel und die Ducaten am Halse."

Diesen Lehren folgte seine Tochter, und sie ist noch jetzt eine brave Frau und gehet ihr wohl. Der Sohn, Niklas Weise, nahm aber ein reiches Mädchen aus einem andern Dorfe zur Frau. Diese hieß Ficke, und war hübsch von Gesicht, hatte auch sonst ein gutes Gemüth. Nur putzte sie sich gern, und mochte es wohl leiden, wenn die Leute große Augen über ihre schönen Kleider machten. In ihrem Dorfe war nun schon die thörichte und schädliche Mode eingeschlichen, daß die

Weibs-

Weibsleute Schürzen von Cattun, und manche gar seidne Mützen und Mieder trugen, und daß es eine der andern im Putz zuvor zu thun suchte. Dagegen war in Schlimmbach noch nichts Mode, als bunte Leinwand und halbwollen Zeug, wozu die Leute das Garn aus eigner Wolle und Flachs spannen, und es selbst weben ließen. Wie nun die junge Frau sich in ihrem Staate zeigte, fanden sich gleich etliche Weiber und Mädchen, die es ihr nachthaten: weil ihre Männer und Väter meinten, sie müßten es dem Niklas Weise gleich thun, da sie eben so viel oder noch mehr Vermögen hätten, als er. Daraus entstand nun eine rechte Jagd unter den Weibern. Der Weisin waren ihre Sachen nicht mehr gut genug, wenn andere auch dergleichen hatten. Sie kaufte nun noch schönere, die noch theurer waren, und die andern thatens ihr wieder nach. Es blieb auch nicht bey den Kleidern allein: sondern die Putznarren wollten am Ende alles vornehmer haben. Die hölzernen Teller und blechernen Löffel waren ihnen nicht mehr gut genug; es mußten zinnerne seyn. Zu den vielen Hauben und Kleidern mußten neue Schränke und Kasten angeschafft werden. Der Mann mußte theurer Tuch zum Rocke nehmen, und silberne Knöpfe an den Brustlatz. Sie machten sich auch mit Stadtleuten bekannt, und wußten sich viel darauf, wenn diese zu ihnen kamen und sie beschmausten. Diese mußten mit Kaffee tractirt werden, und dazu war porzellanenes Geschirr nöthig. Es mußte ein Gastbette mit Vorhängen von Cattun aufgestellt seyn: dazu bauete man eine neue Kammer mit Tafelfenstern. Und so gings immer weiter fort, so daß endlich, wenn der Mann Getreide zu Markte fuhr, von dem gelösten Gelde das meiste in der Stadt bey den Krämern und Kaufleuten blieb. Wenn dann Steuern zu geben waren: so fehlte es in allen Ecken, und wenn

ein Nothfall kam, war kein Nothpfennig im Hause. Die Männer merkten nun noch eben zu rechter Zeit, was es mit der Hoffahrt zuletzt für ein Ende nehmen müsse, welches sich bey dem Niklas Weise gar bald zeigte. Dieser hatte kaum zehn Jahre gewirthschaftet: so saß er in Schulden bis über die Ohren. Hof und Haus wurde ihm weggenommen, und er mußte sein Gut mit dem Rücken ansehen, und mit Weib und Kindern nach Polen wandern. Man hörte auch, daß die Haushaltungen in dem Dorfe, wo die Weisin her war, eine nach der andern zu Grunde gingen: weil sie dort die Hoffahrt noch ärger trieben. Die verständigsten Hausväter in Schlimmbach dachten also: es ist besser, mit andrer Leute Schaden klug werden, als mit seinem eigenen, und gingen zusammen und berathschlagten sich darüber, wie sie es anfingen, daß ihre Weiber und Töchter die Hoffahrt fahren ließen und wieder so schlecht und recht einher gingen, wie ihre Mütter gethan hatten. Sie wurden einig, daß jeder seine Frau dazu nöthigen solle, den Bettelstaat zu Markt zu tragen, und ihre leinwandenen Wämser und Schürzen, ihre schwarzen Sonntags-Hauben, und die selbst gesponnenen, halbwollenen Zeug-Röcke wieder hervor zu suchen, und den nächsten Sonntag darin zur Kirche zu gehen. Das Kaffeezeug sollte auch in der Stadt auf dem Trödel, und das Zinn bey dem Zinngießer für altes verkauft werden. Dieses beschlossen die Männer. Weil sie aber die Weiber nicht mit in den Rath genommen hatten: so kams viel anders, als sie beschlossen hatten. Wie jeder seiner Frau ankündigte, daß sie ihre schönen Sachen fortschaffen, und nächsten Sonntag ihre gewöhnlichen Kleider wieder anziehen solle: so entstand ein solches Unglück im Dorfe, als bey Menschengedenken nicht geschehen war. Eine sagte ihrem Manne geradezu ins Gesicht: er habe in

ihre

ihre Kleider nichts zu reden, und sie thäte es nicht, wenn er sich auch auf den Kopf stelle. Eine andere legte sich aufs Bitten und Weinen, und klagte, daß der Mann sie nicht mehr lieb habe. Etliche liefen gar wieder heim zu ihren Eltern. Die Weiber traten auch an den Ecken des Dorfes haufenweise beysammen und hielten Rath, wie sie den Männern ihren heillosen Anschlag aus den Köpfen bringen wollten. Was hitzige Männer waren, da kam es gar zu Schlägen. Kurz es war eine solche Noth, daß die meisten Hausväter endlich zufrieden waren, daß es nur wieder still wurde, und daß sie den Handel aufgaben. Sie dachten: wir haben das unsrige gethan. Wollen die Weiber sich und ihre Kinder mit Gewalt an den Bettelstab bringen: so mögen sie's haben!

Es war nun schon unrecht von den Männern, daß sie eine Unart, die sich die Weiber nach und nach angewöhnet hatten, Knall und Fall wieder abgestellt wissen wollten: aber noch übler thaten sie, daß sie ganz daran verzweifelten; weil die Sache nicht gleich auf einmal ging. Zum Glück war ein Leinweber in dem Dorfe, der auf der Wanderschaft gewesen und sich was versucht hatte. Der sah wohl, daß die Leute zuletzt wenig mehr bey ihm würden weben lassen, wenn sie immer mehr fremde Zeuge zu Kleidern nähmen. Er steckte sich daher hinter einige Hausväter und gab ihnen einen andern Anschlag, wie sie die Weiber von der Hoffahrt abbringen könnten. Die Väter mußten mit ihren erwachsenen Söhnen von der Sache sprechen, und mußten ihnen vorstellen, daß sie niemals im Stande seyn würden, zu heyrathen und eine eigne Wirthschaft anzufangen, wenn die Weiber so viel Geld kosteten.

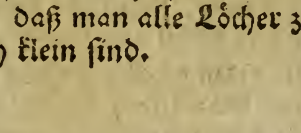
Alle Bursche, die mit Heyrathsgedanken umgingen, beredten sich nun unter einander und verschwuren sich ordentlich darauf: daß keiner um ein Mädchen

freyen wolle, die auch nur einen Faden am Leibe trüge, den sie nicht selbst gesponnen habe. Lieber wollten sie Mädchen aus fremden Dörfern holen, wo keine Hoffahrt sey, und wollten die in ihrem Dorfe sitzen lassen, wenn sie nicht davon abgingen. Auch sollte keiner seiner Braut mehr als für drey Thaler Geschenke an Putz oder Kleidungsstücken reichen, und statt der Perlenschnuren, silbernen Ketten und angeöhrten Goldstücke, wollten sie lieber eine tüchtige Kuh oder ein Paar Schaafe zum Mahlschatz oder Bräutgeschenk geben. Dieses beschlossen die Bursche in der Stille für sich. Es waren aber etliche, die sich schon Bräute ausgesucht hatten. Denen sagten sie heimlich, was vorgegangen war, und baten sie recht freundlich: sie möchten sich darein fügen; die Sache sey so gut gemeint, und sie könnten ja mit Gottes Hülfe einander desto eher heyrathen, und würden weniger Noth haben in ihrem Ehestande, wenn sie im Anfange etwas sparten. Die Mädchen ließen sich das gefallen, und sagten es ihren Freundinnen und Bekannten immer weiter. Da verschwand nun an den jungen Leuten immer eine Goldmütze und ein seidenes Kleidungsstück nach dem andern. Ehe zwey Jahr vergingen, sah man die Mädchen in Leinen gekleidet, weiß und bunt von allen Farben. Denn der Leinweber verstand etwas von der Färberey und wußte die schönsten Muster zu weben. Die Weiber schämten sich nun des Flitterstaates und legten auch ein Stück davon um das andere ab. Weil aber doch die Weiber und Mädchen sich alle vor einander hervorthun und ein gut Lob haben wollten: so suchte nun eine vor der andern immer feineres linnen und wollen Zeug zu Hemden und Kleidern zu haben, und ihren Leib und alle ihre Sachen sauberer und reinlicher zu halten. Dadurch geschah es, daß im ganzen Dorfe allmählich eine so schöne Ordnung und Reinlichkeit Mode wurde,

daß

daß es eine Lust zu sehen war. Es fehlte nicht viel, so war es wie in den Dörfern in Holland. Wenn nun Weiber und Mädchen zu Markte gingen, und die Stadtleute ihren saubern Anzug, ihre reinlichen Gefäße, und die schönen Tücher daran sahen, rissen sie sich fast um die Waare; so daß die Schlimmbacher Butter immer einen oder zwey Pfennige mehr galt, als die von andern Dörfern. Denn reinliche Waare lockt Käufer. Alles Geld, das sie sonst für Cattun, seiden Zeug und allerhand Firlefanz in der Stadt gelassen hatten, brachten sie nun mit nach Hause, und aßen dafür mehr Fleisch, tranken mehr Bier, blieben der Herrschaft keine Resten schuldig, und konnten auch einen Nothpfennig zurücklegen. Der kluge Leinweber bekam aber so viel zu thun, daß er zwey neue Stühle anschaffte und ein wohlhabender Mann wurde."

So erzählte der brave Schullehrer den Kindern die Sache, und ermahnte sie dann, besonders die Mädchen, daß sie es auch so machen möchten, wie die Mädchen zu Schlimmbach. Zuletzt lehrte er sie den Vers, der oben über diesem Capitel steht, den sie auf drey mal Hersagen auswendig wußten, und noch ein besonderes Kunststück: nämlich zu machen, daß man an keinem Kleidungsstücke, auch in keinem Strumpfe niemals ein großes Loch zu flicken bekomme. Dieses bestand darin: daß man alle Löcher zuflicken muß, wenn sie noch klein sind.



17.

Von der Wohnung und den Hausgeräthschaften.

Die Schwalbe baut ihr Nest mit kluger Vorsicht an,
Wo sichs am besten schickt. Nimm ein Exempel dran!
Auch hält sie's innerlich recht trocken, nett und rein:
Darum gedeihen wohl die kleinen Schwälbelein.

Man hat viele Exempel, daß in einem Dorfe oder in einer Stadt, von einerley Zahl Menschen, jährlich mehr sterben, oder daß in gewissen Gegenden manche Krankheiten häufiger und gefährlicher sind, als in andern. Und dieses rührt oft davon her, daß solche Oerter in tiefen, eingeschlossenen Thälern liegen, wo der Nord- und Ostwind nicht durchstreichen kann; oder auf Plätzen, wo viele böse Feuchtigkeiten und Dünste aufsteigen, die durch den Athem und durch die Schweißlöcher in den Menschen kommen, und ihn krank machen. So war die Wirtembergische Residenzstadt Stuttgard in Schwaben vor Zeiten mit einer Art von langwierigen Fiebern geplagt, die man das Stuttgardter Fieber nannte. Verständige Leute forschten daher fleißig nach, was wohl die Ursache davon wäre, und wie dem Uebel abzuhelfen sey? Man schöpfte Verdacht auf einen großen Fischteich, der gegen Morgen lag, auf der einzigen Seite, wo die Gegend eben ist. Nun wurde dieser Teich abgelassen und ausgetrocknet: und von der Zeit an hat sich das Fieber verlohren. Auch herrschte vor mehrern Jahren in der schönen Stadt Mannheim ein böses Wechselfieber, welches davon herkam, daß die große Hitze die Stadtgräben fast ausgetrocknet und die faulen Dünste aus dem

dem Schlamme in die Luft aufgezogen hatte, da sie die Menschen mit einathmeten. Denn es erkrankten vornehmlich die Soldaten, welche auf den Wällen längs den Gräben Schildwache stehen mußten. Hat nun ein Dorf einmal eine solche ungesunde Lage, so können freylich die Leute ihre Häuser nicht anders wohin tragen: aber sie können doch die Moräste und Sümpfe durch Abzugsgräben wegschaffen. Wo dichte Wälder sind, kann man, durch Aushauen eines Theils der Bäume, den Winden Raum machen, welche Gott dazu geordnet hat, daß sie die Luft von bösen Dünsten reinigen sollen. Auch hilft es viel, wenn man die Straßen des Dorfs sowohl, als die Häuser, Höfe und Ställe sehr reinlich hält, wie es die Holländer machen, welche an manchen Orten zwischen lauter Sümpfen und stehenden Wassern wohnen, und so reinlich sind, daß es in ihren Kuhställen schöner aussieht, als in manchen deutschen Dörfern in den Stuben. Denn bey uns zu Lande kommt man oft in Dörfer, welche in trocknen hohen Gegenden liegen, und doch so morastig und kothig sind, daß es, wenn ein Wagen durchfährt, nicht anders stinkt, als ob man einen Mistpfuhl aufrührte. Da fluchen denn freylich die Durchreisenden den Einwohnern alles an den Hals, wenn ihre Pferde und Geschirre im Moraste zu Schaden kommen, und solche Dörfer gerathen mit Recht in übeln Ruf, wenn es an der Faulheit der Einwohner liegt, daß sie so im Schlamme stecken. Sind nun diese noch dazu so unchristlich, daß sie ruhig zum Fenster heraus sehen, und nicht helfen, wenn ein Kutscher oder Fuhrmann sich und sein armes Vieh vor ihren Augen zermartert: so ist es noch schlimmer. Und so war es lange Zeit in Scherfenburg, wo die Leute fast das ganze Jahr hindurch auf Stelzen gingen, um nicht bis an die Knie im Kothe zu waden, bis sie den Magister

Fest

Fest zum Pfarrer bekamen. Dieser hatte nicht allein Gottes Wort, sondern auch noch andere Sachen studirt, die zur Wohlfahrt der Bauersleute dienen. So verstand er z. E. die Wissenschaft von der Gesundheit, Bequemlichkeit und Reinlichkeit der Gebäude, von der Sicherheit und Hülfe bey Wassers- und Feuersnoth und dergleichen. Als er nun einmal die Geschichte der Israeliten aus den Büchern Mose in seinen Predigten vortrug: so nahm er aus 5 Buch Mose C. 23. V. 12. 13. Anlaß, von der Reinlichkeit zu reden, und führte den Leuten besonders zu Gemüthe: daß es für die Israeliten ein rechter Schimpf gewesen wäre, daß ihnen Moses, als ihre Obrigkeit, erst hätte befehlen müssen, wie sie Reinlichkeit halten sollten, und daß sie es nicht von selbst gethan hätten. Darauf beschrieb er die Fehler, welche noch in Schersenburg in diesem Stücke gemacht würden, und ermahnte seine Zuhörer, sie abzustellen. Er brachte sie auch durch seine Vorstellungen, und weil er alles deutlich erklärte, wie sie's machen sollten, dahin, daß sie allmählich diese Fehler verbesserten, und daß binnen zehn Jahren das ganze Dorf verschönert wurde, und die Einwohner, jung und alt, ein feineres und hübscheres Ansehen durch die Reinlichkeit bekamen. Die Mädchen wurden dann öfters von Burschen aus den benachbarten Dörfern zur Ehe begehrt, und die Burschе wurden selten abgewiesen, wenn sie um fremde Mädchen freyten. Die Veränderungen aber, die sie nach und nach im Dorfe und in ihren Häusern machten, waren folgende.

Gegen Mittag lag unter dem Dorfe ein Bruch, welcher dicht mit Erlen und Weiden bewachsen war. Dieser war so sumpfig, daß man das jährlich darin gefällte Holz nur mit großer Gefahr herausbringen konnte, und wenn der Wind von Mittag kam, brachte er

eine

eine Menge fauler Dünste aus demselben ins Dorf, die es ungesund machten. Durch diesen Bruch hieben sie etliche Gänge von Morgen nach Abend, jeden 20 Schritt breit, und rotteten alles Buschwerk darin mit Stumpf und Stiel aus. Auf den beyden Seiten dieser Gänge zogen sie Gräben und warfen den ausgegrabenen Schlamm in der Mitte auf. Dieses gab in der Folge treffliche Krautländer; die übrigen Erlen wuchsen besser, weil sie mehr Luft hatten, und weil das Wasser einen Abzug bekam, so wuchs nun auch brauchbares Gras dazwischen, wo sonst nichts als Schilfrohr, Binsen und Farrenkräuter fortgekommen waren. Die Gassen und Wege im Dorfe trockneten sie durch Abzugsgräben aus, wo es sich schickte, und erhöhten sie in der Mitte durch etliche tausend Karren Kieselsteine. Dieses brachten die Scherfenburger binnen einigen Jahren, ohne große Versäumniß zu Stande: weil die ganze Gemeinde einmüthig Hand anlegte; da hieß es: viel Hände, wenig Arbeit. An den Seiten der Straße machte jeder Hauswirth einen hohen Steinweg, so weit sein Haus und Hof reichte, desgleichen auch auf dem Hofe selbst, vom Hause in die Scheure und zu jedem Stalle. Die Steine dazu ließen sie durch die Kinder von den Aeckern zusammen lesen, und wenn sie von der Feldarbeit nach Hause fuhren, nahm jeder ein Häuflein Steine mit, das ihm eben am Wege lag. Auf diese Art wurde das Dorf endlich ganz rein und trocken, und da sie auch die freyen Plätze darin mit Lindenbäumen und blühenden Buschwerk bepflanzten: so war es eine Lust, darin zu wohnen.

Eben so sahen sie beym Bau und der Einrichtung der Wohnhäuser, auf Reinlichkeit, Gesundheit und Bequemlichkeit. Wenn einer neu baute, so ließ er die Wohnstube höher machen, und auch etwas größer,

als sonst die meisten waren. Wer sein Haus nur ausbesserte, ließ doch die Fenster größer machen. Sie gewöhnten sich auch an, alle Tage, auch im kältesten Winter, die Fenster dann und wann zu öffnen, um frische Luft in die Stuben und Kammern zu lassen: weil frische reine Luft zur Gesundheit und Stärke so nothwendig ist, als Essen und Trinken. Auch machten sie in zwey Ecken der Stube, an der Seite nach der Straße zu, kleine Löcher in die Wand, etwa 4 Zoll ins Gevierte, eins unten am Boden und eins oben an der Decke, und versahen sie mit Schiebern, die man aufmachen und die Luft durchstreichen lassen konnte, wenn es feucht in der Stube war. Die Ofenblasen oder Höllhäfen brachten sie aus den Stuben hinaus in die Küchen, und ließen sie da in den Ofen einmauern: weil die aus dem heißen Wasser beständig aufsteigenden Dünste mit Ursache sind, daß so viele Bauersleute am Dumpfen und Husten leiden. Einige hatten noch keine Rauchfänge und Schlöte oder Schornsteine in ihren Küchen, und sahen immer aus, wie geräuchert. Diese bauten allmählich solche, und sahen hernach auch aus, wie andere Menschen, und konnten ihre Kleider und Leinenzeug rein behalten. Die Miststätte hatten viele sonst nahe bey der Hausthür und unter den Stubenfenstern, da sie beständig den Gestank davon einschlucken mußten, und den Unrath an den Füßen in die Stube trugen. Diese brachten sie, wo es anging, weiter von der Wohnung weg.

Viele Gebäude waren sonst vom Schwamm angesteckt, so daß man oft neue Schwellen und Fußböden einlegen mußte. Dagegen brauchten sie folgende Mittel. 1) Wenn einer neu baute, so nahm er kein anderes Holzwerk dazu, als solches, welches 2 Jahr lang unter einem Wetterdache oder Schoppen gelegen, und von der Luft ausgetrocknet war. 2) Zur Füllung der

Grun

Grundes oder Füllmundes nahmen sie nicht die frisch ausgegrabene Erde: sondern 2 Fuß hoch Sand, der 6 Wochen lang im Sommer vor der Nässe verwahrt gelegen, fleißig umgeschaufelt, und dadurch völlig trocken und ausgewittert worden war. Wer es noch besser machen wollte, stampfte erst eine Lage trocknen Thon oder Leimen einige Zoll hoch fest ein, und schüttete den getrockneten Sand darauf. 3) Eben so ließen sie auch die Leimen-Wände völlig austrocknen, ehe sie Fenster und Thüren einsetzten und den Luftzug verschlossen. War der Schwamm in einem Hause an den Schwellen, Lagerhölzern oder Fußböden einmal da, so vertrieben sie ihn durch folgendes sichere Mittel. Sie rissen die Fußböden, die den Schwamm zeigten, wieder auf, brachten die angefaulten Lagerhölzer und Dielen weg, und dafür neue ausgetrocknete hinein, gruben den Grund 2 Fuß tief aus und füllten ihn mit ausgewittertem Sand. Das neue Holzwerk bereiteten sie auf folgende Art zu. Man läßt ein Pfund Kupferwasser oder Kupfervitriol in 2 Maaß Wasser zergehen und rührt es zuweilen um. Nach 24 Stunden bestreicht man die Lagerhölzer und Schwellen, die gegen den Schwamm gesichert werden sollen, auf allen Seiten damit vermittelst eines starken Haarpinsels, so daß das Wasser überall hinkommt. Nach einer Stunde wiederholt man dieses und zieht sie sodann ein. Die Fußboden-Dielen werden auf der inwendigen rauhen Seite eben so getränkt. Nun wächst der Schwamm nicht weiter.

Ehemals, da das Dorf so sehr feucht und schmuzzig gewesen, hatte auch die Kirche und andere steinerne Gebäude viel von Salpeter-Fraß gelitten. Wider diesen lehrte der Magister Fest die dasigen Maurer folgendes Mittel.

1) Um

1) Um zu verhindern, daß sich in neu aufgerichtetem Mauerwerke Salpeter erzeuge, müssen die Steine fest, hart, sehr trocken und nicht frisch gebrochen seyn. Je länger sie an der Luft und Sonne gelegen haben, desto besser. Ziegelsteine müssen bis zum Klingen hart gebrannt seyn, und noch besser sind sogenannte Glasziegeln, welche von der Hitze mit einem grünen Glanz überzogen sind. Auch dürfen die Ziegelsteine an keinem feuchten Orte gelegen und Nässe angezogen haben. Zum Kalk muß man keinen andern, als Sumpf- oder Lederkalk nehmen, und je länger dieser in der Grube eingerührt gelegen hat, desto besser; und wenn er zehn Jahr alt wäre. Hat man keinen andern als Mehl-Kalk; so muß er wenigstens vor allem Staub und Schmutz verwahrt bleiben, und man rührt ihn in eine Grube, und macht Sumpfkalk daraus. Vom Sande schwemmt oder wäscht man alle thonige oder leimige Theile in einer Grube mit vielem Wasser ab, läßt ihn hernach lange an einem trocknen Orte in der Luft liegen, und wendet den Haufen zuweilen um, daß er recht austrocknet. Durch diese Vorsicht bleiben die Mauern nicht allein vom Salpeter verschont; sondern werden auch viel dauerhafter. Die Hauptsache ist aber, daß man Steine, Kalk und Sand zwey, drey Jahr vorher anführe, ehe der Bau angeht. Denn bey keiner Sache trift das Sprichwort: was bald wird, vergeht bald, mehr ein, als beym Bauen.

2) Solchen Mauern, welche einmal vom Salpeter angefressen sind, ist auf folgende Art zu helfen. Man bricht an den Flecken, welche angefressen sind, nicht nur den Kalk los, sondern auch die angegangenen Steine, so tief der Fraß in die Mauer hineingeht. Dann spritzt man das ganze Fleck vielmal mit Wasser aus, um das Salz heraus zu laugen: und wenn es ganz ausgetrocknet ist, mauert man es mit Glasziegeln

oder

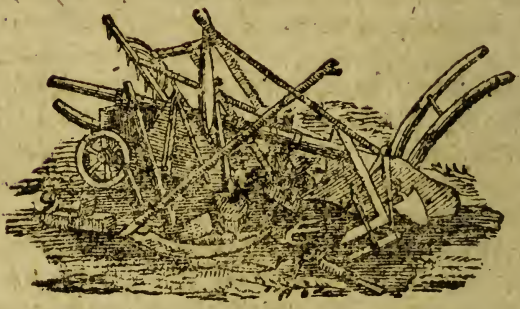
oder andern völlig dürren und festen Steinstücken wieder zu. Statt des Sandes nimmt man, zum Bewerfen der Mauer, klar zerstoßene Scherben von zerbrochenen Töpfen, Schüsseln und dergleichen, welches einen dauerhaften Mauer-Ueberzug gibt, in welchen kein Salpeter aus der Luft eindringen kann. Und dergleichen braucht man auch an feuchten Orten, wo Salpeterfraß zu fürchten ist, zum Aufmauern selbst. Man sieht daraus, daß nichts so schlecht ist, aus dem der Mensch nicht durch Verstand und Klugheit Nutzen ziehen könnte, und daß ein guter Hauswirth auch die zerbrochenen Scherben an einem sonst unnützen Orte aufsammeln muß, um sie zu seiner Zeit zu brauchen, oder andern damit zu dienen.

Die innere Einrichtung der Häuser und Höfe machten sie so, wie es zu den Geschäften der Land- und Hauswirthschaft, nach Beschaffenheit des Platzes, am bequemsten war. Die Küche brachten sie neben der Wohnstube an, und darin einen Koch-Ofen, worin alles gekocht und gebraten, und mit demselben Feuer zugleich die Stube geheißt wurde. In der Küche war ein Ausguß zum Weggießen des gebrauchten Wassers, und der Eingang zum Keller, und darneben die Vorraths- und Milchkammer. Aus der Stube ging ein kleines Fenster in den Pferdestall, so daß man keine Laterne brauchte, um des Abends in den Stall zu gehen. Aus der Mägdekammer ging eine Thür mit einem Fensterchen in den Kuhstall. In der Hausflur ging die Bodentreppe hinauf, und vom Boden konnte man das Heu und Stroh gleich vor die Stallthüre hinunter werfen. Aus der Stube konnte man die Scheure und den ganzen Hof übersehen, und durch ein Fensterchen in der Thür sah man, was auf der Hausflur vorging, wo der Futterkasten stand, und konnte

durch

durch daſſelbe die Kinder und Dienſtbothen errufen, ſi mochten im Hauſe ſeyn, wo ſie wollten.

Auf ſolche Weiſe kann der Menſch durch Ueberle gung auch in ſeiner Wohnung vieles beſſer machen ſo daß er geſunder und vergnügter darin lebet, und we niger Schaden und Verdruß hat.



18.

Vom Heyrathen.

Für den Mann schuf Gott das Weib,
Ihn für sie nicht minder:
Eins fürs andre leben soll,
Beyde für die Kinder.

„Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey. Ich will ihm eine Gehülfin machen, die um ihn sey: — Dies sind die deutlichen Worte des Schöpfers, der wohl am beßten versteht, was seinen Geschöpfen gut ist.

ist. Und doch sehe ich so viele unter euch, die ihrem Alter und ihren Umständen nach, wohl heyrathen könnten, die aber das sanfte Joch des Ehestandes verschmähen, und ihr Leben in freudenleerer Einsamkeit hinbringen. Und das sind nicht die Armen, die selbst kein Brod haben: es sind meistens die wohlhabendsten, denen Gott eben dazu mehr Güter, als andern, gegeben hat, daß sie seinen Segen mit einem lieben Weibe und mit einem Haufen lieber Kinder theilen sollen. Meine Freunde! als Prediger der göttlichen Wahrheit muß ichs euch sagen: es ist durchaus nicht gut, daß der Mensch allein sey. Da sitzt so ein Hagestolz in seiner Einsamkeit! Niemand lacht und scherzt mit ihm, wenn ihn Gott segnet, und niemand tröstet ihn oder steht ihm bey, wenn ihn eine Noth überfällt. Er hat niemanden, dem er die geheimen Gedanken seines Herzens anvertrauen könnte. Alles Vergnügen des Lebens muß er ausser dem Hause suchen; jede Dienstleistung muß er verlohnen. In der Wirthschaft muß er ein Topfgucker seyn, oder sich auf Dienstbothen verlassen, die seine Sachen niemals so gut, wie ihre eignen, in Acht nehmen, wenn sie noch so brav sind. Da geht ihm dann jährlich gar vieles zu Grunde. Kommt er aber ins Alter, so stirbt er der Welt bey lebendigem Leibe schon ab. Da ist niemand, der ihn Vater oder Großvater nennt; niemand, der ihn unterstützt, wenn seine Füße wanken; niemand, der ihn leitet, wenn seine Augen dunkel werden; niemand, der ihn auf den Krankenlager pfleget, und mit ihm betet. Er muß es denn alles mit Gelde verlohnen, und wenn die Stunde des Scheidens kommt, muß er noch die Hand bezahlen, die ihm die Augen zudrückt. So geht es dem Einsamen, wenn er unschuldig wandelt, und durch Gebet und Wachsamkeit den natürlichen Trieb zum andern Geschlecht zu unterdrücken weiß.

Ist

Ist aber einer so gottlos, daß er die Freuden des Ehestandes auf unerlaubten Wegen sucht, der ist noch schlimmer daran. Er kommt dadurch auf den nächsten Weg zum Bettelstabe. Solche Sünden kosten oft heimlich vieles Geld, und wenn sie an den Tag kommen, nicht weniger. Alles Dichten und Trachten des Wollüstigen ist dann auf die Erfüllung seiner bösen Lust gerichtet, daß er nicht mehr weiß, was er thut, und daß seine Wirthschaft bald den Krebsgang geht. Gibt er sich mit lüderlichen Weibsbildern ab: so bringen sie ihn um das Seinige, und er darf nicht scheel dazu sehen. Verführt er ein ehrliches Mädchen: so fallen alle Seufzer und Thränen einer solchen Unglücklichen, alle Flüche und Verwünschungen ihrer Eltern und Freunde auf seinen Kopf. Vielleicht mordet sie in der schwarzen Stunde der Verzweiflung die Frucht ihres Leibes: da ist er der Mörder vor Gott, wenn er auch hier nicht in des Scharfrichters Hände fällt. Verführt er aber das Weib eines andern: so ist er Schuld an allem dem Unheil, das daraus entsteht, wenn eine Frau die vor Gottes Altar beschworne Treue bricht. Allen Zank und Streit, ja oft Mord und Todtschlag unter den Eheleuten, die Vernachlässigung der Kinderzucht, den Verfall der Wirthschaft, sammt dem Unglück der Kinder und Kindeskinder eines solchen Hauses, hat der Verführer zu verantworten. Und wie mag ihm einst ums Herze seyn, wenn ihm auf dem Todtenbette vielleicht noch der Spruch einfällt: **Hurer und Ehebrecher wird Gott richten!** Meine lieben Freunde! **Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey.**"

Mit dieser Anrede fing der Hr. Pfarrer Weise das Classen-Examen mit den erwachsenen ledigen Burschen an. Es war nämlich bey ihm die Gewohnheit, daß nur alle 14 Tage und an hohen Festtagen Vormittags

tags gepredigt wurde. Die andern Sonntage und alle Nachmittage war Betstunde und Classen-Examen, wie sie's nannten. Da blieben einmal die Hausväter, einmal die Hausmütter, einmal die Eheleute zusammen, einmal die ledigen Bursche und Mädchen mit einander, und ein andermal die Bursche oder Mädchen allein in der Kirche, und der Pfarrer trat mitten unter sie, wie der Herr Jesus unter das Volk, und unterredete sich mit ihnen freundschaftlich über alles, was für jede Classe eben gut und nützlich war. Zuweilen nahm er auch die ganze Gemeinde zusammen, und wenn Kinder-Examen war, blieben die Erwachsenen auch gegenwärtig. Das Examen mit den ledigen Burschen fing er nun einmal mit obiger Rede an, und darauf fragte er diejenigen, welche in den Umständen waren, daß sie wohl hätten heyrathen können, einen nach dem andern um die Ursache, warum sie es nicht thäten? Da sagte einer: er thäte es seiner alten Mutter wegen nicht; einer wollte erst noch die Schulden abtragen, die auf seinem Gute hafteten; ein anderer gab an, er habe keine Lust zu heyrathen; einer, sein Vater wolle ihm nichts von dem Gute abgeben; etliche gestanden, daß sie sich wohl schon eine Braut ausgesucht hätten, aber deren Eltern wollten nicht einwilligen. Viele wußten aber nichts bessers vorzubringen, als daß sie kein Mädchen finden könnten, das sich für sie schicke. Und da brachte der Herr Pfarrer durch Fragen und Antworten heraus, daß sie meinten: ein Mädchen, das sich für sie schicken solle, müsse eben so viel, oder nicht viel weniger Vermögen besitzen, als sie. Er legte ihnen also aus dem Spruche: ich will ihm eine Gehülfin machen, die um ihn sey, die rechte Natur und Absicht des Ehestandes aus. Mann und Frau sollten nämlich ein Herz und eine Seele seyn. Sie sollten alle Freuden des Lebens

mit

mit einander theilen, alle Leiden mit einander tragen, und ihr täglich Brod mit einander durch fleißige Arbeit gewinnen. Die Hauptsache, wodurch sich der Mensch in der Verbindung beyder Geschlechter von dem Vieh unterscheiden müsse, sey aber dieses: daß Mann und Frau eins dem andern dazu helfe, immerfort klüger, redlicher und durch ihre beständige Liebe und Zärtlichkeit immer liebreicher und gütiger zu werden, bis der Tod sie wieder scheide. Segnete sie Gott mit Kindern: so sollten sie durch ihre Lehren und Exempel dieselben zu eben so braven Leuten machen, als sie selbst wären. Dies sey die rechte Absicht des Ehestandes. Es käme also dabey nicht auf die Güter, sondern auf die Gemüther an. Wenn sich diese zusammen schickten, und wenn ein armes Mädchen fleißig, ordentlich und klug sey: so könne es leicht eine bessere Ehe geben, als wenn zwey große Güter zusammen gebracht würden, und die Gemüther hernach wie Hund und Katze gegen einander wären. Es gehöre ja eben nicht eine gewisse Anzahl Grundstücke zu einer Haushaltung: sondern ein nothdürftiges Auskommen, nebst einem Sparpfennig für Nothfälle, sey schon genug; und so viel könne ein Mann, der gesunde Gliedmaßen habe, und eine gute Hausordnung verstehe, aus dem kleinsten Gütchen herausbringen, ja sogar durch bloses Taglöhnern erschwingen. Der Herr Pfarrer wandte sich darauf an diejenigen, deren Eltern ihnen am Heyrathen hinderlich wären. Diesen erklärte er, was in Ehesachen Rechtens im Lande sey. Er sagte: „es sey zwar billig, den Eltern auch hierin Gehorsam zu beweisen: aber die Eltern dürften doch die Kinder nicht an ihrem Glücke hindern, und ihnen keine Gewalt anthun. Denn auf die Neigung derjenigen Personen, die einander heyrathen und zeitlebens mit einander haushalten sollten, komme das meiste an. Er

warnte sie auch, daß sie ja keine Eheversprechung und Verlöbniß eingehen sollten, bis sie im Stande wären, die Heyrath zu vollziehen. Der lange Umgang tauge in der Wurzel nichts. Oft entstehe daraus Mißhelligkeit der Gemüther, und dann Streit und Zank, und die verderblichsten Processe." So gab der brave Seelsorger den ledigen Burschen noch andere Lehren vom Heyrathen, die er für nöthig hielt, und ermahnte sie zuletzt: wer irgend ein Anliegen dieser Art auf dem Herzen habe, solle sich ihm anvertrauen, und er wolle ihm gern rathen, auch bey den Eltern für ihn zum Beßten reden. — Zum Schluß erzählte er ihnen noch folgende traurige Geschichte von einer durch eine unglückliche Heyrath gänzlich zu Grunde gegangenen Haushaltung, welche ihm ein Freund aus Schweden geschrieben hatte.

19.

Michel Wolfs Ehestandsgeschichte und Kinderzucht.

Ehestand ist Wehestand,
Wenn du freyst mit Unverstand:
Wählst du wohl, ist er gewiß
Dir ein irdisch Paradies.

Klas Richmann in Langholm, hatte das Geld lieb und war ein harter herrischer Mann. Er legte den Spruch: dein Wille soll dem Manne unterworfen, und er soll dein Herr seyn, so aus, als ob die Frau gar keinen Willen haben dürfe, und dem Manne blindlings gehorchen müsse. Was er nun befahl, es mochte vernünftig oder unvernünftig seyn, das mußten seine

Frau

Frau und Kinder auf der Stelle thun; sonst schlug er sie braun und blau. Daher wurde die eheliche und kindliche Liebe von der Furcht vor ihm fast unterdrückt, und man sah kein freundliches und vergnügtes Gesicht um ihn herum. Er hatte eine Tochter, Marie genannt, die war ein bildschönes und gutes Mädchen. Wer sie sahe, mußte ihr gut seyn: nur ihr Vater hatte wenig Liebe zu ihr, und hielt sie übel mit Scheltworten und Schlägen; als ob sie's noch so arg verschuldet hätte. Als sie erwachsen war, freyte einer der bravsten Bursche im Dorfe um sie, und das Mädchen konnte ihn leiden, so daß es wohl eine glückliche Ehe gegeben hätte: aber er war dem Vater nicht reich genug. Einen andern Freyer, der reich genug war, wies er blos deswegen ab: weil er merkte, daß es seiner Frau und Tochter Wille war, und weil der Freyer diesen seine Neigung eher zu verstehen gegeben hatte, als ihm. Der harte Mann bedachte nicht, daß es bey der Heyrath auf der Tochter Glück ankomme, nicht auf seines, und daß also ihr Wille dabey seyn müsse. Endlich kam Michel Wolf, und hielt um sie an. Dieses war der einzige Sohn des größten Geitzhalses im Dorfe, dem einfältige Leute nichts gutes Schuld gaben: weil sie nicht begreifen konnten, wo er sein vieles Geld und Gut her hatte. Er hatte es aber zusammengekratzt und geschunden, und seinem eigenen Leibe abgezwackt. Sein Sohn Michel war nicht so geitzig: er war aber ein grober ungezogener Mann, der sich viel auf sein Geld einbildete und immer Recht haben wollte; ob er gleich wenig Verstand hatte. Auch hatte er schon ein Mädchen zu Falle gebracht, der er heimlich die Ehe versprochen hatte, und die er mit einem Stück Geld abfertigte: weil sein Vater nicht in die Heyrath willigen wollte. Marie konnte ihn nicht ausstehen. Sie hätte sich lieber als Dienstmagd vermiethet, als den

Grobian zu nehmen, und ihre Mutter konnte ihn eben so wenig leiden. Da nun Richmann dieses merkte, so bestand er nur desto hartnäckiger darauf, daß sie ihn nehmen solle, und gab ihm sein Wort. Er bedachte nicht, daß er einstens vor Gottes Richterstuhl werde Rechenschaft ablegen müssen, wie er sein Kind verheyrathet habe, zu Glück oder Unglück. Er folgte blos seinem Starrkopfe, und weil die Mutter und Tochter einmal zu sehr in Furcht gesetzt waren: so wagten sie es nicht, ihm standhaft zu widersprechen. Die Mutter bat daher den Freyer im Vertrauen: er solle doch von dem Mädchen abstehen, weil sie ihn nicht leiden könne. Aber der lachte dazu und sagte: „wenn wir nur erst beysammen sind, da will ichs ihr wohl anstreichen.“ Weil nun bey diesem Grobian auch nichts auszurichten war: so ermahnte sie die unglückliche Marie, sich darein zu ergeben, und tröstete sie damit, daß vielleicht Michel Wolf sich im Ehestande noch bessern würde, wenn sie recht liebreich und freundlich mit ihm umginge. Die Tochter dachte: es könne ihr bey ihm doch nicht schlimmer gehen, als bey ihrem Vater, und sie sey einmal zum Unglück gebohren. So ließ sie sich zum Traualtare führen, wie ein Lamm zur Schlachtbank geführt wird: kaum daß sie vor Weinen und Schluchzen das erzwungene Ja herausbringen konnte. Beym Hochzeitschmause gab es dann genug zu essen und zu trinken, und die Musikanten spielten auf, was sie konnten und wußten: aber in den Herzen der Brautleute und der Gäste war kein rechtes Vergnügen. Das mußte nun wohl eine erbärmliche Ehe und eine schlechte Kinderzucht werden: da Mann und Frau, die doch lebenslang an einem Strange ziehen sollen, einander vom ersten Tage an gram waren. Im Anfange verbiß Marie ihren Groll, und gab sich Mühe den groben Michel durch Freundlichkeit und Leutseligkeit zu gewinnen.

winnen. Aber der war ein Klotz und blieb einer. Er gab ihr kein gutes Wort. Als sie das erste Kind bekam, welches ein Knabe war, so hing die unglückliche Frau ihr ganzes Herz daran und liebte es über die Maaßen: weil sie bey dem Kleinen wieder Liebe fand. Und nun war ihr etwas besser zu Muthe: indem Gott des Menschen Herz einmal so eingerichtet hat, daß es immer etwas zu lieben haben muß, wenn es zufrieden seyn soll. Allein der Mann hielt ihr auch darin das Widerspiel. Er schmähte den ganzen Tag auf das Kind, und stieß es von sich weg, wenn es ihn lieb haben wollte. Er meinte fälschlich, es müßten alle Kinder hart und mit Schlägen erzogen werden, und überlegte nicht, daß man darin einen Unterschied machen muß, nachdem die Gemüther der Kinder sind, und daß bey manchen mit guten Worten und mit Liebe mehr auszurichten ist, als mit Schimpfen und Schlagen. Je härter nun der Vater das Kind hielt, desto mehr verzärtelte und verhätschelte es die Mutter; so daß ein Taugenichts daraus werden mußte. Denn das Verhätscheln macht eigensinnige Köpfe und weichliche Butter-Memmen, die sich nicht zum Bauernstande schicken. Die Eltern stritten sich also ordentlich darum, wer von beyden den Knaben am meisten verderben solle, und weil er sich, wie man denken kann, mehr zur Mutter hielt, die ihm alles zu Liebe that: so behielt sie die Oberhand in diesem Stücke. Sie wollte nun auch lieber kein Kind mehr haben; weil der Vater sich aus dem ersten nichts machte: aber sie bekam drey Jahre darauf noch ein Mädchen, zu ihrem größten Verdrusse. Dieses war ein bildschönes Kind, welches Michels Mutter sehr ähnelte. Weil es nun Marie nicht leiden konnte; so hatte es der Vater desto lieber, und weil Er Herr im Hause war und ein sehr strenges Regiment führte: so mußte dem Töchterchen

chen aller Wille gestattet werden, und es wurde ein eigensinniges, hochmüthiges und eitles Ding. Wegen der Kinder gab es nun alle Tage immer mehr Zank und Streit, daß es ein Leben in dem Hause war, schlimmer als im Zuchthause. Endlich wollte Michel gar einmal bemerkt haben, daß Marie mit ihrem ersten Liebhaber, der noch ledig war, freundlich gethan hatte. Darüber ging der Höllentanz erst los. Er fiel wie ein Straßenräuber über die arme Frau her, schleppte sie bey den Haaren herum, schalt sie eine Hure, und zerschlug sie, daß es zum Erbarmen war. Da hätte sie nun sollen zum Pfarrer ihre Zuflucht nehmen, der die Gemüther hätte besänftigen und den Hausfrieden wieder herstellen können: allein sie beging den Fehler, daß sie gleich zum Advocaten lief und ihren Mann beym geistlichen Gericht verklagte. Dieser nahm auch einen Advocaten an, der verhetzte ihn, daß er die Frau des Ehebruchs beschuldigte, den er ihr doch nicht beweisen konnte. Da gab es nun einen grausamen Proceß, der ein Jahr lang dauerte, und über 100 Thaler an Kosten und Strafgeldern zu stehen kam; und doch war das Ende davon, daß beyde Eheleute einander Abbitte thun und wieder zusammen gehen mußten; welches sie ohne einen Heller Unkosten hätten thun können, wenn sie so klug gewesen wären, bey ihrem Streit den Pfarrer oder sonst einen verständigen und christlichen Mann um Rath zu fragen. Daß nun durch diesen langen und verdrüßlichen Streit die Gemüther nicht liebreicher geworden waren, kann man leicht denken. Doch hatte Michel etwas von seinem unbändigen Jähzorn verlohren. Er legte sich aber nun aufs Saufen, um sich die Grillen zu vertreiben und die Rache zu ersäufen, die er nicht auslassen durfte. Zum Unglück war Marie noch während des Processes mit einem Sohne niedergekommen. Den haßten Vater

und

und Mutter: er, wegen des falschen Verdachts, den er gegen seine Frau hegte; und sie, wegen des vielen Herzeleids, das sie darüber ausstehen mußte, da sie doch ein gutes Gewissen hatte.

Der Junge wurde also wie ein Hund aus einer Ecke in die andere gestoßen und alles, war er anfing, war nicht recht. Davon wurde er heimtückisch, boshaft und rachgierig: weil ihm immer unrecht geschah und niemand ihn lieb hatte. Auch legte er sich aufs heimliche Naschen und Mausen: weil er oft von Vater und Mutter Schläge bekam, wenn er Brod forderte. Die Eltern hätten nun fleißig mit einander davon sprechen und sich bereden sollen, wie sie den Kindern ihre Fehler abgewöhnen könnten: allein dies thaten sie nicht, sondern sie begingen wohl oft gar die Thorheit, daß sie sich in Gegenwart der Kinder zankten, und einander die bittersten Vorwürfe machten. Wenn hernach eins mit diesem oder jenem Kinde allein war, so redten sie einander alles Böse nach gegen die Kinder. Da hielt es denn der älteste Sohn immer mit der Mutter und die Tochter mit dem Vater, und sie zankten und schlugen sich oft unter einander darüber, wer von beyden Recht hätte. In der Hölle kann es nicht schlimmer seyn, als in dieser Haushaltung. Auch starb die Frau in ihren besten Jahren und der Mann gerieth immer weiter in das Saufen, daß er selten nüchtern war, bis er endlich seiner Tochter wegen in Ketten und Banden kam, und im Gefängnisse starb, wie ich nun weiter erzählen will.

20.

Was dabey heraus kommt, wenn Bauersmädchen sich mit vornehmen Herrn gemein machen.

Hochmuth gehet vor dem Fall:
Schande folgt ihm überall.

Michel Wolf hatte, wie schon gesagt, seiner Tochter, welche Liese hieß, allen Willen gelassen, und die Mutter hatte ihr nichts sagen dürfen. Da konnte wohl nichts Gutes daraus werden. Ein schönes Gesicht, große blaue Augen, die sie künstlich zu drehen wußte, schnippi-

schnippische Antworten, schöne Kleider und flinke Füße, wenns ans Tanzen ging — so war Wolfs Liese: aber keine Suppe konnte sie recht kochen, keine Kuh recht ausmelken; des Graskorbes schämte sie sich; über ihr Garn ärgerte sich der Weber krank, so schlecht war's gesponnen, und nach ihrer Mutter Tode sah es in ihrem Hause immer aus, wie im Saustalle. Nur das Jüngferchen war alle Tage aufs schönste geputzt. Wenn nun auf die Kirchweihe oder beym Mayenbier, Flurgang und andern Gelegenheiten die jungen Herrn aus der Stadt kamen, die Bauersleute zu beschmausen: da schmunzelten sie um das schöne Lieschen, und nannten sie nicht anders, als Jungfer Wolfen. Ihr Vater war so thöricht, daß er sich viel darauf wußte, wenn so ein Geck ihm auf die Schulter klopfte und sagte: Ey Herr Wolf, hat er nicht eine brave schöne Tochter! Und er ließ das Mädchen ganze Nächte durch mit den Leichtfüßen herum hüpfen und schäkern. Der Krug geht aber so lange zu Wasser, bis er bricht: so ging's auch dem schönen Lieschen. Es kam ein junger Herr mit breitem Gold auf der Achsel zur Kirchweihe. Der war ein Edelmann und ein solcher unchristlicher Bösewicht dabey, daß er sich eine Freude daraus machte, ein einfältiges Bauermädchen, wie Lieschen war, ins Unglück zu stürzen. Er setzte ihr in den Kopf, er wolle sie zur gnädigen Frau machen, und machte sie zur Hure. Alsdann ritt der schlechte Mensch von dannen, und bekümmerte sich nicht weiter um das arme Mädchen. Sie ging nun manchen lieben Tag den Weg hinan, da er ihr versprochen hatte wieder her zu kommen, und sie zu holen: und des Abends kam sie mit Thränen in ihren blauen Augen wieder heim, wälzte sich schlaflos auf ihrem Lager die Nächte hindurch, und seufzte nach ihm. Aber der vornehme Bösewicht kam nicht wieder, daß er auch nur gefragt hätte, wie es

ihr ginge. Als sie nun merkte, daß sie schwanger war, schämte sie sich entsetzlich, und verbarg den hohen Leib, so gut sie konnte. Sie fürchtete sich, die andern Mädchen im Dorfe möchten sie nun desto grausamer verhöhnen und beschimpfen: weil sie dieselben sonst alle kaum über die Achsel angesehen hatte. Man hat nun zwar in Langholm die löbliche Gewohnheit, daß jedes Mädchen, welches keine Mutter hat, eine andere brave Hausfrau im Dorfe zu ihrer Halbmutter erwählen muß, der sie alles anvertrauet und die sie über alles um Rath fragt: aber Liese Wolfin hatte dieses nicht gethan; weil sie sich einbildete, sie sey selber klug genug, woran ihr Vater Schuld war, daß er gar zu viel aus ihr machte. Jedoch war sie so vorsichtig, daß sie ihrem Vater bekannte, was ihr für ein Unglück widerfahren sey. Weil der aber immer besoffen war, und sein Bischen Verstand vollends versoffen hatte: so achtete er nicht sonderlich darauf, und gab ihr weder Rath noch Trost, wie er als Vater hätte thun sollen. Als nun die Zeit ihrer Niederkunft nahe kam, wartete sie eines Abends auf ihren Vater, bis er aus dem Wirthshause kam. Da fiel sie ihm um den Hals und bat ihn um Gottes willen: er möchte ihr doch rathen und helfen; das Unglück sey einmal geschehen. Er solle sie doch nur zu einer Verwandten auf einem andern Dorfe bringen, daß sie nicht im Dorfe zu Spott und Schanden würde. Aber der Trunkenbold antwortete: was kümmerts mich, da siehe du zu! Und als sie ihn ängstlich fragte: was sie um Gottes willen mit dem Kinde anfangen sollte, wenn sie Gott davon erlöste? fuhr er sie an und sagte: meinethalben magst du es kochen oder backen! Und da legte er sich aufs Ohr und schlief. Da ging die Unglückselige in ihre Kammer, rang und wand die Hände vor Betrübniß, und die Thränen flossen ihr in hellen Tropfen die Bak-

ken

ken herab. „Gott hat mich verlassen! schrie sie schluchzend, mein Vater verstößt mich! Der Treulose kommt nicht! Wo soll ich hin? Wo ist Hülfe? Wo ist Rath? Ach Gott im Himmel erbarm dich über mich!" Bald warf sie sich aufs Bett, bald lief sie ans Fenster und sah an den Himmel, der mit schwarzen Wolken bedeckt war. So ängstete sie sich bis um Mitternacht; und oft kams ihr vor, als sähe sie schon alle Menschen im Dorfe mit Fingern auf sie deuten, und als kniete sie vor dem Altar und thäte Kirchenbuße. Und da war ihr zu Muthe, als ob sie lieber sterben wolle, als solchen Schimpf zu ertragen. Zum Unglück ward sie noch dieselbe Nacht, als sie sich mit so bösen Gedanken quälte, von einer Tochter entbunden, und hatte eine so leichte Geburt, daß sie ziemlich bey Kräften blieb. Nun, da sie das Kind sahe, kam sie gar von Sinnen, aus Furcht vor der Schande: und da fielen ihr die unvernünftigen Reden ihres Vaters, daß sie das Kind seinethalben kochen oder backen möchte, wieder ein. Sie dachte: mein Vater hat's befohlen, der mag's verantworten. Und so rannte sie in voller Wuth zum Backofen, der den Nachmittag zuvor geheißt gewesen war, und warf das arme Würmchen hinein, welches bald erstickte. Das Mutterherz aber erwachte gleich wieder. Sie lief wie rasend ins Dorf, rief die Leute zusammen und schrie: wißt ihrs, mein Kind hab ich gebacken, der Vater hats befohlen. Richtet mich! köpft mich! mein Kind ist gebacken! — So schrie sie die Leute an, die eben aus den Häusern an ihre Arbeit gingen. Da nun schon vorher das Gerede gegangen war: es sey mit Wolfs Lieschen nicht gar zu richtig; so hielt es der Dorf-Richter, der das Geschrey auch hörte, für seine Pflicht, bey Michel Wolfen Haussuchung zu thun. Und da fand sich das erstickte Kind im Backofen. Wolf lag noch und schlief seinen

Rausch

Rausch aus. Als man ihn weckte, erschrack er gewaltig über das Unglück, und wollte von nichts wissen. Der Richter ließ ihn aber gleich fest machen: weil Liese dabey blieb, der Vater habe es ihr befohlen. Nun berichtete er die Sache an die hohe Obrigkeit, und da kam der Befehl, den Vater und die Tochter scharf zu bewachen, bis die Tochter sich von ihrer Niederkunft etwas erholt habe: alsdann aber beyde kreuzweise geschlossen auf einem Wagen nach der Stadt ins Gefängniß zu liefern, welches auch geschah.

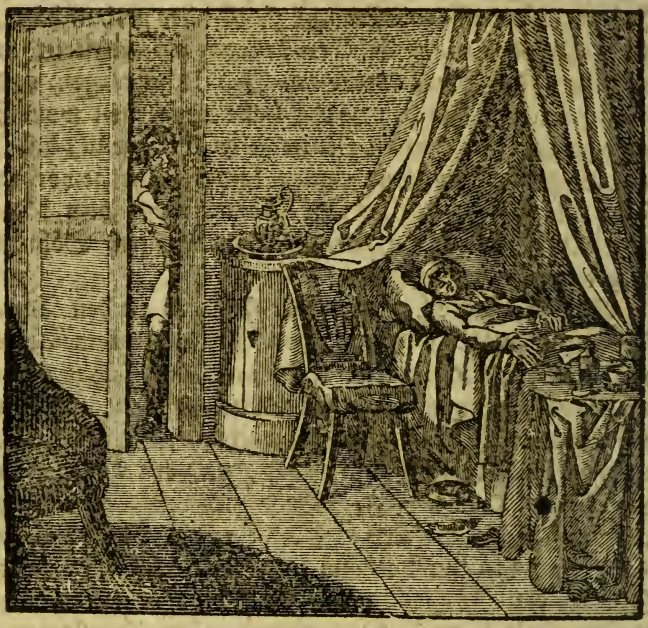
Wie nun Michel Wolf da allein im Dunkeln saß, und keinen Branntwein mehr zu saufen bekam, ging er in sich und erkannte: daß er an dem Unglück seiner Tochter Schuld sey; ob er ihr gleich nicht befohlen habe, daß sie ihr Kind umbringen solle. Sein Gewissen quälte ihn so sehr darüber, daß fast kein Schlaf in seine Augen kam. Immer saß er und betete: „O du gnädiger und barmherziger Gott, vergib mir meine schweren Sünden, die nicht zu zählen sind. Ich habe gesündigt, daß ich nicht die arme Anne zur Frau genommen. Ich habe gesündigt, daß ich meine selige Marie zur Heyrath zwingen helfen. Ich habe gesündigt, daß ich sie so oft geschimpft und geschlagen, da sie's doch nicht verdiente. Ich habe gesündigt, daß ich der Liese immer gegen sie die Stange gehalten und ihr durch die Finger gesehen. Ich habe gesündigt, daß ich dem Mädchen zu viel Staat gekauft und es damit eitel und hochmüthig gemacht. Ich habe gesündigt, daß ich dem gottlosen Officier nicht die Thür gewiesen, und ihm gesagt: Herr! gehe er zu seines Gleichen! Ich habe gesündigt, daß ich mich dem Trunk ergeben und nicht bey Zeiten auf die Liese Acht gehabt, und ihre Klage nicht angehört habe. Ich bin Schuld, daß sie eine Kindermörderin geworden ist und nun auf dem Rabensteine sterben muß! meine liebe Liese! meine Tochter!

Tochter! Ach gnädiger Gott! vergib mir meine schweren Sünden!" So ängstete sich der Mann beständig, daß er endlich krank wurde und starb, ehe der Richter das Urtheil über ihn sprach. Die Tochter wurde auf zeitlebens zum Zuchthause verurtheilt, wo sie noch sitzt, und ihr Unglück beweint. Sie kam hier bald zu der Erkenntniß, daß sie besser und christlicher gethan hätte, ihren aus einfältiger Eitelkeit begangenen Fehltritt zu bekennen, die Strafe dafür mit Geduld zu tragen, und sich zu bessern, als daß sie ihn habe verbergen wollen, und darüber den sanften Muttertrieb unterdrückt habe, und die Mörderin ihrer eignen Leibesfrucht geworden sey. Ein so schreckliches Ende nahm es mit dem Michel Wolf und seiner Tochter, und seinen Söhnen ging es nicht viel besser.

Jedoch, sagte hier der Herr Pfarrer zu den Burschen, die während der ganzen Geschichte kein Auge von ihm verwandt hatten, ehe ich auf die Söhne komme, muß ich euch erst einen Brief vorlesen, welchen der vornehme Officier, der Lieschen verführt hatte, an den Michel Wolf geschrieben, und den dieser kurz vor seinem Tode erhielt. Er zog darauf ein Papier aus der Tasche, welches eine Abschrift von dem Briefe war, und las ihn langsam und mit nachdrücklicher Stimme den Burschen vor. Auch sahe er dabey bald diesem, bald jenem, von denen er wußte, daß sie nicht ganz reines Herzens waren, scharf ins Gesicht.

21.

Angstbrief eines Wollüstlings und Verführers, auf dem Todtenbette geschrieben.



Gott bestraft gewiß den Frechen,
Der die Unschuld verführt:
Ihm gibt selbst sein Verbrechen
Den Lohn, der ihm gebührt.

„Unglücklicher, bedauernswürdiger Vater! du sitzest in Ketten und Banden. Die Blutrichter sprechen dein Urtheil. Dein Leichtsinn und deine Unmäßigkeit sind Ursache, daß deine Tochter eine Kindermörderin geworden ist.

Schon

Schon siehst du in Gedanken den Scharfrichter das Schwerd zucken und ihr Haupt abschlagen, und darüber blutet dir dein Herz im Leibe; dein böses Gewissen zerreißt es, wie mit Löwenklauen. Armer Mann! Doch nein! du bist ein glücklicher Mann! Ich bin elender, als du! Ich bin der Mörder deiner Tochter und ihres Kindes! Ich bin dein Henker, der die letzten Tage deines Lebens vergiftet. Ihr habt aus Unverstand gefehlt: ich aus Muthwillen. Euch straft der menschliche Richter: Gott verzeiht euch! Mich läßt der irdische Richter ungestraft: dafür straft mich Gott. Hier liege ich. Mein Leib ist voller Schwären und Beulen. Meine Stimme lautet wie das Pfeifen einer Schlange. Die Wundärzte schneiden mir ein verfaultes Glied nach dem andern ab. Morgen wollen sie den Nasenknorpel auslösen. Bald werden mich die Würmer auffressen, ehe ich noch in die Erde komme. Den linken Arm kann ich vor Gichtbeulen nicht rühren. Das letzte, was ich mit der rechten Hand verrichte, ist, daß ich dir dieses schreibe. Es tröstet dich vielleicht, zu wissen, daß der Verführer elender ist, als die Verführte, der Betrüger unglücklicher, als die Betrognen. Deine arme Tochter war die letzte von den vielen unschuldigen Seelen, die ich der Wollust aufgeopfert habe. Wenig Tage, nachdem ich, mit Hohngelächter über ihre Einfalt, daß sie glaubte, ich würde wiederkommen und sie nachholen, zum Regiment ging, machte ich mich mit einer Gassenhure gemein, deren erster Verführer ich auch gewesen war. Diese gab mir den verdienten Lohn und steckte mich mit der scheußlichen Wollust-Seuche an. Mein Geblüt hatte ich vorher schon durch mein unzüchtiges Leben verdorben, und alle Kräfte geschwächt. Die Krankheit fraß also plötzlich um sich, und setzte mich in den abscheulichen Zustand, darin ich mich befinde. Alle Kunst

der Aerzte ist nun vergebens. Ich verfaule bey lebendigem Leibe. Der Gestank, der von mir ausgehet, tödtet mich fast selbst. Alle Menschen fliehen vor mir, wie vor der Pest. Und wenn ich so einsam und verlassen da liege, ist mir immer, als hörte ich schon die Unglücklichen, die ich verführt habe, mit denen, die wieder durch sie verführt worden, und den Eltern aller vor dem Richterstuhle Gottes wider mich um Rache schreyen. Mir ist, als sähe ich allenthalben um mich her die verwahrlosten, vaterlosen Kinder dieser Elenden, wegen Diebstahl, Einbruch, Mord und Brand in Ketten und Banden werfen, und ich höre sie alle wider mich, als den Urheber ihres Unglücks, zeugen. Ich kann und mag nicht mehr leben, und fürchte mich zu sterben. Wenn nur die Erde unter mir sich aufthäte und mich verschlänge!" — — — — — —

„Die Feder war mir vor Mattigkeit aus der Hand gefallen. Jetzt erhohle ich mich wieder, und fahre fort, das letzte, vielleicht das einzige gute Werk meines Lebens zu thun. Ja, unglücklicher Vater, und du arme Betrogne, deren unschuldiges junges Blut durch meine Schuld vom Schwerdt des Nachrichters trieft! Ja es ist ein gutes Werk und ist Pflicht, daß ich den elenden Rest von Lebenskraft, den ich noch habe, zu eurem Troste und zur Lehre und Warnung für die unschuldige Jugend anwende. Schickt diesen Brief in euer Dorf, laßt ihn in der Schule und Kirche vorlesen, und macht ihn von Dorf zu Dorf weiter bekannt. Alles was ich leide, die unsäglichen Schmerzen, der unerträgliche Geruch, der kalte Angstschweiß, der Eckel vor mir selbst, der Abscheu anderer, das böse Gewissen und die Höllenangst und Verzweiflung — alles kommt von der Hurerey, dem Ehebruch und andern stummen Sünden, die ich mein Lebenlang verübt habe. Nun muß ich euch sagen: in den Spitälern lie-

gen

gen auch manche Bauernkinder in gleichem Elend und schmachten nach dem Grabe. Als Mägde und Bedienten suchen sie in der Stadt ein besseres Fortkommen, werden von meines Gleichen verführt, fallen dann immer tiefer ins Laster und nehmen ein Ende, wie ich: wenn sie die Noth, in die sie oft gerathen, nicht zu Dieben macht und der Gerechtigkeit in die Hände liefert. So geht es vielen, die sich einbilden, in den großen schönen Häusern sey alles Gold, was glänzt, und die ein faules Bärenhäuter-Leben der gesunden, Gott und Menschen wohlgefälligen Landarbeit vorziehen. Ich möchte mit meinem letzten Athemzuge allen Töchtern und Söhnen des Landes zurufen: bleibt wo ihr seyd! Hütet euch vor meines Gleichen! und fliehet vor jeder Gelegenheit zur unerlaubten Wollust, wie vor der giftigsten Schlange. Ich schreibe dieses zitternd auf dem Todtenbette, mit der letzten Kraft, die mir die Wollust übrig gelassen hat. Gott erbarme sich meiner armen Seele!

Baron von Sausser,
Hauptmann von der Infanterie."

Als der Herr Pfarrer dieses gelesen hatte, sah er, daß alle Bursche, mit niedergeschlagenen Augen, ganz still da standen, und einige sehr blaß aussahen. Er setzte daher kein Wort weiter zu dem Angstbriefe hinzu, und es war eine Weile so still, als ob keine Seele mehr in der Kirche wäre. Endlich stimmte der Cantor, der vom Herrn Pfarrer zuvor davon unterrichtet war, den Gesang an:

Mein Leib soll, Gott, dein Tempel seyn,
Mit allen seinen Gliedern.
Ihn will ich dir zum Dienste weihn,
Zum Dienst auch meinen Brüdern.

Er ist, o Herr, ja dein Geschenk,
Gib, daß ich, dessen eingedenk,
Ihn unbefleckt bewahre!

Gib eine keusche Seele mir,
Daß ich mit meinem Leibe
Nie frevle; daß geheiligt dir
Ein jedes Glied verbleibe;
Daß rein und keusch mein Auge sey,
Und sittsam, daß ich immer frey
Gen Himmel blicken könne!

Von meinen Lippen komme nie,
Was schändlich ist zu hören!
Nie mögen freche Reden sie
Und grober Scherz entehren!
Mein Ohr laß taub dagegen seyn;
Mein Herz, o Gott, erhalte rein
Vom Gift der schnöden Lüste.

Wo einmal Wollust herrscht, da flieht
Der Seelen Ruh' und Stille;
In Herzen, wo ihr Feuer glüht,
Stirbt selbst der gute Wille:
Und immer tiefer, tiefer sinkt,
Wer ihren gift'gen Becher trinkt,
In Elend und Verderben.

Hier knieten der Herr Pfarrer und Cantor nieder, und die Bursche thatens ungeheißen nach, und sangen weiter:

Entferne von mir, treuer Gott!
Der Wollust Zauber-Schlingen,
Die Leib und Seel' in gleiche Noth
Und Schmach und Schande bringen!
Hilf, daß ich auf der Laster Bahn
Den ersten Schritt stets meiden kann,
Und reines Herzens bleibe!

Bald schenke deine Vater-Hand
Ein Weib, voll Lieb und Treue,
Mir, durch ein festes Eheband;
Und Vater! dann erfreue
Der süße Vater-Nam' auch mich,
Aus lieber Kinder Mund', die ich
Zu guten Christen ziehe!

Nun

Nun sprach der Herr Pfarrer weiter nichts mehr, als die Worte: „Guter Gott, Vater der Menschen, erhöre die Bitten dieser Jünglinge, um deiner ewigen Liebe willen! Amen. Gehet hin in Frieden! Der Herr sey mit euch auf euren Wegen! Amen! Amen!" Und sie stiegen auf und gingen sittsam und still nach Hause. Jeder überlegte nun für sich, wie er dem Reitz der unerlaubten Wollust am sichersten entgehen, und bald eine brave Braut vor den Altar führen könne; und etliche thatens noch denselben Herbst. Die Fortsetzung der Geschichte von den beyden Söhnen des unglücklichen Michel Wolfs hätten sie über der Tochter schier vergessen: wenn nicht den Sonntag darauf der Herr Pfarrer ein Examen mit der ganzen Gemeinde über die Kinderzucht gehalten, und bey dieser Gelegenheit sie vollends auserzählt hätte, wie sie hier folget.

22.

Was noch ferner für Unheil aus der schlechten Kinderzucht Michel Wolfs entstanden.

Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmer:
Wie Hänschen sich gewöhnt, bleibt Hans immer.

Die Einwohner zu Langholm waren so christliche gute Leute, daß sie Michel Wolfs Söhne, wegen der Schande, die ihrem Vater und ihrer Schwester widerfahren war, nicht verachteten und verspotteten: weil sie nicht schuld daran waren. Wären sie also durch dieses Unglück zum Nachdenken gekommen, und hätten nun ihre durch die schlechte Zucht angenommenen Fehler und Laster abgelegt: so konnten sie noch brave

Leute werden, und glücklich und vergnügt leben. Denn sie blieben noch ziemlich wohlhabend: obgleich ihr väterliches Erbe in drey Theile ging, und die Gefangenschaft ihres Vaters viel Geld gekostet hatte. Allein man sah an ihrem Exempel, wie sehr sich Eltern versündigen, welche ihre Kinder schlecht erziehen; indem auch diese beyden Brüder, so wie ihre Schwester, ins größte Elend geriethen, blos deswegen: weil ihre Eltern sie nicht in der frühen Jugend zu allem Guten angehalten und vor bösen Gewohnheiten bewahrt hatten. Nun hieß es: was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmer, und wie Hänschen sich gewöhnt, bleibt Hans immer. Bey dem ältesten, der Adam hieß, hatte es die Mutter darin versehen, daß sie ihm zu viel Willen ließ und ihn verzärtelte: der jüngste aber, mit dem Vornamen Paul, war dadurch verdorben, daß er von beyden Eltern gar zu hart gehalten wurde. Beyden hatte es auch geschadet, daß ihr Vater ein gar zu hitziger und grober Mann war. Denn, vernünftige Eltern strafen ihre Kinder niemals im Zorn: sondern sie warten, bis sich die erste Hitze gelegt hat, und überlegen unterdessen, wie sie den Kindern das Unrecht, das sie gethan haben, recht deutlich mit Worten vorstellen können. Alsdann thun sie dieses und sagen zuletzt: sieh, mein lieber Sohn oder Tochter! damit du es merkest und solch Unrecht nicht wieder thuest, muß ich dich strafen. Und da geben sie ihm ein Paar Streiche auf den Hintertheil des Leibes; ja nicht an den Kopf: denn davon werden die Kinder dumm. Auch Marie, welche doch sonst eine gute Seele war, hatte es in diesem Stücke versehen. Die meiste Schuld an dem Verderben der Kinder hatte aber die Aufführung der Eltern selbst, daß sie ihnen nicht mit ihrem Beyspiel im Guten vorgingen. Denn, das hilft mehr, als alles Vermahnen und Strafen.

Auf solche Art war nun Adam, das Mutterſöhnchen, ein fauler Tagedieb und eine Buttermemme geworden. Des Morgens war er nicht aus dem Bette zu bringen. Wenns Regen- oder Nebelwetter war, kroch er hinter den Ofen, zog die Mütze über die Ohren und getraute ſich nicht zur Stube hinaus. Im Wind und Sturm klapperte er vor Furcht und Froſt, wie ein Storch. Der Dreſchflegel war ihm zu ſchwer. Er dachte: was brauchſt du dich denn ſo abzuarbeiten? du haſt ja Geld und Gut genug! Er überlegte aber dabey nicht, daß die Arbeit geſund und fröhlich macht, und daß dem Fleißigen das Eſſen und der Schlaf beſſer ſchmeckt und beſſer bekommt, als dem Faulen. Gleichwohl aß und trank er doch gern was Gutes, und ließ ſich gern vor den Leuten ſehen. Weil er nun nicht nachrechnete, wie viel er jährlich einnahm, und wie hoch ſich ſeine Ausgaben beliefen: ſo wußte er niemals, wie ſeine Sachen ſtanden. Außerdem war nach ſeiner Mutter Tode und ſeitdem ſich der alte Wolf dem Sauſen ergeben hatte, eine große Verwirrung in der Feldwirthſchaft ſowohl, als in der Haushaltung entſtanden, und er war zu nachläſſig, eine beſſere Hausordnung einzuführen. Knechte und Mägde thaten alſo, was ſie wollten. Manches Stückchen Land blieb aus Vergeſſenheit unbeſtellt; manche Kuh verdarb, weil ſie nicht zu rechter Zeit Futter und Streuung bekam; die Frucht vermoderte auf dem Boden, weil ſie nicht oft genug umgeſtochen wurde. Der faule Adam war zufrieden, wenn er nur lange im Bett faullenzen konnte und etwas leckerhaftes für den Schnabel hatte. Das wußten dann die Mägde ſo einzufädeln, daß es daran nicht fehlte; ja eine trug ihm das Frühſtück vors Bett, und ſchmunzelte ſo lange um ihn herum, bis er ſich mit ihr einließ, daß er ſie nehmen mußte. Dies war nun ein erzgottloſes Menſch, die ihn noch beſtahl und alles,

was

was sie im Hause wackelnd machen konnte, den Knechten zusteckte, als sie schon seine Frau war. So ging Adams Wirthschaft überall den Krebsgang, und da erst Kinder kamen, wurde es noch schlimmer: bis er zuletzt ein Stückchen Feld nach dem andern verkaufen mußte, und in große Armuth gerieth.

Paul Wolf war, wie gesagt, seinen beyden Eltern ein Dorn im Auge, und ward darüber durchaus boshaft und feindselig. Denn, die Liebe und Güte der Eltern gegen die Kinder, muß diese eigentlich zur Liebe und Güte gegen ihre Geschwister und gegen andere Menschen anleiten; und harte Eltern erziehen meistens störrige, unfreundliche und feindselige Kinder. Wo Paul einen Schaden anrichten konnte, da that ers. Und weil seine Geschwister oft etwas besser und mehr zu essen bekamen, und bey den Eltern mehr galten, als er: so nahm er heimlich, und wurde neidisch und habsüchtig. Denn, der Fehler, daß manche Eltern einem ihrer Kinder mehr Liebe beweisen, als den andern, verderbt die jungen Gemüther in den Grund hinein. Der Neid, die Habsucht, Näscherey, Heimtücke und Schadenfreude nahmen nun bey dem Paul mit den Jahren zu, und weil er immer doppelte Schläge von Vater und Mutter bekam, wenn er über losen Streichen ertappt wurde: so lernte er auch sich verstellen und wurde ein abgefeimter Bösewicht. Schon als Schulknabe stiftete er lauter Unheil an, beschädigte junge Bäume, neckte das Vieh, warf den Nachbarsleuten die Fenster ein, mauste Obst und Eyer, hetzte die Hunde an die Vorbeygehenden, wies die Reisenden falsche Wege und dergleichen. Und er wußte es meistens so zu machen, daß Unschuldige wegen seiner Bosheit gestraft wurden, und er frey ausging. Wie sein Vater und seine Schwester kreuzweise geschlossen fortgeführt wurden, freute er sich heimlich darüber,

darüber, und wie es mit seinem Bruder den Krebsgang ging, verhetzte er ihn noch zu einem Proceß mit einem Feldnachbar, der ihm viel Geld kostete, und nichts half. Er heyrathete nicht, sondern verführte andern die Weiber, und lachte ins Fäustchen, wenn darüber Zank und Zwietracht unter den Eheleuten herkam. Wo er einem Nachbar eine Furche abpflügen konnte, that ers, und was ihm in andrer Leute Gärten und Häusern eben zur Hand lag, steckte er in seine Tasche, wenn niemand zugegen war. Bey allen diesen Bosheiten versäumte er aber keine Kirche, und wußte so fromme Reden zu führen und so andächtige Gesichter zu machen, daß der Pfarrer des Dorfs ganz von ihm eingenommen war, und es dahin brachte, daß man ihn zum Kirchenvorsteher wählte.

Da begab sichs nun, daß der Kirche ein Capital von 400 Thalern heimbezahlt wurde. Dieses Geld verwahrte man, bis es wieder verliehen werden konnte, in einem eisernen, in der Sacristey befindlichem Kasten, mit zwey Schlössern, wozu er einen Schlüssel, und der Pfarrer den andern hatte. Ha! dachte der scheinheilige Kirchenvorsteher: der todte Gotteskasten ist reich genug! Ob er die 400 Thaler hat, oder nicht! Dir werden sie besser schmecken, und auf dich, als einen wohlhabenden Mann und Vorsteher, wird kein Verdacht fallen. Und damit stieg er in einer dunkeln Nacht durch das Kirchfenster hinein, brach den Kasten auf und trug die 400 Thaler nach Hause. Zum Unglück ließ er aber in der Eile seinen Schlüssel am Kasten stecken, und vergaß ihn über dem Aufbrechen des andern Schlosses. Wie nun der Schulmeister den Sonntag darauf in die Kirche kam und den Kasten offen fand, rief er geschwind den Pfarrer, zeigte ihm was geschehen war und den sehr kenntlichen Schlüssel des Kirchenvorstehers. Er war diesem, so wie

alle

alle Einwohner des Dorfs, wegen seiner Heimtücke herzlich gram, und brachte daher den Pfarrer gleich auf den Argwohn, daß der Vorsteher wohl selbst der Dieb seyn möchte. Dieser stritt anfangs dagegen. Weil aber der Schlüssel ein so verdächtiges Merkmahl war, daß er Verantwortung davon zu haben befürchtete, wenn er nicht darauf achten wolle: so ließ er in aller Stille den Richter rufen, und nahm mit ihm die Abrede, daß er bey dem Kirchenvorsteher, sobald dieser in der Kirche seyn würde, Haussuchung thun solle. Nun ließ er den Kirchenvorsteher in die Kirche kommen, und unterdessen fiel das Dorfgericht in sein Haus, durchsuchte es und fand die 400 Thaler in einem Sakke, im Bettstroh des ehrbaren und frommen Mannes verborgen. Dieser stellte sich in der Kirche gar sehr erschrocken und verwundert über den geschehenen Diebstahl, und noch mehr darüber, daß sein Schlüssel an dem Kasten gefunden worden war, wie der Augenschein bezeugte. Auch fing er schon an, eine ziemlich wahrscheinliche Lüge zu schmieden, wodurch er einen Unschuldigen in Verdacht zu bringen und sich rein zu waschen suchte. Seiner Magd Vater war nämlich dieselbe Nacht, da der Kirchkasten bestohlen worden, bey ihm im Hause geblieben, und den Morgen darauf war er fortgegangen. Er suchte also diesen armen Mann verdächtig zu machen und gab vor: die Magd könne ihm wohl den Schlüssel aus der Tasche genommen, und ihrem Vater zugesteckt haben. Aber während daß er noch so sprach, kam der Schulze und brachte die 400 Thaler, ließ dem Dieb auch sogleich die Hände auf den Rücken binden und ihn mit Wache nach dem Amtsgefängnisse bringen. Er blieb nun zwar beym Läugnen, aber eben die Bosheit, daß er seiner Magd Vater ins Unglück bringen wollte, gereichte ihm zum Verderben. Dieser Mann wurde vors Gericht

richt gefordert und sagte endlich aus: daß er in derselben Nacht nicht habe schlafen können, und daß er den Kirchenvorsteher um 12 Uhr aus dem Hause gehen und gegen 2 Uhr habe wiederkommen hören. Er habe auch dem Knechte, bey dem er gelegen, seine Verwunderung darüber bezeigt, daß sein Herr in der dunkeln Nacht ins Dorf gehe. Dieser habe aber gesagt: es sey nicht das erstemal, und er werde wohl zu einer lüderlichen Frau schleichen, wie er oft zu thun pflege. Der Knecht wurde auch vernommen und bestätigte dieses. Da konnte der Bösewicht nicht länger läugnen: sondern bekannte seine Uebelthat, und wurde etliche Jahr auf den Bau gesetzt. Den ihm zuerkannten Staupbesen kaufte er mit Geld ab, und diese häßliche Geschichte kostete ihn einen ziemlichen Theil seines Vermögens. Seine Miteinwohner zu Langholm, die ihn wegen des Unglücks seiner Schwester blos bedauert hatten, verachteten ihn nun und vermieden seinen Umgang, wegen seiner eigenen Schandthat. Dies war das Ende von der schlechten Kinderzucht Michel Wolfs. Der alte Richmann hatte aber alles dieses Unglück auch mit auf seinem Gewissen: weil er seine Tochter gezwungen hatte, einen Mann zu nehmen, den sie nicht liebte; daher eben die verkehrte Kinderzucht entstand."

Auf solche Art unterrichtete der Pfarrer Weise, wie es der Herr Jesus auch oft gethan hat, seine Zuhörer durch Exempel und Geschichten. Er hatte sie aber allmählich so weit gebracht, daß sie auf seine Fragen, die er dazwischen einstreute, nicht blos mit einem trocknen Ja oder Nein antworteten: sondern sie sagten ihm ihre ganze Meinung von der Sache; und hatte einer einen Zweifel über etwas, so trug er ihn bescheidentlich vor. Da geschah es nun auch diesesmal, daß eine Frau auftrat und sagte: „Es ist aber doch erstaunlich,

lich, Herr Pfarrer, daß der himmlische Vater, der die Menschen so lieb hat, es geschehen läßt, daß manche Leute durch ihre Sünden in solches schweres Unglück gerathen? Es wäre doch besser gewesen, der alte Richmann hätte seinen Willen nicht gehabt, oder Michel Wolfs Kinder wären bald weggestorben." Das scheint euch nur so, meine gute Frau, antwortete der Herr Pfarrer. Ihr wißt ja schon, daß wir Menschen nicht dazu geschaffen sind, daß uns alles nach Wunsche gehe: sondern vielmehr dazu, daß wir unser Leben lang immer besser, das ist, immer verständiger, geschickter, braver, gütiger und liebreicher werden sollen. Dieses kann aber nicht anders geschehen, als wenn wir immer besser lernen und erfahren, wozu die Dinge in der Welt nützen, und immer sorgfältiger thun, was vor Gott und Menschen recht und gut ist. Da hat uns nun Gott Gelegenheit dazu geben müssen, daß wir alles selbst überlegen und uns im Rechtthun selbst üben können. Deswegen hat er uns nicht zu Uhrwerken gemacht, die ohne ihr Wissen und Willen verrichten, was der Uhrmacher verlangt: sondern er hat uns die Freyheit gelassen, auch wider seine Gebote zu handeln; damit wir sehen, was daraus erfolgt, und daß wir so immer klüger werden. Wir sehen aus den Geschichten der Vorfahren, was diesen nützlich oder schädlich gewesen ist, und können an ihrem Exempel vieles Schädliche vermeiden und vieles Nützliche nachahmen lernen. Unsre Kinder und Nachkommen erhalten dann unsre Exempel noch dazu: sie können also noch weiter kommen im Verstande und im Rechtthun. Und so soll es nach Gottes Willen fortgehen, daß die Menschen überhaupt von Zeit zu Zeit immer klüger und besser werden: dagegen das Vieh immer überein bleibt. „Aber, sagte die Frau, da sind doch die Leute übel dran, die der liebe Gott zu solchen

Lehr-

Lehr-Exempeln macht, und sie hernach dafür straft?" Antw. Das thut der gute Vater im Himmel nicht: sondern sie machen sich selbst dazu. Jeder hat ja seinen freyen Willen, recht zu thun, oder unrecht. Jeder ist daher auch, wie man sagt, der Sohn seiner Thaten oder seines Glückes Schmid; und wie mans treibt, so gehts. Aber außerdem werden ja die so gestraften Leute durch die Strafe selbst besser gemacht; wo nicht in diesem, doch im künftigen Leben: und alles Unglück und Elend in der Welt ist eigentlich nur eine väterliche Ruthe, wodurch Gott solche Menschen bessert, bey welchen die Ruthe mehr ausrichtet, als liebreiche Vermahnungen.

23.

Wie eine geschickte, reinliche und ordentliche Hausfrau viel dazu hilft, daß ihre Leute gesund bleiben und ein hohes Alter erreichen.

Iß und trink mit Mäßigkeit!
Wach und schlaf zur rechten Zeit!
Reinlich sey in allen Sachen!
Dies wird recht gesund dich machen.

Es kommt in der Welt gar viel darauf an, wie man eine Sache angreift und damit umgehet. Die beßten Dinge verderben in ungeschickten Händen, und die schlechtesten werden oft von klugen und verständigen Leuten zu großem Nutzen oder Vergnügen angewendet. So ist es auch mit dem Essen und Trinken: dieselben Speisen und Getränke nutzen oder schaden der Gesundheit, und

und schmecken gut oder schlecht; je nachdem sie zubereitet werden, wie folgende Geschichte lehret.

In Frankstätt wohnten zwey Brüder, Andreas und Thomas Jaunemann genannt. Diese hatten sich in ihr väterliches Erbe getheilt, und jeder hatte zwey und eine halbe Hufe Land bekommen. Beyde hatten auch mit ihren Weibern eine Hufe, (30 Morgen oder Acker) erfreyt, so daß sie recht gut leben konnten. Beyde waren fleißige Leute, hielten etwas auf ihr Vieh, zahlten ihre Steuern und Gaben zu rechter Zeit und ihre Wirthschaft ging gut von Statten. Nur waren Andreas und seine Frau und Kinder fast immer schwächlich, und hatten bald dies, bald das an ihrem Leibe, starben auch in ihren beßten Jahren. Dagegen Thomas und seine Kinder immer gesund blieben, und sehr alt wurden, so daß sie zuletzt das ganze Gut zusammen erbten. Und das kam blos daher, daß die Thomsen besser wußte, wie man durch Vorsicht beym Essen und Trinken, und durch Ordnung und Reinlichkeit im Hauswesen die Gesundheit erhält und stärket. Sie richtete nämlich ihre Sachen folgendermaaßen ein.

Fleisch kochte sie niemals an dem Tage, da es frisch geschlachtet war, sondern sie ließ das Rindfleisch und Schweinefleisch im Sommer 2 oder 3 Tage und im Winter 5 bis 6 Tage alt werden; Schöpsenfleisch und Kalbfleisch aber im Sommer 2 und im Winter 4 Tage, und zum Braten noch etliche Tage älter. Dadurch wurde es mürber, und bekam dem Magen besser. Sie ließ es aber im Sommer nicht für die Fliegen und Mücken offen liegen: sondern legte es in frisches Wasser, Essig, Bier, oder saure Milch. Auch wässerte sie alles Fleischwerk vor dem Kochen recht sauber aus. Die Braten klopfte sie mit einem reinlichen Holze tüchtig durch, ehe sie ans Feuer kamen: da brauchte sie weniger Holz und es schmeckte besser, blieb auch nicht

zwischen

zwischen den Zähnen hängen. Fleisch von ungesundem oder krepirtem Vieh, oder schwarz gewordenes Pökelfleisch, auch verdorbenes Geräuchertes durfte nicht in ihre Küche kommen.

Alles Gemüse wusch sie ganz rein ab, und brühte es, daß es weniger ölähen sollte. War der grüne Kohl im Sommer mit Honigthau überzogen: so weichte sie ihn etliche Stunden in Wasser ein; damit sich das schädliche Zeug los wusch. Was vom Ungeziefer zerfressen war, gab sie den Schweinen. Gurken oder Kukummern, welche von Mehlthau weiß und verdorben waren, setzte sie ihren Leuten auch nicht vor. Dürre Erbsen und Bohnen weichte sie den Tag zuvor in kalt Wasser, und goß etlichemal frisches Wasser auf. Desgleichen setzte sie Erbsen, Bohnen, Linsen, Stockfisch und alles zähe Fleisch allezeit mit kaltem, aber grüne Gewächse und junges saftiges Fleisch mit siedendem Wasser an. Dann ließ sie alles gar, aber nicht zu lange kochen, daß es auch Saft und Kraft behielt. Ihr weiß Kraut und Sauerkraut durfte nicht von allzu langem Kochen roth werden. Den Brey machte sie nicht zu steif. Klöse oder Knötel wußte sie fein locker zu machen: weil sie eben die rechte Zeit im Kochen traf; nicht zu lang und nicht zu wenig. Am Salz ließ sie es nirgends fehlen: am wenigsten bey Fleischwerk, beym Einsalzen, und bey Fischen.

Sie sah auch darauf, daß sie oft abwechselte mit den Speisen und nicht einerley vielmal nach einander auf den Tisch brachte; damit ihre Leute desto mehr Lust zum Essen hätten. So wußte sie aus den Kartoffeln wohl zehnerley Gerichte zu machen. Milchspeisen gab sie weniger, als andere Weiber im Dorfe. Dafür schaffte sie von dem aus der Butter gelöstem Gelde desto öfter frisches Fleisch an. Sie kochte aber nicht eben an Sonn- und Festtagen Fleisch, sondern lieber

an

an solchen Tagen, wo es die meiste und schwerste Arbeit gab. Von getrocknetem Obst hielt sie immer auf etliche Jahre Vorrath, und kochte alle Woche ein oder zweymal davon.

Das Brodbacken verstand sie so gut, wie Meister Conrad in Zückerrshofen. Auch schnitt sie das Brod niemals denselben Tag an, da es aus dem Ofen kam, sondern erst den folgenden. Kuchen pflegte sie nur an den hohen Festtagen zu backen, und ließ niemand viel auf einmal davon essen. Ihre Leute machten sich auch nicht viel daraus: weil sie immer gutes Brod und andere gute Speisen hatten. Ob nun gleich andere Weiber im Dorfe sich durch die Geschicklichkeit, leckerhaftes Backwerk zu machen, recht vor einander hervor zu thun suchten: so kehrte sich die Thomsen doch nicht daran. Sie wußte, daß die fettesten Kuchen eben die ungesundesten sind; besonders für Weibsleute und Kinder: und wenn sie nachrechnete, wieviel sie Jahr aus Jahr ein Butter verkaufte, so kam bey ihr noch einmal so viel Gewinn auf eine Kuh, als bey den Kuchenbäkkerinnen. Ihre Kinder ließ sie in den ersten Jahren kein Fett, keine harten Klöse, auch keine dicken Breye essen, und stopfte sie nicht zu voll. Denn sie wußte, daß sie davon dicke Bäuche und Köpfe bekommen; da denn manche unwissende Leute meinen, sie wären behext oder ausgetauscht. Sonst hielt sie auch gute Ordnung in den Mahlzeiten, so daß jedes sein Frühstück, Mittagsessen und Abendbrod immer zu rechter Zeit bekam. Den Kindern gab sie aber lieber oft und wenig, als zuviel auf einmal. Und eben so gute Ordnung hielt sie im Wachen und Schlafen, und in der Arbeit und Ruhe. Morgenstunde hat Gold im Munde, war ihr Sprichwort: aber des Abends konnte auch jedes zu rechter Zeit ins Bett kommen; weil alle Geschäfte ordentlich eingetheilt waren.

Saures

Saures und hefiges Getränke kam bey der Thomsen auch nicht auf den Tisch. Wenn ja etwas verdorben war, gab sie's lieber den Schweinen unters Futter, als daß sie es ihren lieben Mann und ihre Kinder hätte trinken lassen, und ihnen Bauchgrimmen damit machen sollen. Guten Obstessig und etwas Honig hatte sie immer in Vorrath. Wenn es nun viel zu thun gab, daß die Leute über Kräfte arbeiten mußten: so nöthigte sie dieselben, viel Wasser zu trinken, in welches auf das Maaß ein Spitzglas guter Weinessig oder Obstessig mit einem Löffel voll Honig gemischt war. Dieses Getränk gibt eine angenehme Kühlung und erhält die Kräfte. Hatte sie Buttermilch: so gab sie solche ihrem Manne und den Kindern, die am stärksten arbeiten mußten. Sie warnte aber ihre Leute oft, daß sie ja nicht auf die Hitze trinken möchten, weder Wasser noch kaltes Bier. Der einfältigste Knecht, sagte sie oft, verwehrt es ja den Pferden, daß sie nicht saufen, wenn sie erhitzt sind: weil er weiß, daß es ihnen tödtlich seyn kann; da die Pferde doch eine viel stärkere Natur haben, als der Mensch. Und euer Leben muß euch doch noch lieber seyn, als euer Pferd!—

Eben so vermahnte sie die Kinder von Jugend auf, wenn es ihnen sehr heiß wäre und sie stark schwitzten, nicht an einem sehr kühlen oder feuchten Orte auszuruhen. Denn dadurch wird der Schweiß zurückgetrieben und dieses verursacht allerhand Flüsse, und oft die schlimmsten hitzigen Krankheiten. Auch mußten ihre Leute, wenn sie bey der Arbeit die Kleider ausgezogen hatten, solche des Abends auf dem Heimwege wieder ordentlich an haben, um sich nicht zu erkälten. Die Kinder mußten sich in der Woche zwey, drey mal mit kaltem Wasser am ganzen Leibe waschen, Sommers und Winters, und alle Morgen die Hände und das Gesicht, und auch hinter den Ohren, im Nacken und

auf der Brust. Die Köpfe ließ sie ihnen nicht warm halten, und sie durften in der größten Kälte keine Pelzmützen aufsetzen. Dagegen mußten sie, wenn sie vom Regen durchnäßt nach Hause kamen, allezeit andere Hemden und Strümpfe anziehen. Froren sie schon von der Nässe: so mußten sie sich mit laulichtem Wasser waschen, oder die Füße in ein laulichtes Bad setzen; wenn nur diese erkältet waren.

Weil die Reinlichkeit in der Wäsche und Kleidung auch viel zur Gesundheit hilft: so gab die Thomsen ihren Leuten alle Sonntage frische Hemden, Strümpfe und Handtücher, und legte ein frisches Tischtuch auf. Die Bettwäsche wechselte sie alle vier Wochen.

Alles Geschirr in der Küche und im Keller hielt sie eben so rein, als den Leib. Denn sie wußte, daß in einem unreinen Fasse das beßte Getränke verdirbt, und daß dem Menschen nicht aller Unrath wohlbekömmt, wie den Schweinen. Ihre Stube und Kammern wurden gefegt, so oft sie schmutzig waren, und mußten immer ganz trocken seyn und frische Luft haben. Hatte sie im Winter ja etwas darin zu verrichten, wobey es Feuchtigkeiten und Dünste gab, als Futter für das Vieh zurecht zu machen und dergleichen: so mußten alle Pfützen aufgewischt und hernach die Fenster eine Weile aufgemacht, und die Stube mit Wachholderbeeren ausgeräuchert werden; damit sie und ihre Leute nicht die garstige feuchte Luft einzuschlucken brauchten. Sie ruhte auch nicht eher, bis ihr Mann die Ofenblase oder Pfanne, welche sonst in der Stube war, von aussen in der Küche im Ofen anbringen ließ; damit der Dunst, der aus dem Wasser aufsteigt, nicht in die Stube ginge. Denn davon werden die Menschen geschwollen und bekommen Kopfschmerzen und Flüsse. Die Schlafkammer mußte alle Tage, auch im Winter

gelüftet, und die Betten zuweilen an die Sonne gebracht und aufgeklopft werden.

So machte es die Thomsen in allen Stücken, daß sie überlegte, ob eine Sache gesund oder schädlich sey, und sich dann darnach richtete; und auf diese Art that selten jemandem in ihrem Hause nur eine Ader wehe. Klagte aber ja eins von ihren Leuten über Leibschmerzen, Kopfweh, Hitze und Frost oder andere Beschwerden: so fing sie die Cur damit an, daß sie ihm kein Fleisch, keine Fleischsuppen, keine Eyer, und sonst nichts nahrhaftes oder schwer verdauliches zu essen gab. Dann folgte sie den Gesundheits-Vorschriften, welche weiter hinten in diesem Büchlein Nr. 36. zu lesen sind.

Durch diese gute Einrichtung in allen Stücken geschah es nun, daß Thomas Zaunemann und seine Frau und Kinder die große Gabe Gottes, die Gesundheit, immer genossen, dabey munter und vergnügt waren, brav arbeiten und etwas vor sich bringen konnten, und daß sie endlich alle ein schönes Alter erlangten. Und die brave Thomsen hatte alle Tage eine herzliche Freude, wenn sie ihren Mann mit den Kindern und dem Gesinde alle recht frisch und gesund am Tisch sitzen und recht mit Lust essen sahe; und dankte Gott dafür, daß er ihr die Gnade gab, die Speise für Menschen so lieblich zuzurichten, wie er das Gras für das Vieh, und das Gesäme und Gewürme für die Vögelein bereitet.

24.

Wie bey einer ungeschickten, säuischen und unordentlichen Hausfrau immer alles kränkelt und elend ist.

Mädchen, soll ich dich noch freyn?
Mußt nicht dumm, nicht säuisch seyn:
Will dich ja zu meiner Frau,
Nicht zur Kuh und nicht zur Sau.

Wenn Andreas Zaunemann des Morgens an den Acker zog, lag seine Frau mit den Kindern oft noch in den Federn. Nun wurde Kaffee gekocht und dem Manne

Manne ein Topf voll aufs Feld nachgeschickt. Dieses warme Geschlampe machte ihm den Magen so schlapp, daß hernach das harte Mittagsbrod, oder die nur halb gekochten Erbsen, die er auf den Abend bekam, wie Steine darin liegen blieben. Ueber dem langen Schlafen und dem Kaffee-Gesöff vertrödelte die Frau auch oft so viele Zeit, daß ihre Leute, wenn sie vom Felde kamen und hungrig waren, noch lange auf das Bischen Essen warten mußten. Da schluckten sie es hernach so gierig wie die Wölfe hinunter, ohne es ordentlich zu kauen, welches keine guten Säfte in den Leib geben konnte. Denn je langsamer einer kaut, desto besser verdauet er. Dagegen kochte sie ein andermal Fleisch und Gemüse alles zu einem Brey, daß es weder Saft noch Kraft behielt. Raupen, Schnecken, Fliegen und anderes Ungeziefer brachte sie im Gemüse oft mit auf den Tisch, desgleichen auch Haare, alte Lumpen und dergleichen, daß man vor Eckel nicht essen konnte. Auch war es ihr einerley, in der Schüssel, worin sie Windeln ausgewaschen hatte, bald wieder Milchbrey anzurichten. An den Löffeln und Messern konnte man oft noch sehen und schmecken, was den Tag zuvor war gegessen worden. Die kleinen Kinder nahm sie mit an den Tisch, und blieb daran sitzen, wenn sie sich auch verunreinigten, daß der Gestank allen die Lust zum Essen benahm. Sie wollte gern den Ruhm einer guten Wirthin haben, und ließ daher nicht gern etwas umkommen. Nun hatten sie einmal zur Kirchweihe ein Schaf geschlachtet, davon waren die Kaldaunen oder Eingeweide den dritten Tag schon ziemlich faul und stinkend geworden. Sie kochte sie aber doch, und weil ihre Leute nichts anders hatten, schluckten sie den Unrath hinunter und hoben die Zähne dabey, so hoch sie konnten. Was geschah? Ein böses Faulfieber überfiel sie alle nach einander, und zwey Kinder star-

ben daran. Nur dem Knechte thats nichts: der hatte einen Magen, der wie ausgepicht war.

Die Käse mochten noch so sehr verfault, scharf, stinkend oder voller Würmer seyn, so schmierte die Andresen doch die garstige Schmiere davon ihren Kindern aufs Brod. Da sie das Backen auch oft bis auf die letzte Stunde verschob, so fielen die Kinder hernach über das frische Brod her, und schlangen es ganz heiß hinunter, wovon drey auf einmal krank wurden, daß sie den Doctor brauchen mußten. Sie war auch wohl im Stande, Buttermilch und Sauerkraut zusammen auf den Tisch zu bringen, und einer Magd, die eben vom kalten Fieber aufgestanden war, Erbsen, Klöse, oder andere harte Kost vorzusetzen, oder sauern Salat, wenn die Leute den Durchlauf hatten. Der Branntwein sollte dann das schlechte Essen gut machen, und die Flasche ging alle Tage am Tische herum, wenn sie auch fettes Fleisch, Milch, Käse, Sauerkraut, Hering und dergleichen gegessen hatten, womit sich der Branntwein im Magen nicht verträgt. Einen guten Tropfen Bier, oder Nachbier konnte man bey ihr deswegen nicht bekommen: weil sie die Gefäße nicht rein hielt, und die alte Säure im Fasse immer das neue Getränk wieder verdarb. Ans Waschen wurde kaum Sonn- und Festtags gedacht, und die Hemden behielten die Kinder am Leibe, bis sie halb verfault waren, so daß sie von Ungeziefer starrten. Der Fußboden in der Stube war meistens so naß und schmutzig, als der Kuhstall: weil die kleinen Kinder sich nicht ehrbar darin hielten, auch die Hühner, Schweine und der Ziegenbock, den die Kinder hatten, darin herum liefen, und niemand aufwischte, wenn etwas beschüttet wurde. Da patschten sie nun mit bloßen Füßen in der Brühe herum, und steckten doch die Köpfe in dicke Pelzmützen, daß sie darunter dampften. Im Winter stand auch immer

ein

ein Sauerkraut-Faß und ein Paar gährende Bier-Fäßchen in der Stube, und die Leute schluckten den Dunst davon ein. Die Fenster und Thüren wurden auch sorgfältig zugehalten und dabey sehr stark eingeheitzt. Da saßen sie denn meistens ohne Oberkleider, und gingen aus der Hitze hinaus in die Kälte, so daß sich eins ums andere erkältete.

Diese ungesunde und unordentliche Lebensart war nun Ursache, daß Krätze, Grind, Schnupfen, Flüsse und Zahnschmerzen da wie zu Hause waren, und daß alt und jung aussahen, daß einem davor graute. Andres starb auch in seinen beßten Jahren, und die Kinder, deren sie doch sieben gehabt hatten, erreichten alle nicht das 15te Jahr. Es ging ihnen nämlich so damit. Das älteste Mädchen starb im zehnten Jahre an der Schwindsucht. Zwey Kinder starben, wie schon gesagt, am Faulfieber, von stinkenden Kaldaunen. Eins starb an der Ruhr, und eins an den Kinderblattern: weil sie entsetzlich einheitzte in der Stube, wo sie lagen, und ihnen Bier, mit Schafdreck abgekocht, zu trinken gab. Eins erstickte im ersten halben Jahre an einem sogenannten Zuller oder Lappenditz, den es hinunter schluckte. Sie hatte nämlich die üble Gewohnheit, die kleinen Kinder, wenn sie vor Hunger schrieen, oder weil ihnen etwas wehe that, mit einem solchen Dinge schweigen zu machen. Da band sie gekautes Brod und Syrup oder Möhrensaft in einen schmutzigen Lappen, und steckte es dem Kinde in den Mund. Durch die Süßigkeit, welche mit dem Brod versauerte, bekam dann das Kind oft Leibschneiden, und schrie noch ärger. Endlich ließ sie einmal ein Kind eine ganze Stunde lang, mit einem Zuller im Munde, allein in der Wiege liegen, und als sie wieder nach Hause kam, war ihm der garstige Lappen in den Hals gekommen, und es war jämmerlich daran erstickt.

stickt. Dies waren sechs Kinder. Das siebente, ein Knabe, überlebte seinen Vater: sah aber immer aus, wie der Tod. Endlich beging die Frau einmal die Unvorsichtigkeit, daß sie in einem kupfernen Kessel, von dem das Zinn herunter war, und der viel Grünspan angesetzt hatte, Milch abkochte, und darin erkalten und gar versauern ließ, ehe sie dieselbe auf den Tisch brachte. Dadurch hatte sich der giftige Grünspan in die Milch gezogen, und wie sie mit ihrer Magd und dem Knaben davon gegessen hatten, bekamen sie entsetzliches Bauchgrimmen, und Mutter und Kind starben nach einander binnen 8 Tagen, unter entsetzlichen Schmerzen. Dieses wäre ihr nicht widerfahren, wenn sie den Kessel vorher recht rein ausgewaschen hätte.

Nun erbten Thomas Jaunemann und seine Kinder das Gut: aber an Geld und andern Sachen fanden sie gar wenig Vorrath. Denn die Andresen hatte bey ihrem schlechten Essen doch nichts erworben: indem wegen der Unordnung und des beständigen Kränkelns sehr viel zu Grunde gegangen war.

25.

Herrn Flinks Haus- und Gesinde-Ordnung.

Ordnung halt in allen Dingen!
Alles thu' am rechten Ort,
Und zu rechter Zeit hinfort:
So wird dirs gewiß gelingen.

Herr Johann Kaspar Flink war ein reicher Freybauer, von dem alle, die ihn kannten, zu sagen pflegten: er habe den Namen mit der That. Er hatte näm-

lich

lich, bey einer starken Wirthschaft und sechs Kindern, immer weniger Dienstbothen, und wurde doch mit aller Feld- und Hausarbeit eher, als andere, fertig. Darüber wunderten sich die Leute sehr: aber noch mehr darüber, daß seine Knechte und Mägde, bey der vielen Arbeit, doch die lustigsten im Dorfe waren und pfiffen und sangen, wo sie gingen und standen. Auch war das Gesinde bey ihm wie angeschmiedet. Wer einmal da diente, verlangte niemals wieder abzuziehen, außer wenn es eine Heyrath betraf, oder Alters halber. Die ganze Kunst lag aber in Herrn Flinks Haus- und Gesinde-Ordnung, welche folgendermaaßen beschaffen war.

Herr Flink hatte sich von Jugend auf daran gewöhnt, bey allem, was er that, zu überlegen, wie es am beßten einzurichten sey. Als er nun nach seines Vaters Tode das Freygut übernahm, hatte er lange zuvor bedacht, wie er sein Haushaltungswesen anstellen wolle, daß alles gehn müsse, wie an der Schnur gezogen, und daß es darin wenig Verdruß und Mißvergnügen gäbe. Er pflegte zu sagen: „eine Haushaltung muß seyn, wie ein Uhrwerk, wo jedes Rad und Getrieb, ja auch jeder Zahn an den Rädern, auf den Punkt eingreift, und wo alles einmüthig dahin strebt, den Zeiger ordentlich fortzuschieben. Die Wohlfahrt der ganzen Haushaltung ist gleichsam der Zeiger, und alle dazu gehörigen Personen, als Vater, Mutter, Kinder und Gesinde, ja auch das Vieh im Stalle und der wachsame Hund auf dem Hofe, sind so zu sagen, die Räder und das Getriebe. Nur hat Gott bey der Haushaltungs-Uhr die schöne Einrichtung gemacht, daß es Vater, Mutter, Kinder und Gesinde gar wohl empfinden und merken, ob sie ordentlich oder unordentlich geht, und daß sie darüber vergnügt oder mißvergnügt sind; welches bey der Stunden-Uhr nicht so ist.

Sie

Sie genießen nämlich das Gute, was jedes zum Beßten der Haushaltung thut, mit einander, und leiden alle darunter, wenn eins oder das andere seine Schuldigkeit verabsäumt. Jedes muß also recht treulich für alle, und alle für ein jedes sorgen und arbeiten: Herr und Frau fürs Gesinde, und das Gesinde für die Herrschaft; die Eltern für die Kinder, und die Kinder wieder für die Eltern. Wenn dies alle mit Freuden thun: so geht ein solches menschliches Uhrwerk nach Herzenslust; da sieht man lauter fröhliche Gesichter, und da werden alt und jung, durch das beständige Rechtthun und durch das vergnügte Leben immer besser und besser, und Gott muß eine solche Haushaltung segnen!" Dies war Herrn Flinks Meinung vom Haushalten, die er sorgfältig in Ausübung zu bringen bemüht war. Er glaubte aber: der Grund einer rechten Ordnung müsse schon in der Anlage des Wohngebäudes und in der Stellung des Hausgeräthes liegen. Deswegen richtete er sein Haus und seinen Hof so ein, wie oben S. 187 von der zu Scherfenburg durch den Magister Fest eingeführten Bauart gemeldet worden. Dann mußten alle Kasten, Schränke und andere Hausgeräthe, bis auf die Schuhbürste, Kamm und Striegel, jedes an einem solchen Platze stehen, hängen, oder liegen, wo es zunächst bey der Hand war, wenn man es brauchte: und wer etwas gebraucht hatte, mußte es allezeit wieder an den Ort bringen, wo es hin gehörte. Mit dem Geschirr und Acker- und Gartenwerkzeugen hielt ers eben so, und die Kinder gewöhnte er von Jugend auf an diese Ordnung: indem sie ihre Kleider, Bücher und Spielsachen allezeit ordentlich aufheben mußten. Durch diese Einrichtung wurden täglich viele hundert Schritte im Hin- und Hergehen erspart und eine für den Landmann gar kostbare Sache, nämlich Zeit gewonnen. Auch brauchte Niemand etwas zu suchen, oder vergeblich

lich nach etwas zu fragen, worüber oft viel Verdruß entstehet.

Bey den Mahlzeiten für Menschen und Vieh und im Schlafengehen und Aufstehen, hielt er gewisse Stunden, und gemeiniglich geschah alles dieses bey ihm eine halbe Stunde früher, als in andern Häusern: daher es schien, als hätten seine Leute nicht viel zu thun, weil sie immer eher fertig waren.

Bey allen Geschäften hatte er die Regel: **was heute geschehen kann, verschiebe nicht bis morgen, und was du selber verrichten kannst, laß nicht auf andere Hände warten.** Diese Regel befolgte er so, daß wenn z. E. eine Unreinigkeit weg zu fegen war, er nicht erst die Magd vom Melken, oder den Knecht vom Anschirren wegrief, sondern lieber selbst den Besen ergriff. Er pflegte dann zu sagen: **was mir nützt und niemand schadet, kann mich nicht verunehren.**

Mit dem Gesinde hielt es Herr Flink folgendermaaßen. Wenn sich ein Knecht oder eine Magd bey ihm vermiethen wollte, so führte er sie überall herum, und zeigte ihnen, was für eine Ordnung bey ihm eingeführt sey, und erzählte dabey, was jedes alle Tage ungeheißen zu verrichten habe. Darauf fragte er sie: „wenn ihr selbst Haus und Hof hättet, würdet ihr mir eure Dienste wohl auch anbieten?" Wenn sie nun antworteten, sie würden lieber selbst Herr oder Frau seyn, als dienen, so fragte er weiter: **und wessen Wille müßte dann in eurem Hause gelten, euer oder eures Gesindes Wille?** Da sagten sie natürlicher Weise: „unser Wille, als der Herrschaft." Ich muß euch nun sagen, fuhr er fort, daß ich es eben so halte. Wer in meinen Dienst geht, der verspricht mir, meinen Willen zu thun, nicht den seinigen. Mein Wille ist aber, daß in meiner Haushaltung zu allen Zeiten und Stunden accurat das geschehe, was eben

nöthig

nöthig und gut ist. Es kann nun treffen, daß es eben gut wäre, den Kuhstall auszumisten, zu einer Zeit, da die Viehmagd etwas noch nöthigeres zu thun hat. Da muß es der Knecht verrichten, wenn ichs ihm befehle; und er darf mir nicht einreden, es sey seine Sache nicht, und er sey nur für die Pferde angenommen. Ein andermal kann es kommen, daß die Magd ihm wieder ausmisten helfen, oder daß der Knecht den Besen ergreifen und die Stube auskehren muß. Er darf sich auch nicht weigern, im Winter das Spinnrad vor sich zu nehmen, wenn es weiter nichts zu thun giebt. Und so halte ichs durchaus, daß jedes, außer seinen ordentlichen angewiesenen Geschäften, alles thun muß, was eben zu thun vorfällt, und wer solches unbefohlen thut, ist mir desto lieber. Ich denke darin so: Alle Menschen, Herrschaften sowohl, als das Gesinde, sind von Gott dazu erschaffen, daß sie so viel Gutes verrichten sollen, als sie immer zu Stande bringen können. Wem nun Gott keine eigne Haushaltung gegeben hat, der soll dieses in einer fremden thun, wo er sich in Dienst begibt. Wollt ihr nun dieses: so verspreche ich euch dagegen, daß ihr es bey mir auch eben so gut und wohl noch besser haben sollt, als wenn ihr für euch wäret." So sprach Herr Flink mit den Leuten, und sagte ihnen auch sein Gleichniß von der Haushaltungs-Uhr, und seine Wirthschaftsregeln und Sprüchwörter, ehe er ihnen das Handgeld gab. Was nun schlechtes Gesinde war, das verlohr, wegen der accuraten Ordnung, die Lust bey ihm zu dienen, und kam nach dem Besehen nicht wieder. Aber ein braver Knecht und eine brave Magd hielten es für eine Ehre, in einer solchen Haushaltung zu seyn, wo alles so ordentlich und nach der Schnur ging. Solche sagten denn: sie wollten doch versuchen, ob sie es ihm zu Dank machen könnten; und dann machte er ihnen noch

folgen-

folgende Gesinde-Lehren bekannt, wenn sie den Dienst antraten.

Erweise deiner Herrschaft Gehorsam, Ehrerbietung und Liebe, wie ein Kind seinen Eltern erweiset: denn sie sorgt für dich, wie Eltern für ihre Kinder sorgen.

Sey bescheiden und höflich gegen sie: ein gutes Wort kostet nicht mehr, als ein grobes, und erwecket doch Gunst und Liebe.

Mache deiner Herrschaft Freude: so hast du wieder Freude, wenn sie frohlich und aufgeräumt ist.

Gehorche ihr auf den Punkt und verrichte alles so, wie sie es befiehlt: so muß sie mit dir zufrieden seyn, wenn die Sache auch nicht zum Besten geräth.

Thue, was nöthig ist, ohne Befehl: so wirst du mit deiner Pflicht noch Dank verdienen. Verpflichte dich aber nicht zu Diensten, dazu dir das Geschick oder die Kräfte fehlen: damit du nicht mit Schanden bestehest.

Sey ehrlich und treu im Kleinen, wie im Großen! Wer Pfennige stiehlt und Händevoll entwendet, kann auch Thaler stehlen und Scheffel veruntreuen. Die Menge macht nicht den Dieb, sondern das Mein und Dein, und ehrlich währt immer am längsten.

Rede auch die Wahrheit, im Kleinen, wie im Großen. Wer eine Lüge macht, muß noch zehn dazu machen, die erste zu bescheinigen: und wer lügt, ist auf dem Wege zum Stehlen, der an den Galgen führt.

Behüte deine Herrschaft vor Schaden und Verdruß, wo du kannst und weißt! Von dem, was ihr widerfährt, fällt immer auch ein Theil auf dich.

Plaudere nicht aus dem Hause, weder Böses noch Gutes: es nutzt niemals und schadet immer. Eine Magd, die auf Gassen und Straßen das große Wort führt, findet gute Herrschaften gemeiniglich schon versehen, wenn sie sich meldet.

Die Fehler der Herrschaft trage mit Geduld, und thue deine Pflicht darum nicht weniger. Wenn sie ihr Versprechen nicht hält, kannst du wohl eine andere Herrschaft suchen: aber so lange du noch bey ihr bist, darfst du in deinem Dienst nicht lässig werden. Du hast es Gott versprochen, treu und redlich zu dienen.

Die Kinder im Hause ehre und liebe, als deines Herrn Kinder. Thue nichts Unrechtes vor ihren Augen, und stärke sie nicht in ihren Unarten.

Frem-

Fremde, die zu deiner Herrschaft kommen, bediene sorgfältig und freundlich, als ob du es der Herrschaft selbst thätest, und miß deine Freundlichkeit nicht nach dem Trinkgelde ab, das sie dir reichen.

Sey zufrieden mit deinem Lohne, und murre nicht, wenn ein andrer Dienstbothe mehr, als du, bekommt. Denke, daß es dein freyer Wille gewesen ist, und daß dir nicht mehr versprochen worden.

Gegen dein Neben-Gesinde sey freundlich, aber nicht zu gemein. Rede niemals gegen dasselbe Böses von der Herrschaft; und hast du Ursache es zu verklagen, so thue es nicht hinter dem Rücken: sondern bringe deine Beschwerden in seiner Gegenwart an.

Sey gutes Muthes, dies ist halbe Arbeit. Bete fleißig, und denke, daß vor Gott ein treuer Dienstbothe so werth geachtet ist, als ein Herr: dies macht guten Muth.

Von deinem Lohne spare, so viel du kannst, für das Alter.

Iß und trink nicht übermäßig, wenn dir die Herrschaft Schrank und Keller offen läßt. Du möchtest dich sonst ans Fressen und Saufen gewöhnen, und einmal an deinem eignen Tische desto mehr darben müssen.

Hoffahrt und Ueppigkeit steht einem Dienstbothen, wie der Sau ein goldenes Halsband, oder dem Esel ein kostbares Reitzeug.

Auf solche Art machte Herr Flink seinen Leuten vorher bekannt, wie sie sich in allen Stücken aufzuführen hätten. Denn er meinte: was man von den Leuten wolle gethan haben, darüber müsse man sie erst recht verständigen, in der Hausordnung sowohl, als in Landesgesetzen und Rechten. Deshalb rief er auch alle Morgen seine Leute und Kinder zusammen, und gab, nach einem kurzen Gebete aus dem Herzen, jedem auf, was es den Tag über fertig bringen müsse. Hernach wurde ein Vers gesungen, und jedes ging mit Freuden an seine Arbeit. Des Abends hielt ers wieder so, und fragte jedes, wie die Arbeit von Statten gegangen? Dabey ging er, als Hausvater, zuletzt ins Bett und zuerst wieder heraus.

Bey dieser Hausordnung waren nun Herr Flink und seine Frau immer munter und vergnügt, erlebten viele Freude an ihren Kindern, hatten wenig Verdruß mit ihrem Gesinde, und wurden von Zeit zu Zeit wohlhabender. Doch ist zu bemerken, daß der kluge Mann dem Gesinde zwar nicht mehr Lohn gab, als andere, ihn aber auf den Punkt auszahlte; daß er ihm zwar keine Leckerbissen, aber doch genug und nahrhafte Kost vorsetzte; daß er allezeit freundlich gegen dasselbe war, und es lobte, auch zuweilen beschenkte, wenn es seine Sachen recht machte. Was aber den Dienstbothen am meisten bey ihm gefiel, war dieses: daß er ihnen, wenn sie gewisse Jahre lang treu und redlich bey ihm ausgehalten hatten, zu einem eignen Stückchen Brod behülflich war, und sie fast so gut, wie ein Vater seine Kinder, ausstattete. Denn, er war der Meinung: Ein Hausvater gleiche in diesem Stücke einem Könige oder Fürsten, der gute Unterthanen haben wolle. Dieser müsse vor allen Dingen dafür sorgen, daß es ihnen wohlgehe.

26.

Von der Ehre.

Willst du wahrhaft geehret seyn?
Der Titel thut es nicht allein;
Reichthum ist wohl gar hinderlich:
Sey Ehren werth, so ehrt man dich!

Das Vieh ist zufrieden, wenn es gesund ist, zu fressen hat, der Ruhe pflegen, und, wenn die Zeit dazu kommt, sein Geschlecht fortpflanzen kann. Aber für uns nach dem Bilde Gottes geschaffene Menschen, mit einer unsterblichen Seele, ist eine solche Vieh-Zufriedenheit nicht genug. Wir müssen mehr haben. Auch der geringste Taglöhner verlangt mit Recht zu seiner Zufriedenheit,

heit, daß ihn niemand verachte und verspotte, daß sein Dienstherr ihm freundlich begegne, und seine Miteinwohner ihn für einen braven Mann halten; wenn er gleich arm ist. Wer sich auch daraus nichts macht, was andere ehrliche Leute von ihm halten, dem ist nicht über den Weg zu trauen, und man hat die Thüren und Schlösser wohl vor ihm zu verwahren. Dagegen gibt es aber auch Exempel, daß Leute, welche gar zu hoch geehrt seyn wollen, darüber zu Narren werden, oder in Schande und Unglück gerathen, wie es der Liese Wolf erging. Was aber rechte Ehre sey, und wie man dazu gelange, ist klärlich aus folgender Geschichte zu ersehen.

Es waren drey Bauers-Söhne fast von gleichem Alter, welche mit einander in die Schule gingen. Die Eltern von allen dreyen waren wohlhabende und brave Leute. Sie hatten aber immer einen kleinen Neid auf einander. Weil nun Kinder leicht die Fehler ihrer Eltern annehmen: so sahen auch diese drey Bursche von Jugend auf einander mit neidischen Augen an, und wie sie heran wuchsen, suchte jeder angesehener und geehrter im Dorfe zu werden, als die andern beyden. Sie suchten aber nicht auf einerley Weise dazu zu gelangen, und am Ende zeigte es sich, wer die Kunst, sich wahre Ehre und Hochachtung zu verschaffen, am beßten verstand.

Der eine, Peter Koch genannt, war hübsch von Gesicht und wohl gewachsen. So lange er unverheyrathet war, hatte er immer die schönsten Kleider, trug Stiefeln, und des Sonntags ein spanisch Rohr mit Silber beschlagen, auch goldne Trotteln am Hut. Die Mädchen wußten sich viel, wenn er mit ihnen vortanzte, und er dachte Wunder! wie geehrt er wäre, wenn die Leute auf seine Kleider sahen. Wie er hernach seine eigne Wirthschaft hatte, ließ er sein Haus weissen, und die Thüren und Fenster recht bunt mahlen, daß es vor andern ins Auge fiel. Seine Frau und Kinder kleidete er immer

mer mehr nach Bürger-Manier, als andere thaten, und er ruhete nicht eher, bis ers dahin brachte, daß er zum Kirchenvorsteher gewählt wurde. Da ließ er sich nun Herr Kirchenvorsteher, und seine Frau Frau Kirchenvorsteherin nennen, und dachte, er wäre weit über seine beyden Schulkameraden hinweg, die er kaum über die Achsel ansah. Aber was geschah! Der Herr Kirchenvorsteher hatte nicht gut Schreiben und Rechnen gelernt. Als nun das Jahr um war, und er die Rechnung ablegen sollte, da hatte er so grobe Fehler und so buntkrauses Zeug durch einander gemacht, daß ihm die Stelle wieder abgenommen werden mußte: ob er gleich sonst ein ehrlicher Mann war. Weil er aber auf den Titel dick gethan hatte: so lachten ihn nun die Leute aus, und nannten sein bemahltes Haus spottweise: die bunte Kirchrechnung. Er sah also wohl ein, daß es mit seiner Ehre nichts war, und daß er nicht die rechte Ehrbegierde, sondern eine kindische Eitelkeit gehabt hatte. Er ließ es damit gut seyn, und mit der Zeit vergaßen die Leute seinen Fehler, und ehrten ihn mehr, als da er darauf ausging, sich ehren zu lassen.

Der andere von den dreyen, Johann Balzer, dachte: Geld macht den Mann, und fing von seiner Jugend an, zu sparen, und das Seinige zusammen zu halten; dazu nahm er das reichste Mädchen im Dorfe zur Frau, und erbte, als einziger Sohn, seines Vaters ganzes Gut. Da waren freylich aller Augen auf ihn gerichtet, und weil ihm die meisten Leute schuldig waren, und die Armen bey ihm ein Taglohn verdienen konnten: so nahm jeder die Mütze vor ihm ab, und nannte ihn Herr Balzer. Er dünkte sich dann ein großer Mann zu seyn, wenn er mit einer gnädigen Miene kaum an seine Mütze griff, und die andern sie tief herunter nahmen. Aber heimlich wurde er von allen beneidet, und weil er sich und andern nichts von seinem

Geld

Geld zu Gute that: so schrie man ihn für einen Geitzhals aus. Es geschah nun, daß dieser Mann das Unglück hatte, daß er in einem Brande, der eben nach der Erndte auskam, sein Haus, Scheuer und Stallung, mit allem was darin war, einbüßte. Er konnte nicht einmal seinen Geldkasten retten: sondern der verbrannte mit, und beym Aufräumen brachte ein diebischer Taglöhner das geschmolzene Silber, das er fand, auf die Seite. Balzer hatte nun nichts mehr, als seine Grundstücke und seine ausstehenden Schulden. Diese trieb er daher aufs strengste ein, auch von den Leuten, die mit abgebrannt waren; wegen dieses Verlustes wurde er auch noch geitziger, drückte die Arbeitsleute, gab keinem Armen eine christliche Wohlthat, beschnitt seinem Gesinde den Lohn; so daß er in wenig Jahren wieder in den Stand kam, in dem er vor dem Brande gewesen war und immer reicher wurde. Aber durch seinen Geitz und seine Hartherzigkeit gegen Dürftige, kam er in so schlimmen Ruf, daß er zuletzt, da sein Vermögen aufs höchste gestiegen war, erst einsahe: daß man reiche Leute nur alsdann ehrt, wenn sie von ihrem Reichthume andern etwas zu Gute kommen lassen, und daß er nicht wahrhaft ehrbegierig, sondern nur hochmüthig gewesen war.

Hans Wohlmann, der dritte von diesen Schul-Gesellen, die mit einander um die Ehre stritten, hatte den Spruch: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit; so wird euch das andere alles zufallen, zu seinem Leibspruch gemacht, und legte ihn so aus: das Reich Gottes bestehe darin, daß Gott in der Welt alles recht verständig und klug einrichte, und daß er allen seinen Geschöpfen Gutes thue und sie glücklich mache. Wer nun seine Sachen auch mit Verstand und Ueberlegung einrichte, und allen Leuten, mit denen er zu thun habe, auch selbst

dem Vieh, lauter Gutes erweise: der regiere gleichsam mit Gott in seinem Reiche, dem könne es nicht fehlen, die Ehre müsse ihm von selbst zufallen, so wie das Vermögen; so viel ihm nämlich nach Gottes weisem Rathe und Willen nützlich sey. So dachte Hans Wohlmann, und that auch darnach. In seiner Feld- und Hauswirthschaft machte er nicht alles nach der alten Leyer: sondern wo er einen nützlichen Vorschlag hörte oder in einem Buche las, da versuchte er ihn erst im Kleinen, und wenn er gut einschlug, im Großen. Er forschte über alles fleißig nach, und bat jeden, der eine Sache besser wußte, als er, um Rath und Lehre. Dadurch wurde er mit der Zeit so verständig, daß sich alle Leute im Dorfe an ihn wandten, wenn sie in einer Sache beym Ackerbau und der Viehzucht, desgleichen im Ehestande oder der Kinderzucht, nicht recht Bescheid wußten. Hans Wohlmann wußte meistentheils zu rathen, und wenn er ja von einer Sache keinen Bescheid geben konnte: so sagte ers aufrichtig, um durch schlechten Rath keinen Schaden zu thun. Seine Liebe und Güte gegen andre Menschen war herzlich, und zeigte sich mehr in Thaten, als in Worten. Er hatte ein alte kranke Mutter, die trug er so zu sagen auf den Händen, und wartete und pflegte ihrer, wie sie seiner in der Kindheit gepflegt hatte. Konnte er einem seiner Nachbarn etwas zu Gefallen thun, so that ers, oft ehe er darum gebeten wurde. Gegen sein Gesinde war er so freundlich und liebreich, daß es alle Sachen mit Freuden von selbst recht machte, und daß er selten etwas zu befehlen brauchte. War eine gemeine Arbeit zum Besten des Dorfs zu thun, so war Hans Wohlmann meistens der erste auf dem Platze, und ermunterte andere durch sein Beyspiel zum Fleiße. Geschah ein Nothfall, und man fragte, wer geholfen habe? so hieß es: Ey! wer wirds denn seyn, als der liebe Hans.

Diesen

Diesen Namen hatten ihm die Kinder gegeben: denn er war gegen sie so freundlich, wie gegen ihre Eltern, und reich oder arm war ihm einerley. Er grüßte den Schweinhirten so höflich und so freundlich, wie den Vornehmsten.

Seine Frau hatte bey ihm ihren Himmel auf Erden, und sie that ihm wieder alles zu Liebe, was sie ihm an den Augen absehen konnte. Seine Kinder brauchte er nicht viel zu vermahnen, daß sie gut und brav seyn sollten; sie thatens von selbst: weil sie sahen, daß ihr Vater und Mutter immer deswegen fröhlich und vergnügt waren, und von allen Menschen geliebt und geehrt wurden, weil sie so gut und brav waren. Wirklich dauerte es nicht lange, so war Hans Wohlmann der geehrteste und beliebteste Mann im Dorfe. Er wurde zum Kirchenvorsteher gemacht, als Peter Koch diese Stelle verlohr, und blieb es sein Lebenlang. Es fiel einmal ein Kind in einen Teich: da sprang Hans Wohlmann nach, und holte es mit Lebensgefahr heraus. Darüber bekam er ein Geschenk vom gnädigen Fürsten, und weil dieser Herr bey der Gelegenheit erfuhr, wie Wohlmann sonst so verständig und gut sey: so ließ er ihn selbst vor sich kommen, reichte ihm die Hand und sprach: „ich wünsche mir recht viel solche Unterthanen zu haben, wie Ihr seyd, mein lieber Hans! „Gott gebe euch Gesundheit und langes Leben!" Ja der Fürst ehrte ihn so hoch, daß er einmal, als er mit seinem Gefolge durchs Dorf ritt, bey Wohlmanns Hause still hielt, und sich seine Wirthschafts-Einrichtung zeigen ließ, welche auch wahrhaft ein Meisterstück von Wirthschaft zu nennen war. Da machten denn seine Miteinwohner große Augen: aber sie beneideten ihn nicht; weil sie ihn alle lieb hatten. Nur ehrten sie den lieben Hans noch mehr, als zuvor, und sie thatens nicht anders, er mußte bey Ehrentagen und Gastmah-

len allezeit oben an sitzen, neben dem Herrn Pfarrer. In solchen Ehren blieb Hans Wohlmann bis an sein Ende: woraus man sieht, daß er das rechte Mittel gefunden hatte, Ehre zu erlangen, welches war, daß er sie verdiente. Man kann nun leicht denken, daß dieser Mann, weil er seine Sachen immer aufs beßte einzurichten suchte, auch in seinem Vermögen zunahm, so lange er lebte, und daß er seine Kinder in guten Umständen hinterließ; ob er gleich niemals ängstlich gesorgt hatte: was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden? Sein Leibspruch traf auch in diesem Stücke ein. Bey seiner Redlichkeit, seinem Verstande und seinem Fleiße fiel ihm das Vermögen eben so zu, wie die Ehre.

27.

Von der Gemüthsruhe und dem Gewissen.

Sey im Denken und im Sprechen
Weise, treu und brav im Thun!
So mag Erd und Himmel brechen,
Du kannst sicher ruhn.

Die in der vorigen Nummer befindliche Beschreibung von Hans Wohlmann ist eigentlich ein Stück aus der Leichenpredigt, die ihm der Pfarrer des Orts hielt, als er begraben wurde. Er hatte keinen besondern Text dazu genommen: sondern er erklärte darin die vornehmsten Leibsprüche des Seligen, die er oft im Munde geführt hatte. „Meine Freunde, sagte er nun gegen das Ende der Predigt, noch einen Leibspruch unsers selig verstorbenen Bruders kann ich nicht übergehen. Kaum etliche Stunden vor seinem Tode besuchte ich ihn. Trost brauchte er nicht: denn sein Gemüth war

ruhig

uhig, und er freute sich recht darauf, bald in eine neue Welt zu kommen, wo er wieder Gutes schaffen und wohlthun könne; da die Schwäche des Alters ihn hier auf Erden daran verhindere. Ich sprach also von seiner Krankheit, und bedauerte, daß ihm das lange Liegen wohl sehr beschwerlich seyn müsse. Nein, sagte er, das Gefühl von der Beschwerde nimmt allmählich ab, so wie die Kräfte abnehmen, und, setzte er freudig hinzu: ein gut Gewissen ist ja ein sanftes Kissen. Ueber diesen schönen Spruch muß ich euch noch einen kurzen Unterricht geben. Manche gute Christen denken oft darum, und beten darum, daß Gott ihr Gewissen rein erhalten möge, und ängstigen sich auch zuweilen über dies und jenes, ob es nicht wider ihr Gewissen sey: z. E. vor dem heiligen Abendmahl, oder vor einem Eidschwur etwas zu essen, an hohen Festtagen ein Noth-Geschäft zu verrichten, und dergl. Auch martern sich einige mit sogenannten Gewissens-Scrupeln; indem sie zweifeln, ob ihnen Gott gewisse Sünden, die sie begangen haben, verzeihen und ihnen wieder gnädig seyn könne. Man hat grausame Exempel, daß solche gute, aber einfältige Leute, wegen dergleichen Gewissens-Scrupeln, ganz von Sinnen gekommen, oder ihr Leben lang zu keiner rechten Gemüthsruhe gelangt sind. Hernach gibt es auch Mückensäuger und Kameel-Verschlucker, die sich ein weites oder enges Gewissen machen, je nachdem sie es benöthigt sind. Diese denken, wenn sie in einer und der andern Pflicht recht genau und accurat wären, als im Kirchengehen, im Beten des Morgen- und Abendsegens, in der Enthaltung vom Fluchen und Schwören, im Fasten, und dergleichen: so wäre ihr Gewissen verwahret, und könnten sie dabey lügen, betrügen, stehlen und andere Gottlosigkeiten ohne Furcht verüben. Andere machen einen Unterschied zwischen großen und kleinen Sünden, und bilden sich ein, Gott

richte

richte die Menschen nach Maaß und Gewicht: da er im Gegentheil blos auf die innern Gedanken siehet, und wer eine Garbe Getreide, eine Tracht Gras oder Holz stiehlt, wer die hohe Obrigkeit um einen Groschen Zoll oder Accise betrügt, so gut ein Dieb vor ihm ist, als wären es Tonnen Goldes. Alle diese sind nun sehr falsch berichtet vom Gewissen. Das Gewissen ist nämlich nichts anders, als die Meinung, die wir selbst von unserm eignen Thun und Lassen haben, ob es recht oder unrecht, und Gott wohlgefällig, oder mißfällig sey. Dabey ist uns wohl zu Muthe, wenn wir recht gethan haben, und es drückt uns im Herzen, wenn wir unrecht gethan haben. Und das heißt man ein gutes oder böses Gewissen. Gott hat diese Einrichtung im menschlichen Herzen mit großer Weisheit so gemacht: damit jeder desto mehr auf seiner Huth seyn soll vor bösen Thaten. Es ist aber ganz und gar nicht nöthig, für das Gewissen, als wäre es eine besondere Sache in uns ängstlich zu sorgen: sondern es kommt allein darauf an daß wir in allen Dingen, im Kleinen wie im Großen recht thun, unser Leben lang. Auf solche Art behalt wir immer von selbst ein gutes Gewissen, ohne daß wir daran zu denken und uns damit zu ängstigen brauchen. So machte es unser seliger Mitbruder Wohlmann; und daher hatte er die schöne Gemüthsruhe die ihm recht aus den Augen lachte. Daher traf auch das Sprüchwort: ein gut Gewissen ist ein sanftes Kissen, bey ihm auf das Haar ein. Er lag auf diesem Kissen sein Leben lang so ruhig, wie ein frommes Kind an seiner Mutter Brust: und endlich, da er alt und lebenssatt war, entschlummerte er auf demselben ruhig in den Todesschlaf, und sah sterbend noch aus als ob er ein Kind anlächelte."

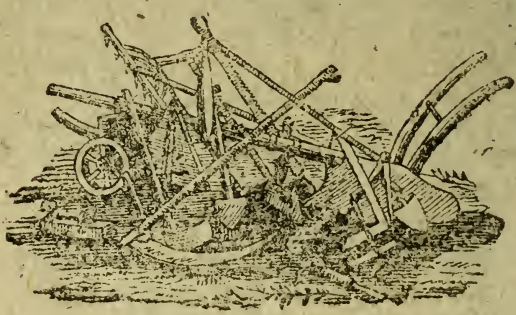
Des
Noth- und Hülfsbüchleins
zweyter Theil.

Wie Bauersleute mit Ehren reich werden können.

Reichthum ist nicht zu verachten,
Gott erlaubt, darnach zu trachten,
Wie nach anderm Erdengut:
Geld erleichtert unsre Pflichten,
Hilft manch gutes Werk verrichten,
Stärkt des braven Mannes Muth.

Zum reich seyn gehören eben keine große Herrschaften und Güter, oder ganze Kasten und Säcke voller Geld: sondern

sondern der ist reich zu nennen, der immer etwas mehr hat, als er braucht, je mehr, je besser. Ein Landmann, der vom Ertrage seines Gutes, wenns auch klein ist, jährlich einen Noth- und Ehrenpfennig zurücklegen kann, ist daher reicher, als ein Fürst, der Schulden machen muß, um seine Hofhaltung zu bestreiten. Wen nun Gott nicht durch Erbschaften oder andere Glücksfälle reich gemacht hat, der kann es doch werden, wenn er durch verständigen Fleiß allmählich immer mehr erwirbt, und das Erworbene durch Sparsamkeit erhält. Und er kann mit Ehren reich werden, wenn er dabey immer redlich handelt und zwar sparsam, aber nicht geizig ist. Wie ein Bauersmann dieses bewerkstelligen könne, ist in den hier folgenden Nachrichten an dem Exempe Wilhelm Denkers deutlich zu ersehen.



28.

Was Wilhelm Denker für ein Mittel erwählt, zu einem kleinen Gute zu gelangen.

Schick einen Esel übern Rhein —
Es kommt ein Langohr wieder heim:
Der Kluge nur noch klüger wird,
Wenn er die weite Welt durchirrt.

Wilhelm Denker zu Dalbergen hatte sechs Brüder, und merkte wohl, als er heran wuchs, daß von seines Vaters Vermögen ein so kleines Stück an ihn kommen würde, daß er nicht davon leben könne. Gleichwohl hatte

hatte er große Lust, einmal ein wohlhabender Mann zu werden. Dieser Denker war aber ein gar besonderer Kopf. Wo er ging und stand, hatte er die Augen und Ohren allenthalben, und wollte von allem, was er sah und hörte, den rechten Bescheid wissen. Da war fast kein Baum im Walde, kein Gräschen auf der Wiese, dem er nicht nachforschte, nach seinem Namen, wozu es diene, und was es sonst für Eigenschaften habe. Er meinte: das sey eben der rechte Unterschied zwischen einem Menschen und einem Ochsen in der Welt, daß der Ochse blos fresse und saufe, der Mensch aber alles, was ihm vorkomme, zu verstehen und das Wie? und Warum? davon zu begreifen suche. Dabey hatte er sich gewisse Sprüche angewöhnt, die er bey allen Gelegenheiten anbrachte, z. E. Nichts geschiehet ohne Ursache. Wie die Ursache, so die Wirkung. In die Wirkung kann nichts kommen, das nicht in der Ursache liegt. Was links liegt, kann nicht rechts liegen, und was schwarz ist, kann nicht weiß seyn. Gott weiß wohl, was er macht, und warum und wie. Was albern ist, können wohl Menschen thun, aber Gott nicht. Solcher Regeln hatte er noch viele, und sie kamen ihm meistens zur rechten Zeit ins Gedächtniß. Wenn z. E. des Nachts im Hause ein Gepolter entstand und seine Brüder sich vor Gespenstern fürchteten, so sagte er: seyd keine Narren! das Gepolter ist eine Wirkung; es muß eine Ursache haben, die poltern kann. Wenn die Gespenster Geister sind: so haben sie ja weder Hände noch Füße, noch sonst etwas festes, womit sie poltern könnten: Laßt uns nachsuchen, was gepoltert hat. Und da fand sich denn gemeiniglich, daß etwas herunter gefallen, oder eine Katze den Mäusen nachgesprungen war, und dergleichen. Nun fürchteten sie sich nicht mehr, wenn sie die Ursache von der Wirkung wußten.

wußten. So pflegte Denker von Jugend auf bey allen Dingen auf das Wie? Wenn? Wo? Warum? Wozu? und Wodurch? Acht zu geben, und so überlegte er auch, wie und wodurch er wohl bey seinem kleinen Erbtheil reich werden könne?

Zuerst dachte er daran: ob er nicht seine paar Aeckerchen verkaufen, und das Geld in die Lotterie setzen solle, um das große Loos zu gewinnen. Es hatte wirklich ein Mann in seinem Dorfe etliche Jahre zuvor 500 Thaler gewonnen: aber derselbe Mann war durch dieses Geld liederlich geworden, und hatte seine Habe und Gut darzu verthan, daß es hieß: wie gewonnen, so zerronnen. Zwey andere seiner Nachbarn hatten nur Groschenweise ins Lotto gesetzt, und waren bey dem beständigen Hoffen und Harren auf Ternen und Quaternen fast zu Narren worden, hatten ihre Arbeit vernachläßigt, und kamen täglich in größern Verfall. Denker las auch einmal in den Zeitungen, daß es mit dem Lotto lauter Betrug und Schelmerey sey, und wenn einmal einer ein paar Zahlen treffe, so bekäme er nicht den zehnten Theil so viel ausgezahlt, als er eigentlich bekommen sollte. Er las auch Geschichten, daß Leute über dem Lottospiel von Sinnen gekommen, und andere in solche Noth gerathen wären, daß sie von Haus und Hof gelaufen, und zu Schelmen, Dieben und Mördern geworden wären. Er sah also nicht ein, warum und wozu er sein Geld in diesen Unglücks- und Laster-Topf werfen sollte?

Seine beyden ältesten Brüder hatten sich einmal einfallen lassen, einen Schatz heben zu wollen. Ein fremder Jäger gesellte sich im Wirthshause zu ihnen, und machte ihnen weiß: hinter ihrem Garten stände ein Schatz von vielen tausend Thalern, den er heben könne. Nur müsse er dem Geiste, der darüber gesetzt sey, vorher 7 Ducaten, 7 Thaler, 7 Groschen, 7

Pfenn-

Pfennige, nebst einem schwarzen Hahn und 7 Eyern opfern, und er sey für jetzt nicht im Stande, so viel zusammen zu bringen. Die Bursche ließen sich beschwatzen, verkauften, was sie hatten, und brachten das Geld auf den bestimmten Platz. Hier machte der Jäger allerhand Zirkel und Kreuze auf die Erde und in die Luft, gebehrdete sich dabey wie ein Narr, und ließ endlich die beyden Brüder ein Loch graben. Da kamen sie wirklich auf einen schweren Kasten, den sie nicht bewegen konnten. Nun sagte er: das Opfer müsse erst geschehen, ehe der Geist den Kasten fahren ließ. Er legte also das Geld mit dem Hahn und den Eyern darauf, knieete nieder und fing an, allerhand unverständliche Worte zu murmeln. Die beyden Brüder hieß er ein wenig bey Seite gehen: weil ihnen sonst der Geist allenfalls die Hälse umdrehen könnte, wenn sie kein reines Gewissen hätten. Diese entfernten sich also aus Furcht noch weiter, als es nöthig gewesen wäre, und unterdessen entwischte der Geisterbanner. Als sie nun meinten, der Geist müsse wohl heraus seyn, schlichen sie furchtsam wieder hinzu und fanden zwar den Kasten mit dem Schatze noch an seinem Orte: aber von dem Opfer hatte der Jäger nichts da gelassen, als den Hahn und die Eyer. Der Kasten war voller Kieselsteine. Diese Geschichte hatte sich Wilhelm Denker gemerkt, und es fiel ihm nicht ein, durch Schatzgraben reich werden zu wollen. Vielmehr dachte er: der rechte Schatz, den ein Bauersmann heben könne und solle, sey in seinem Acker verborgen; das Opfer, das er darauf legen müsse, sey Mist, und die Kunst ihn zu heben, bestehe in fleißiger und geschickter Bearbeitung des Ackers. Er wünschte sich also zum reich werden nichts weiter, als hinreichendes Land und gute Gesundheit. Da aber von seines Vaters Gütchen gar wenig auf seinen Theil kam: so mußte er auf Mittel

tel denken, so viel Geld zu erwerben, daß er mehr dazu kaufen könne. Er besuchte nun die Bedienten des Edelmanns zuweilen, und sah, daß diese, außer ihrem guten Lohne, auch viele Trinkgelder bekamen, und ein hübsches Stück Geld aus den abgelegten Livreen machen konnten. Dieses machte ihm Lust, in Herrendienste zu gehen. Er sah freylich auch, daß diese Burschе alles bald wieder durchbrachten, und daß hernach mancher, wenn er eines Versehens wegen fortgejagt wurde, vor den Thüren betteln mußte. Aber er dachte: so einfältig bin ich nicht. Ich will Bedienter werden. Weil aber Herrendienst nicht erbt: so will ich alle Heller und Pfennige zusammen sparen, bis ich so viel habe, daß ich mir ein Stück Land kaufen, ein liebes Weib nehmen, und als ein ehrlicher Bauersmann leben und sterben kann. Er dachte auch: es könne ihm nicht schaden, sich etwas in der Fremde umzusehen, und Acht zu haben, wie die Bauersleute an andern Orten und in andern Gegenden ihren Feldbau und ihre Hauswirthschaft einrichteten. Denn, hinter dem Berge wohnten auch Leute, und in seinem Dorfe wäre wohl nicht alle Klugheit beysammen: sondern man könne wohl, da die eine Sache besser verstehen, und an andern Orten eine andere. Ein gescheidter Kopf müsse aber aus allem das Beßte heraus nehmen. So dachte Wilhelm Denker.

Es glückte ihm nun auch außerordentlich mit seinem Dienste. Er kam zu einem jungen Herrn Namens von Großheim, der einige Jahre auf der berühmten Universität Göttingen studirt hatte, und eben von da weg auf Reisen gehen wollte. Dieser Herr fand ein besonderes Vergnügen daran, schöne Gegenden und Landschaften zu besehen und sich um die Lebensart und Gewerbe der Menschen von allen Ständen zu erkundigen; auch die verschiedenen Stein- und Erd-Arten, die

mannig-

mannigfaltigen Bäume, Sträuche und Kräuter, so wie die Thier-Arten, Vögel, Schmetterlinge, Käfer und Gewürme jedes Landes zu erforschen. Er fuhr darum nicht immer in seiner Kutsche auf der Heerstraße von einer Stadt zur andern: sondern er machte oft große Strecken zu Fuß durch die abgelegensten Gegenden, stieg auf die höchsten Berge und durchstrich die tiefsten Thäler und dicksten Wälder, und machte sich nichts daraus, oft in einer Dorfschenke, oder in einer einsamen Hirten- oder Fischer-Hütte auf einem Strohlager zu übernachten. Auf solchen Wanderungen mußte ihn Wilhelm immer begleiten, als ein handfester Bursch, auf den er sich verlassen konnte, und mußte den Ranzen tragen, worin sie Lebensmittel, Schreibzeug, Landkarten und dergleichen bey sich führten.

Dieser Herr war nun so gutherzig, daß er unterweges sich mit dem Bedienten freundlich unterhielt, und ihm gern Bescheid gab, wenn dieser das Wie? Wenn? Wo? Warum? Wozu und Wodurch? von einer Sache haarklein wissen wollte: ja, er gewann seinen Wilhelm deswegen sehr lieb, daß dieser eine so löbliche Wißbegierde zeigte. Wenn dann der Herr des Abends das Merkwürdige, was er in einer Gegend gefunden hatte, in sein Reisebuch schrieb: so saß der Diener auf der andern Seite und zeichnete alles auf, was ihm bemerkenswerth vorgekommen war.

Wilhelm Denker gab aber überall besonders Acht auf alles, was dem Landmanne wichtig ist. Er bemerkte in jeder Gegend, wie der Erdboden beschaffen war, welche Früchte darin besonders zu gedeihen schienen, und wie man die verschiedenen Feld-Arbeiten verrichtete. Er erkundigte sich bey den Landleuten nach der Art und Weise, wie sie den Acker zubereiteten, düngten und besäeten; das wievielste Korn sie erndteten; wie sie die Früchte ausdraschen, reinigten und zu

Geld

Geld machten. Er besah die verschiedenen Pflüge, Eggen, Walzen, Sensen, Sicheln und andere Ackerwerkzeuge, maaß ihre Theile mit einem Maaßstocke, den er bey sich führte, und ließ sich den Gebrauch davon zeigen. Solche, die von den bey ihm zu Hause üblichen merklich abwichen, zeichnete er ab, oder schnitzte kleine Muster davon aus Holz, mit Bemerkung der eigentlichen Größe. Er besah die Viehställe und das Vieh, und fragte nach der Fütterungs-Art und der Anzahl der Stücke in Vergleichung mit der Ackerzahl eines Gutes. Auch die Einrichtung der Wohnungen der Landleute ließ er sich zeigen, und erkundigte sich nach ihren gewöhnlichen Speisen und Getränken; auch nach ihren Vergnügungen und Lustbarkeiten.

Er fand auch überall Jemanden, der ihm auf seine Fragen gern Bescheid gab: weil er Jedermann freundlich und bescheiden anzureden pflegte, und in seinen Gesprächen seine große Liebe für den Ackerbau und die Landleute merken ließ.

Auf diese Weise reiseten sie drey Jahre lang in Deutschland herum, und Wilhelm Denker sammelte sich einen großen Schatz von Einsichten und Erfahrung in allen Geschäften des Landmanns, die er dereinst in seiner eignen Wirthschaft zu benutzen gedachte.

29.

Wilhelm Denker besieht die Wirthschaft des klugen Bauers Kleinjogg.

Was der Kluge Gutes sieht, ahmt er nach mit Freuden,
Und das Böse lernt er auch an Exempeln meiden.

Hierauf begab sich der Herr von Großheim in die Schweitz, wo auch Deutsch gesprochen wird, und hielt

hielt sich einige Tage in Zürich auf. Daselbst machte er Freundschaft mit dem braven Herrn Doctor Hirzel, der ein großer Freund vom Bauernstande war. Dieser erzählte über Tische von einem Bauer, Namens Jacob Gujer zu Wermetschweil im Kirchspiel Uster, den seine Miteinwohner Kleinjogg zu nennen pflegten, daß er durch bloßen Verstand und Fleiß sein, beym Antritt sehr verschuldet und ruinirt gewesenes Gut so verbessert habe, daß man ihn jetzt für einen der wohlhabendsten Bauern im Dorfe halte. Und dadurch habe er sich zugleich einen so guten Namen erworben, daß Fürsten, Grafen und Herren aus weit entfernten Gegenden, wenn sie nach Zürich kämen, diesen Mann besuchten, um seine Einrichtung zu sehen. Diesem Gespräch horchte Wilhelm so aufmerksam zu, daß er fast das Aufwarten darüber vergaß. Nach Tische fuhr nun sein Herr mit dem Herrn Doctor hinaus zu dem verständigen Bauer. Da sah er, daß sie den Mann eben so ehrten, als ob er ein vornehmer Herr sey, und da kamen ihm fast die Thränen in die Augen vor Freude und vor Begierde, auch ein so braver Bauersmann zu werden. Aus der Unterredung der Herren mit dem Bauer, merkte nun Wilhelm folgende Umstände, die er in sein Reisebuch einschrieb.

Kleinjogg hatte vier Brüder, so daß ihr väterliches Erbe in fünf Theile ging. Der älteste Bruder nahm seinen Antheil an liegenden Gründen, und zwey andere ließen sich den ihrigen in Gelde auszahlen. Kleinjogg behielt also mit seinem Bruder Felix einen Hof übrig, welcher ungefähr 94 Morgen Landes enthält: nämlich 15 Morgen Wiesen oder Matten, wie man es dort nennt, 45 Morgen Feld, 24 Morgen Weideplätze, 10 Morgen Waldung: alles zusammen ohngefähr 8000 Gulden an Werth. Aber 5000 Gulden blieben sie darauf schuldig. Die Länderey war auch

sehr

sehr in Verfall, und es erforderte großen Geldaufwand, sie zu bessern. Was noch mehr ist: so waren beyde Brüder verheirathet, und Kleinjogg hatte sechs, Felix aber fünf Kinder, wovon nur eine Tochter erwachsen, die andern zehn alle noch klein waren. Sie mußten also, aus Mangel an arbeitsamen Händen, viele Taglöhner halten, welche dort sehr theuer sind; und beyde Haushaltungen, von 15 Personen, sollten von dem Gute leben, und jährlich 200 Gulden Zinsen davon abtragen. Die ganze Nachbarschaft prophezeihte daher beyden Brüdern den baldigen Untergang. Allein Kleinjogg meinte: der liebe Gott lasse dem Menschen deswegen Hindernisse und Schwierigkeiten in den Weg kommen, damit er sie durch Muth, Fleiß und Klugheit überwinden, und durch diese Anstrengung im Verstande und im Rechtthun immer weiter kommen solle, so lange er auf Erden lebe. Er faßte also das feste Vertrauen zu Gott, daß er seine redliche Arbeit segnen werde. Und Gott hat ihn bisher so gesegnet, daß er, ein Jahr ins andere gerechnet, von seinem Gute 2 bis 300 Gulden reinen Ueberschuß gehabt hat.

Die Kunst aber, durch welche Kleinjogg sein Gütchen auf einen so hohen Nutzen bringt, besteht darin: daß er es durch Dünger und andere Mittel beständig verbessert. Er hält nicht mehr Vieh als andere, füttert es aber reichlicher. Alles Stroh verbraucht er zur Streu, und sammelt auch Laub von den Bäumen, Moos, Riedgras, und was sich sonst zum Streuen schickt, dazu ein. Im Herbst putzt er die untern Aeste von den Tannen und Fichten in seiner Waldung, und streift die kleinen Reiser und die Nadeln ab zum Streuen. Die Streu läßt er eine Woche lang unter dem Vieh liegen, streut aber alle Tage frisch oben drauf, so daß das Vieh trocken steht,

und der Mist unten doch schon stark fault, ehe er auf die Miststätte kommt. Dabey wechselt er mit der Streu ab, damit die verschiedenen Arten schichtweise übereinander zu liegen kommen, und besser durchfaulen. Auf der Miststätte darf der Mist niemals austrocknen; darum begießt er ihn oft mit faulem Wasser, welches er so macht. Er hat große bretterne Kasten neben seiner Miststätte in die Erde gegraben; darein thut er Asche und verfaulten Kuhmist, und gießt eine ziemliche Menge kochend Wasser darüber: alsdann füllt er den Kasten vollends mit frischem Wasser. Dieses gibt binnen 3 bis 4 Wochen eine verfaulte Brühe oder Sode, die er in Fässern auf seine Aecker und Wiesen führt, oder den Mist damit anfeuchtet. Von der Mistgauche läßt er keinen Tropfen aus dem Hofe fließen: sondern er hat neben der Miststätte eine Grube gemacht, worin sie sich sammelt, und von Zeit zu Zeit schöpft er sie aus, und begießt den Mist damit. Er schüttet auch das kleine Tannenreißig auf Haufen, bedeckt es mit Erde, und begießt es fleißig mit Mistgauche; da es denn endlich zu Mist wird, ohne daß er es dem Vieh unterstreut. Den abgestochenen Rasen von grasigen Aeckern und Weiden läßt er zwey Jahr auf Haufen liegen und verfaulen, und macht ihn dadurch zu Dünger. So sucht er alles, was sich schickt, zu Mist zu machen, und bringt es dahin, daß er jährlich 100 Fuder aus seinem Hofe fährt; da vorher nur 50 Fuder gemacht wurden. Und doch kauft er noch Mist zu, und auch jährlich mehrere Fässer Torf-Asche.

Als er hörte, daß man im Amte Regensberg die Felder durch Mergel verbessere, reisie er ausdrücklich deswegen hin, um zu lernen, wie man damit umgehe. Er hat aber in seiner Gegend noch keinen rechten Mergel finden können. Dagegen hat er versucht, eine

Art

Art Gries oder mergelichten Kies, der blaulicht aussieht, und sich in der Nähe befindet, dazu zu benutzen. Dieses hat ihm auch so geglückt, daß er damit den zähesten und unfruchtbarsten Boden in das beßte Kornland verwandelt hat; indem er sich desselben auf folgende Art bedient. Er wirft beym Ausgraben die gröbern Kieseln auf die Seite, und den reinen Kies führt er auf seine leichten Aecker, und breitet ihn vor dem Pflügen darauf aus, wie sonst den Mist. Diese Arbeit verrichtet er meistens im Winter, wenn Schlittenbahn ist. Er findet nun, daß dieser Mergelkies die Erde erwärmet, den geilen Graswuchs verhindert, und insonderheit das schädliche Klapperkraut ausrottet. Einen Acker, der 45 Gulden kostete, hat er auf solche Art auf den Werth von 200 Gulden gebracht. Durch diese Erfahrung ist er davon belehrt worden, daß überhaupt eine Art Erde die andere verbessert, schwerer Boden den leichten, Letten oder Leimen den Sand, rother Letten den blauen; und daß kein Boden so schlecht ist, der nicht durch Vermischung mit andern, und durch gehörige Bearbeitung und Düngung verbessert werden kann.

Eine andere Verbesserung hat er mit den Wasserfurchen gemacht. Er sah, daß diese in den Fruchtfeldern viel Land unnütze machten, und daß zu beyden Seiten dieser Furchen auch das Getreide schlecht stand. Nun gräbt er allmählich auf seinen Aeckern anderthalb bis zwey Fuß tiefe Graben, wirft bis auf die halbe Höhe grobe Kieslinge und andere Feldsteine hinein, bedeckt solche mit Tannenzweigen, und füllt den Graben mit der ausgegrabenen Erde wieder zu. Das Wasser seigert nun von selbst in die hohlen Räume zwischen den Kieseln, und er kann oben drüber weg pflügen, und das Getreide wächst so schön darauf, als anderwärts. Auf diese Weise hat er

einen Acker, der neben der Straße eine niedrige Lage hat, und sonst bey jedem Regenguſſe überschwemmt wurde, völlig gegen das Wasser gesichert.

Er pflanzt auch mehr Gemüse von allerhand Art, als seine Nachbarn, und die Kartoffeln hat er in seinem Dorfe zuerst in Menge gebaut, und ihren großen Nutzen erkannt. Die Weideplätze, welche wüste Flecke in der Waldung waren, hat er durch gezogene Graben und durch Mergel-Kies in gute Felder verwandelt, und 5 Morgen davon wieder mit Holz bewachsen lassen.

Auf solche Art ist Kleinjogg in so gute Umstände gekommen, daß er die Schuld, die auf seinem Gute noch haftet, leicht abtragen könnte. Er thut es aber nicht, sondern wendet lieber seinen jährlichen Erwerb wieder in das Gut, oder kauft neue Grundstücke dazu: weil er, nach seiner Art zu wirthschaften, mehr aus der Länderey ziehet, als die Zinsen zu 4 vom Hundert ausmachen. Und diese reichliche Nutzung seiner Felder beruht darauf, daß er bey allem überlegt, wie es aufs beßte einzurichten sey; daß er früh und spät selbst hinter der Arbeit her ist; daß er die 11 Kinder, so wie sie heranwachsen, nicht müßig gehen läßt; daß in seiner Haushaltung nicht ein Pfennig unnützer Weise ausgegeben, und alles, was er erübrigen kann, auf Verbesserung der Grundstücke verwendet wird.

30.

Wie Wilhelm Denker das Heimweh bekommen, seinen Abschied erhalten und eine eigne Haushaltung angefangen.

Hab' ich ein Häuschen und etwas Feld:
So ist es gar herrlich um mich bestellt;
Da nehm' ich ein braves lieb Weibchen dazu,
Arbeite fleißig, und lebe in Ruh.

Alles, was nun Wilhelm Denker bey dem braven Kleinjogg gesehen und gehört hatte, nahm sein Gemüth so ein, daß er vor der Begierde, eine eben so schöne und ordentliche Wirthschaft anzufangen, nicht mehr schlafen konnte, und in seinen Geschäften ganz verwirrt wurde. Sein liebreicher Herr merkte, was ihm fehlte, und weil sich Denker in seiner ganzen Dienstzeit redlich und treu verhalten hatte: so dachte der Herr, er könne ein gutes Werk thun, wenn er ihm unter die Arme griff, daß er sein Vorhaben durchsetzen könne. Er schenkte ihm daher bey seinem Abschiede 100 Ducaten, welches wohl ein rares Exempel ist. Etwas über 200 Thaler hatte sich Denker selbst gesammelt, so daß er 500 bare Thaler mit in seine Heimath brachte. Dafür kaufte er zu seinem kleinen Erbtheil so viel Land zu, als er dafür bekam, nebst einer Wiese von zwey Morgen. Er heirathete ein freundliches und sittsames Mädchen, Sophie Baumann genannt, die Tochter einer Schullehrers Wittwe, welche weiter kein Vermögen besaß, als ein Haus mit einem Garten, und sich von allerley Handarbeiten nährte: aber Mutter und Tochter waren wegen ihrer guten Aufführung, ihres Fleisses und ihrer Geschick-

schicklichkeit im ganzen Dorfe beliebt, und dieser gute Ruf war ihm lieber, als die ansehnlichste Mitgabe, die ihm ein reiches Mädchen zugebracht hätte.

Er richtete nun das Haus, die Viehställe, die Scheune und den Hof, so weit es sich thun ließ, auf dieselbe Art ein, wie es in No. 17 dieses Büchleins beschrieben ist. Er kaufte beym Buchbinder ein kleines Buch von weißem Papier, und durchzog es mit Linien zu einem Haushaltungs-Buche, worin er und seine Frau alle Einnahmen und Ausgaben aufzeichneten. Ferner kaufte er ein großes Schreibebuch, das er zu einem Acker-Buche machte. In dieses schrieb er zum Anfang folgende Klugheits-Regeln, um sie immer vor Augen zu haben.

Die Arbeit ist ein Schatz, den kein Dieb rauben kann;
Auch füllt er immer sich von neuen wieder an.

Der Faulheit schleicht, mit Weh'! und Ach!
Die Armuth auf dem Fuße nach.

Die frühe Morgenstunde
Hat immer Gold im Munde.

Was heut' geschehen kann, verspare nicht bis morgen!
Denn jeder Lebenstag hat seine eignen Sorgen.

Thu', was du thu'st, zu rechter Zeit,
Am rechten Ort, so bringst du's weit.

Frag' den Calender nicht, schau' nur den Himmel an:
Ob dies und jenes wohl im Feld' geschehen kann.

Willst du vom Pfluge werden reich:
So faß ihn selber an und weich'
Vom Acker nimmer, spät und früh;
Er lohnt dir reichlich deine Müh'.

Soll

Soll dein Geschäft gerathen gut,
So treib' es selbst, mit frohem Muth:
Soll es gelingen herzlich schlecht;
So überlaß es Magd und Knecht.

Vor gethan und nach bedacht,
Hat Manchem großes Leid gebracht:
Bedenk' vorher die Sache genug;
So wirst du ohne Schaden klug.

Beym Alten bleibe, wenn es gut;
Verändern oftmals Schaden thut:
Doch wähle, wo du sicher bist,
Das Neue, das noch besser ist.

Das Acker-Buch selbst war folgendermaaßen eingerichtet. Denker hatte jedem seiner Feldstücke eine Nummer gegeben, so wie sie, der Lage nach auf einander folgten, und so schrieb er sie, der Reihe nach, in dieses Buch, jedes auf ein besonderes Blatt. Nun schrieb er jeden Abend in den Calender bey das Datum, was den Tag über für eine Feld- oder Hausarbeit geschehen war: z. E. Nro. 9. gepflügt; Nro. 11. bestellt; Nr. 7. so viel Fuder Mist gefahren, u. s. w. Er schrieb auch das Wetter dabey, das den Tag gewesen war: da er denn oft lachen mußte, wenn er darin blätterte und sahe, daß das geschriebene Wetter ganze Monate nach einander anders war, als das gedruckte. Des Sonntags, nach der Kirche, nahm er dann das Acker-Buch zur Hand, und schrieb aus dem Calender, was die Woche über an diesem oder jenem Stücke geschehen war, auf das Blatt, wo es hin gehörte: auf folgende Art:

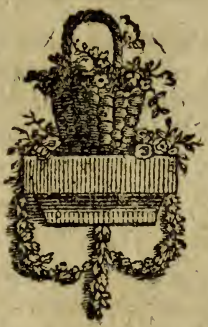
Nro. 3. 2¾ Morgen im Oberfelde zwischen Hellmanns Wittwe und Peter Heinze.*)

	Gepflügt.	Gedüngt.	Besäet.	Geerndet.	Gedrosch.
1755	2. Jun. gebracht. 7. Jul. gerührt. 30. August zur Saat gepflügt.	15. Jul. 6 Karren Mist. 16. Jul. gestreuet.	5. Sept. 2¾tel Scheffel Winter-Weitzen.		—
1756	— 30. Oct. gefelgt.	—	—	6. Aug. geschnitten. 7. Aug. gebunden 5 Schock und 1 Mandel	23 Scheffel.
1757	21. April über Sommerbestellt.	— 23. Nov. 3 Karren kurzen Mist übergestreuet.	2¾ Scheffel Gerste darauf. 10 Pf. spanisch. Klee.	20. Aug. geschnitten. 25. August 8 Schock 3 Mandelgebunden.	28½ Scheffel.
1758	24. April den Mist abgeharket. 6. Sept. zur Saat gepflügt.	—	— 2¾ Scheffel Rocken.	15. Jun. 4 Karren Klee-Heu. 3. Sept. 2 Karren Klee-Heu.	
1759	— 4. Nov. gefelgt.	—	— —	2. Aug. geschnitten. 3. Aug. gebunden. 5½ Schock.	25½ Scheffel.
1760	20. März zur Saat gepflügt.	—	3 Scheffel Hafer.	1. Sept. gehauen. 12 Sept. gebunden. 4½ Schock.	27 Scheffel.

*) Obige Tafel paßt nicht auf alle Gegenden: sondern wer sein Ackerbuch darnach einrichten will, zieht blos die Linien so wie hier, und richtet sich nach dem Acker- und Getreide-Maaß, das bey ihm üblich ist. Man kann auch darin anmerken, wie tief gepflügt worden ist.

Dieses

Dieses Einschreiben hatte den Nutzen, daß Denker aus dem Buche, wenn er seine Calender dazu nahm, die er alle Jahre aufhob, ziemlich die Ursache erkennen konnte: warum dieses oder jenes Stück einmal mehr, das anderemal weniger getragen hatte, und da konnte er sich Regeln für die Zukunft daraus nehmen. In den Calender schrieb er auch ein, wie viel Schock Garben von jeder Art gedroschen, und wie viel Früchte aufgehoben, und auf den Boden geliefert wurden; desgleichen was von Zeit zu Zeit in der Wirthschaft verbraucht, oder was verkauft wurde. Auf diese Weise konnte er zu jeder Zeit wissen, wie viel Vorrath von allem da seyn müsse, und kam bald dahinter, wenn ihm etwas veruntreuet wurde. Diese Mühe gab er sich auch deswegen, damit, wenn ihn etwa eine Krankheit oder gar der Tod schnell überfiele, seine Angehörigen doch wissen könnten, wie es um alles stehe: und da meinte er, sich mit ruhigerm Gemüthe aufs Kranken- oder Sterbebette legen zu können, wenn es Gottes Wille wäre.



31.

Wie Wilhelm Denker den Ackerbau getrieben.

Mehr Nutzen bringet wenig Feld,
Recht gut gedünget und bestellt,
Als vieles magre, schlecht gepflügt,
Das voller Stein' und Klumpen liegt.

Wilhelm Denker fing nun seine kleine Feldwirthschaft auf folgende Art an. Er dachte: so wie der Schuster das Leder, der Tuchmacher die Wolle, der Schmid das Eisen verstehen müsse, wenn er tüchtige Arbeit machen wolle: so müsse auch der Bauersmann die Beschaffenheit der Erde kennen, die er bearbeitet. Denn nicht aller Boden taugt zu allem, und jede Erdart bringt

ringt dann die schönsten Früchte, wenn sie so behan-
elt wird, wie es ihre Natur haben will. Er fing also
amit an, daß er sein Land nach den verschiedenen Erd-
rten ausstudirte, wie ein Buch. Es gibt nämlich drey
Haupt-Erdarten: 1) zähe Erde, als Leimen und
Thon oder Letten; 2) Sand, sowohl schwerer als
Flugsand; 3) Faulerde, welche auch Damm- und
Garten-Erde heißt. Die Faulerde ist die beßte.
Man findet aber nicht leicht eine dieser Erden allein auf
einem Acker, sondern alle drey vermischt, und je mehr
Faulerde darunter ist, desto fruchtbarer ist er. Um
nun zu erfahren, wie viel von jeder Art ein Acker halte,
nahm Denker einen Strich Erde davon, und schnitt
aus dessen Mitte einen Streif, etwa 5 Zoll breit und
stark, aus, jedoch so, daß von der obern, mittlern
und untern Erde daran befindlich war. Diesen Klum-
pen zerrührte er in einer Schüssel mit Wasser zu einer
klaren Suppe, goß diese in einen irdenen Topf, und
noch mehr Wasser dazu, daß es ganz dünn wurde, und
rührte es mit einem Kochlöffel wohl eine Viertelstunde
lang um. Alsdann ließ er es stehen, bis sich alles
fest gesetzt hatte, und das Wasser ganz klar oben stand.
Da schöpfte er es sachte ab, und ließ es noch stehen,
bis die Erde trocken war. Da zerschlug er den Topf
behutsam, ließ den Klumpen noch mehr abtrocknen,
und schnitt ihn hernach mit einem Messer der Länge
nach durch. Nun sah er deutlich oben die Faulerde, in
der Mitte den Thon oder Leimen und unten den Sand,
und konnte urtheilen, ob der Acker die rechte Mi-
schung hätte. Er bemerkte auch, welche Stücke feucht
oder trocken, und warm oder kalt waren, nach der La-
ge. Nach diesen Beschaffenheiten beschloß er, die
Verbesserungen einzurichten, die er vornehmen wollte.

Den Fehler hatten aber seine Stücke alle, daß sie
zu mager waren. Er war also vor allen Dingen dar-

auf

auf bedacht, mehr und bessern Dünger anzuschaffen. Zu vielem Dünger gehört aber viel Viel und gutes Futter, und viel Stroh, und für den ersten Winter bekam er nicht mehr Futter, als reichlich für zwey Kühe und acht Schafe, damit mußte er sich behelfen. Er dachte aber: alles mit Weile, und suchte vor der Hand von dem wenigen Vieh so viel Mist zu bekommen, als nur möglich war. Er kaufte daher für zehn Thaler Stroh zu, um vollauf streuen zu können.

Um bald mehr Futter zu bekommen, bestellte er einen Morgen Land, der am weitesten vom Dorfe lag, mit Esparsette, und noch einen hinter seinem Garten mit Luzerne oder Schneckenklee. Im Sommerfeld bestellte er fünf Morgen Gerste mit spanischem Klee, und pflanzte auch eine hinlängliche Menge Rangen oder Dickrüben, auch Kohlrüben oder Unter-Kohlraben, Kartoffeln und gelbe Rüben oder Möhren in die Brache. Seine Wiese verbesserte er schon im ersten Jahre dadurch, daß er die Graben hob, an einer Seite, wo sie sumpfig war, einen neuen Queer-Graben machte, und mit der aufgeworfenen Erde die Vertiefungen ausglich; auch daß er die Maulwurfshaufen eben machte, und auf alle leere Plätze Heusamen streute. Dadurch bekam er ein Fuder Heu, und ein halbes Fuder Grummet oder Nachmaht mehr, als das vorige Jahr. Das nächste Jahr erndtete er von den 4 Morgen spanischen Klee 150 Centner Klee-Heu. Er hatte aber dabey für so viel anderes Winterfutter gesorgt, daß er jenes nicht anzugreifen brauchte, sondern zum Vorrath liegen lassen konnte. Und nun richtete er sich allmählich so ein, daß er immer bis Michaelis oder Martini altes Futter vorräthig hatte: indem er den Kleebau in der Sommerfrucht fleißig fortsetzte, wenn er auch zuweilen fehlschlug. Dadurch kam er bald so weit, daß er vier Kühe anschaffen und sie im

Stalle

Stalle füttern konnte; wobey er allen Mist behielt, und von jeder Kuh täglich ein Drittheil mehr Milch bekam, als seine Nachbarn. Zwey bis drey Stück jung Vieh, zog er immer dabey auf. Die Schafe ließ er allmählich bis auf 24 Stück anwachsen: weil er aber nicht mehr als 12 Stück zur Dorfheerde geben durfte: so fütterte er die eine Hälfte zu Hause. Vom Stroh ließ er keinen Halm verbrennen, und verfütterte auch wenig davon. Außerdem trug er Laub, Genisse, Gassenkoth, und alles, was nur zu Mist taugte, zusammen, als wäre es Gold, und folgte in der Behandlung des Mistes dem Exempel des Schweitzers Kleinjogg, und den Vorschriften eines kleinen Büchleins, welches ein nachdenkender Landwirth über den Dünger geschrieben hat. Es ist betitelt:

Das Dünger-Büchlein, oder Winke zum Nachdenken über die beßte Art der Bereitung, Erhaltung und Anwendung des thierischen Düngers, von L. G. Ludwig —

und kostet in den Buchhandlungen 6 gr. Er schonte auch einen Thaler Geld nicht, um zuweilen Düngsalz, Gips, Kalk, Asche und dergleichen Mittel zur Verbesserung des Bodens anzuschaffen, wenn es die Beschaffenheit eines Ackerstückes erforderte. Konnte er ja mit der Düngung nicht herum kommen, so pflügte er den Acker, den er nicht düngen konnte, einmal mehr, oder grub ihn mit dem Spaten um, um die Erde recht mürbe zu machen, damit Luft, Regen und Sonne besser eindringen konnten.

Etliche seiner Felder lagen an einer Anhöhe so abschüssig, daß bey starken Regengüssen die klare Erde und Düngung herunter geschwemmt wurden, und oben der harte Thongrund zum Vorschein kam, der nur kümmerliche Früchte brachte, dagegen in der Tiefe die Saat sich vor Ueppigkeit überwuchs. Diesem Uebel abzu-

abzuhelfen, machte er am untern Ende eine Grube, so breit wie das Ackerstück, in der sich das Herabgeschwemmte sammelte. Dieses brachte er, bey trocknem Wetter und müßiger Zeit, mit einer Handkarre wieder hinauf und vertheilte es auf der Höhe, wodurch der Acker immer von gleicher Güte blieb. Er hatte dieses auf seiner Reise im Altenburgischen gesehen, wo sehr fleißige, verständige und reiche Bauern sind, die es so machen.

Nächst der sorgfältigen Bearbeitung und guten Düngung kommt nun auch viel auf den Samen an, den man aussäet. Wer Unkraut säet, darf sich nicht wundern, wenn er solches erndtet. Wilhelm Denker war daher schon beym Aufbinden der Früchte darauf bedacht, von solchen Plätzen, wo sie am schönsten gestanden hatten, die Samen-Garben zu nehmen. Diese drasch er auch nicht rein aus, sondern überschlug sie nur leicht, daß bloß die reifsten Körner ausprangen. Diesen Samen reinigte er dann sorgfältig durch Wurfen und Rollen von allem fremden Gesäme, und breitete ihn dünn auf dem Boden aus, damit er nicht zum Schwitzen käme, vor der Aussaat. Erbsen, Linsen, Bohnen und Wicken ließ er seine Frau und in der Folge die Kinder, erst ganz rein lesen, ehe er sie aussäete. Da auch die Erfahrung gelehrt hat, daß das Getreide mit der Zeit ausartet, und immer weniger und geringere Körner gibt, wenn man in einer Flur immer den Samen wieder von der geerndteten Frucht nimmt: so schäffte er alle sechs oder sieben Jahr neuen Samen an, den er in einer Gegend kaufte, wo vorzüglich reines, mehlreiches und vollkommenes Getreide gebaut wurde.

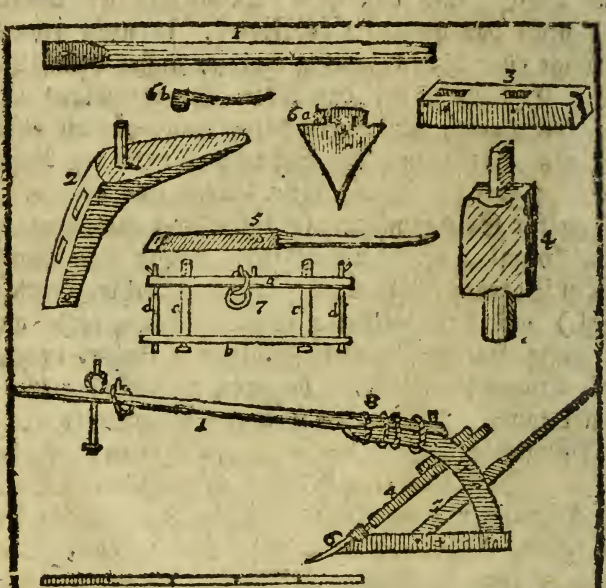
Auch baute er neue, aus fremden Ländern nach Deutschland gebrachte, und von benachbarten großen Landwirthen probirte und gut gefundene Getreide-

Ar-

Arten, die reichlicher ins Maaß geben, als die gemeinen.

Daß Denker reineres Korn bauete, als seine Nachbarn, dazu half es viel, daß er nicht mit dem in seiner Gegend gewöhnlichem Pfluge ackerte, sondern mit dem Haken, wie auf dem Bilde zu Anfange dieses Capitels zu sehen ist. Er hatte im Mecklenburgischen gesehen, daß die Bauern daselbst mit einem Pfluge ackerten, der ganz anders beschaffen war, als den man in seinem Dorfe hatte. Er erkundigte sich also recht sorgfältig darnach, und erfuhr, daß dieses Ackerwerkzeug ein Haken hieß. Zu seiner Verwunderung sah er, daß nicht das geringste Eisenwerk daran war, außer einer eisernen Spitze, welche statt der Pflugschar dient, und daß zum Anschirren der Ochsen auch nicht das geringste Lederwerk, ja nicht einmal Stränge oder Stricke nöthig waren, außer dem Lenkseile. Er hörte auch, daß jeder Bauer seinen Haken selbst mache, und nichts dazu kaufe, als die eiserne Spitze, welche mit der Schmiede-Arbeit 24 Schilling (14 gute Groschen) koste. Läßt man aber einen Haken für Geld machen, so kostet das Holzwerk 16 Sch. (9 ggl. 4 pf.) 2 Hakeisen, davon man immer eins in Vorrath haben muß, kosten 1 Rthlr. (1 thlr. 4 ggl.) und das Leitseil 4 Sch. (2 gl. 4 pf.): also der ganze Haken mit allem Zubehör 1 Rthlr. 15 ggl. 4 pf. Conventions-Geld: dagegen ein Pflug 5 bis 6 Thaler kostet. Wegen des mehrern Eisenwerks kostet der Pflug jährlich auch mehr zu unterhalten, als der Haken. Dazu kommt noch das Ackergeschirre, welches zum Anspannen beym Pfluge nöthig ist, und jährlich viel kostet, besonders wenn man mit Pferden ackert. Dagegen zum Anspannen der Ochsen vor den Haken nichts nöthig ist, als ein hölzernes Joch und ein von Weiden gedrehter Ring; welches jeder Ackermann selbst ver-

verfertiget. Nun sah Denker auch, daß sich alle Arbeiten von Boden damit eben so gut, ja noch besser und leichter zurecht machen ließen, als mit dem Pflug, und daß insbesondere der Haken das Unkraut viel besser ausrotte. Denker nahm sogleich sein Taschenmesser und schnitzte sich einen solchen kleinen Haken, etwa einer Hand groß. Er maaß aber alle Theile an dem großen mit einem Maaßstocke, den er immer bey sich trug, und schrieb die Größe von jedem ganz accurat auf, damit er einmal zu Hause einen wirklich brauchbaren Haken nach seinem kleinen machen könne. Er schrieb auch die Namen aller zum Haken gehörigen Stücke auf und machte Zahlen dabey, um es besser zu merken, wie es hier abgebildet ist.



1. Der Hakenbaum, 7 bis 8 Fuß lang, nach der Größe der Ochsen, die ihn ziehen. Er ist von Eichen- oder Birken-

Birkenholz, am dicken Ende 4 Zoll oder etwas drüber, und am dünnen 3 Zoll oder drüber dick. Das dicke Ende ist, wie man sieht, bis auf eine Elle lang abgeschrägt, damit das folgende Stück darauf gepaßt, und durch einen hölzernen Nagel daran befestiget werden kann.

2. Der Hakenkrümmel, ein krummgewachsenes Stück Holz; von einer Spitze bis zur andern 3½ Fuß lang, vom festesten Holze, das man hat.

3. Das Hakenhöfft, 2 Fuß und 2 Zoll oder drüber lang, wie es an den Krümmel paßt; 3 bis 4 Zoll hoch und 3 Zoll dick. Bey b ist ein Loch eingestemmt, in welchem der Sterz fest gemacht wird. Unten daran nagelt man eine hölzerne Sohle mit hölzernen Nägeln oder ein Stück alt Eisen; damit sich das Höfft nicht zu bald abschleife. Das Höfft muß von sehr festem Holz seyn.

4. Das Hakbret oder Reester, an welches das Hakeisen befestigt wird. Dieses richtet sich in der Länge nach dem Krümmel und Höfft. Die obere Angel etwa ¼ Zoll breit, 2 Zoll dick und 8 Zoll lang, wird in den Krümmel eingekeilt. Der mittlere Theil ist etwa 1½ Fuß lang und 10 bis 11 Zoll breit. Die untere Angel richtet sich nach der Größe des Hakeisens, welches daran befestiget wird, und ist etwa 8 Zoll lang und 4 bis 4½ Zoll breit. In der Mitte ist das Hakbret etwa einen Zoll dick, und an beyden Ecken mit altem Blech beschlagen. Unten am Höfft wird das Hakbret entweder mit einer daran gehauenen Nute in eine am Höfft befindliche Falze eingepaßt, da man es denn vermittelst der Keile im Krümmel höher oder tiefer stellen kann; oder es wird aufgenagelt. Das Hakbret muß von gutem Büchenholz seyn, und hält kaum ein Jahr aus.

5. Der Sterz, ein meist gerades Stück Eichenholz, unten, wo es in den Höfft gesteckt wird, 2½ Zoll breit und ¾ Zoll dick. Die Länge dieses breiten Theils richtet sich nach der Weite des Krümmels vom Höfft. Der übrige Theil ist 4 bis 5 Schuh lang, nach der Größe des Ackermanns: denn dieser hält den Sterz beständig in der Hand, und regieret den Haken damit.

6. a. Das Hakeisen ist meistens 3 Achtel eines Zolles dick, sieht dreyeckig aus, und hat oben ein paar einwärts gebogene Haken, welche an die untere Angel des Hakbrets passen, daß man es an diese mit ein paar hölzernen Keilchen befestigen kann. Die Spitze des Hakeisens läuft etwas verdickt zu, und vorwärts gebogen, wie

man bey der Abbildung 6 b siehet. Es gibt auch Hakeisen, welche platt zugespitzt, und unten nur wenig dicke sind, als in der Mitte. Andere haben eine viereckigte lange Spitze von 4 Zoll, die vor dem Hakbrete hervor ragt, und besonders in strengem Boden gute Dienste thut oder wo tief geackert werden muß. Die Länge eines Eisens mit scharfer Spitze ist 15 Zoll, und eines mit platter Spitze 12 Zoll. Die Breite hält, da wo es am breitesten ist, 12 bis 14 Zoll.

7. Das Haken-Joch, besteht aus dem Jochbaum, a, welcher 6 Fuß lang, und gegen 3 Zoll dick ist; dem Kehlholz b, und den zwey Jochscheiden c und zwey Vorsteckern oder Sticken d, welche 4 Stücke jedes 2 Fuß lang sind. Der Jochbaum liegt beyden Ochsen auf dem Halse, und wenn sie angespannt werden, so zieht man nur die Sticker bey d und d heraus, welche leicht ein- und ausgehen, und schiebt sie wieder hinein, wenn der Ochse den Hals dazwischen gethan hat. Durch die Weiden-Ringe e wird das Joch an den Hakenbaum befestigt.

8. Hier sind alle Theile des Hakens zusammengefügt und obige Zahlen wieder bey jedes Stück gesetzt, daß man es unterscheiden kann. Die Ringe, welche den Hakenbaum mit dem Krümmel verbinden, sind auch von Weidenzweigen zusammen gedreht. Nichts ist leichter, als den Haken zu stellen, daß er flach oder tief ackert. Es kann geschehen durch das Hakeisen, indem man es höher oder tiefer anschlägt, oder durch den Sterz, auch durch das Hakbret, und durch einen Keil, den man zwischen dem Hakenbaum und dem Krümmel hineintreibt. Wie es aussiehet, wenn einer mit dem Haken pflügt, zeigt das Bild beym Anfange dieser Nummer.

Denker hatte auch mit dem Haken ordentlich ackern gelernt, und alles, was sonst dabey zu merken ist: z. E. daß man damit nicht so, wie bey dem Pfluge, von einer Furche zur andern zu ziehen braucht, wenn man umwendet, sondern die zweyte gleich neben die erste machen kann: auch wie man mit einem Ochsen oder mit Pferden haket, welches letztere aber nicht so gut ist, und wie man das Vieh abrichtet, daß es sich gern anspannen und leiten läßt. In den ersten Jahren ackerte er aber nur mit seinen vier Kühen, und hielt es so

damit

amit. Frühe spannte er zwey an, und ließ sie 3 bis
. Stunden arbeiten. Alsdann brachte ihm seine
Frau die beyden andern vor den Haken, und führte
ie ersten in den Stall, wo sie ihr Futter bekamen.
Nachmittags machte ers wieder so, daß er mit jedem
Paar Kühen nur 3 bis 4 Stunden arbeitete, und
ft brachte ihm die Frau bey der zweyten Wechselung
es Viehes auch sein Mittagsbrod mit aufs Feld, daß
r den Hin- und Herweg ersparte. Die Kühe gaben
ey dieser mäßigen Arbeit, und weil sie immer gutes
Futter vollauf hatten, noch mehr Milch, als solche,
ie den ganzen Tag auf einer magern Weide spatzieren
ehen. Späterhin, da sich seine Umstände verbesser-
n, schaffte er Ochsen an, und hielt es eben so, daß
e einander ablösen mußten: aber Pferde schaffte er
ch niemals an. Er dachte: die Ochsen sind wohlfei-
er, sie brauchen weniger Wartung, kosten jährlich
icht so viel an Riemer- und Schmiede-Arbeit, neh-
en mit schlechterer Kost vorlieb, geben bessern Dün-
er, und wenn sie alt werden, kann man sie noch mä-
en und theurer verkaufen, als man sie eingekauft hat:
ngegen wenn die Pferde ausgedient haben, ist die er-
e Kaufsumme ganz verlohren. Auch kann man Och-
n leichter selbst aufziehen, als Pferde. Denker kehr-
sich also nicht daran, daß reiche Bauern in seinem
Dorfe sich schämten, mit Ochsen zu fahren. Er blieb
och dabey, da er einer der reichsten geworden war,
nd dieser Umstand half eben viel dazu, daß er reich
urde.

Ein anderes Mittel, immer mehr von dem Acker-
au zu gewinnen, war dieses: daß er auf seinen Aek-
ern mit den Früchten, so viel möglich, abwechselte.
Denn die Erfahrung hat gelehrt, daß die verschiede-
en Gewächse nicht alle Nahrungssäfte aus der Erde
ehn, sondern nur diejenigen, die jede Art zu ihrem

Wachsthum bedarf; wie man dieses schon an dem verschiedenen Geschmack und Geruch derselben erkennen kann. Manche Gewächse, z. E. der Klee, führen auch der Erde durch ihre Blätter frische Nahrung aus der Luft zu. Muß man daher gleich bey einem Fruchtwechsel von 5, 6, 7 Jahren zu der ersten Frucht sehr stark düngen, wenn die nachherigen Erndten ergiebig seyn sollen: so ist doch immer Vortheil dabey. Denker fand aber auch durch Proben und Nachdenken, daß man bey diesem Fruchtwechsel nicht nur auf die stärkere oder schwächere Düngung, sondern auch auf die Mischung der Bestandtheile des Bodens sehen und die Folge der Früchte darnach wählen müsse.

Er hatte Ackerstücke, die aus Thon und Lehm, mit Fruchterde stark vermischt, bestanden. Auf diese fuhr er 8 bis 10 vierspännige Fuder Mist, und zwar, wo möglich im Herbst, und ackerte den Dünger auch noch unter; indem er bis gegen 10 Zoll tief pflügte. Im Frühjahr pflügte er das Land wieder eben so tief, eggte es stark ab, und bepflanzte es mit Kartoffeln, Runkelrüben, Erdkohlrabi, Kraut und anderm Gemüse. Diese Gewächse wurden dann fleißig behackt, und wenn es an Menschenhänden dazu fehlte, bediente er sich eines Instruments, welches die Pferdehake heißt und dem oben abgebildeten mecklenburgischen Haken gleicht, nur daß es mit einem Rade versehen ist. Dieses wird mit einem Pferde bespannt und dient vortrefflich zum Behäufeln und Ausrotten des Unkrauts zwischen den in Reihen gepflanzten Erdgewächsen. Die Zwischenräume zwischen den Pflanzen auf den Reihen selbst wurden mit Handhaken gereinigt. Auf so zubereitetem Lande beobachtete er nun folgenden Fruchtwechsel.

1) Kartoffeln, Runkelrüben, Kraut ꝛc. 2) Roken oder Gemengkorn. 3) Wicken, Hafer, mit

Klee

Klee. 4) Klee, einjährig. 5) Weitzen in die einjährige Kleestoppel, oder zweyjährigen Klee. 6) Erbsen hinter den Weitzen, oder Gerste in die zweyjährige Kleestoppel. 7) Hafer, Wicken, Erbsen.

Oder folgenden Wechsel: 1) Brache stark gedüngt. 2) Reps. 3) Rockenkorn. 4) Erbsen. 6) Weitzen. 6) Hafer.

Oder folgenden: 1) Brache. 2) Reps. 3) Rocken. 4) Erbsen. 5) Weitzen. 6) Gerste und Klee, mit halber Düngung von 4 bis 5 Fuder auf den Morgen. 7) Klee. 8) Weitzen. 9) Wicken.

Auf Boden, der vielen Sand, oder viele Kalktheile, mit Fruchterde vermischt, enthielt, beobachtete er, mit gehöriger Vorbereitung und Bearbeitung, folgenden Wechsel: 1) Kartoffeln, Möhren, weisse Rüben, Kohlrüben, nach starker Düngung mit fettem Kuh- und Ochsen-Mist. 2) Gerste mit Klee. 3) Klee. 4) Weitzen. 5) Erbsen, Wicken. 6) Hafer, Dinkel, Spelz.

Oder auch, mit starker Düngung: 1) Wicken, um grün Abmähen zu Heu. 2) Gemengkorn oder Weitzen. 3) Hafer mit Klee. 4) Klee, einjährig. 5) Weitzen oder Klee, zweyjährig. 6) Erbsen, Gerste. 7) Halbe Düngung zu Rocken, Wicken, Bohnen. 8) Hafer, Dinkel, Spelz.

Gerieth bey diesem Fruchtwechsel zuweilen der Klee so schlecht, daß der Acker verrasete, so daß keine gute Frucht auf den Klee folgen konnte, so ließ er ihn lieber brache liegen, um erst das Unkraut wieder zu vertilgen.

Auf Ackerstücken von leichtem, scharfen, hitzigen Boden beobachtete er folgenden Wechsel, der freylich nicht auf so viele Jahre berechnet seyn konnte. 1) Nach starker Düngung Erdgewächse, vorzüglich Kartoffeln. 2) Weitzen, Gemengkorn, Buchweitzen. 3) Wicken, Hafer. 4) Erbsen, Dinkel, Spelz.

Obgleich

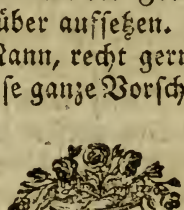
Obgleich die Abtheilung der Flur in drey Felde noch in Dalbergen herrschte; so konnte Denker doch diese nützliche Abwechselung der Früchte bewerkstelligen: weil der dem Ackerbau günstige Landesfürst verordnet hatte, daß jedem Landwirthe frey stehen solle so viel Aecker zu besömmern, als er wolle und vermöge. Die durch den Kartoffel- und Gemüsbau vermehrte Handarbeit erleichterte er sich dadurch, daß er einen Theil seiner Länderey mit Lucerne und Espar sette bestellte und zu künstlichen Wiesen machte, welche mehrere Jahre lang keine Bearbeitung erfordern.

Außerdem versuchte Denker auch diese und jene neue Art von Benutzung des Ackers, die er auf seiner Reise gesehen hatte; aber immer erst im Kleinen und nach genugsamer Ueberlegung, ob es sich für seinen Boden und seine Gegend schicke. Z. E. Er hatte einen Zipfel Bergland von ungefähr ½ Morgen, welches so steinigt und elend war, daß es fast nicht die Mühe lohnte, es zu bestellen. Dieses bepflanzte er mit Brenn-Nesseln. Im September und Octobe hackte er dergleichen auf den wüsten Stellen hintern Dorfe aus, riß sie von einander, schnitt die äußersten Enden der Wurzel ab, und auch den Stamm bis au einen halben Zoll oder drüber: und so setzte er sie in gerade Reihen, ziemlich nahe bey einander, und befestigte sie mit etwas Erde, damit die Wurzeln aufrecht stehen blieben. Seine Nachbarn lachten freylich darüber, daß er sich so viele Mühe gab, Unkraut zu pflanzen: allein, als er im folgenden Sommer mehrere Fuder Heu für seine Kühe davon erndtete, da lachte er. Die Brenn-Nessel ist nämlich ein treffliches Futter, au welches die Kühe viele und fette Milch geben, und welches sie zugleich, wie eine Arzeney, vor Seuchen und Krankheiten bewahrt. Das Vieh frißt sie auch gern, wenn sie nur zu rechter Zeit abgeschnitten wer

den

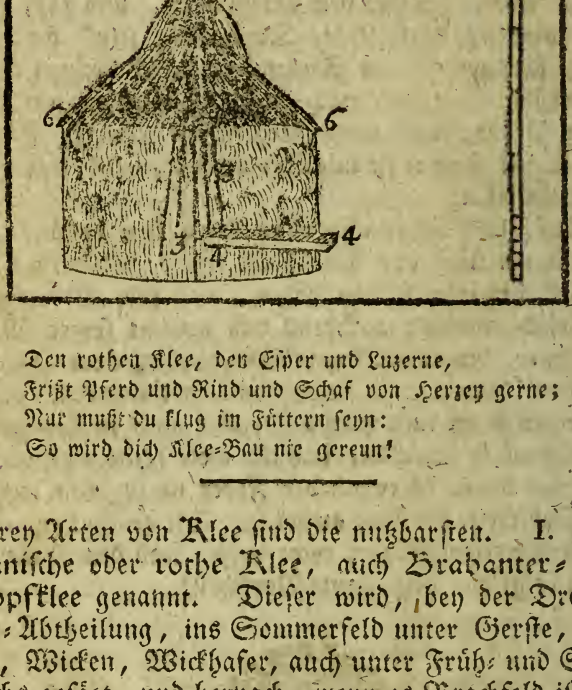
den, welches im Junius und August geschehen muß. Man mischt sie statt des Heues unter das Stroh, oder begießt sie mit warmem Wasser, läßt sie die Nacht über darin stehen, und gibt dem Viehe des folgenden Tages diese Tränke. Ein solcher Nessel-Acker kann alle Jahre dreymal geschnitten werden, wenn man sie nur ein wenig dünget, welches durch Laub und Zweige geschehen kann, die man im Herbste darauf streuet. Will man sie säen, so wird der Same im August gesammelt. Man schneidet den Stamm ab, und läßt ihn dürr werden, da fällt der Same von selbst heraus. Dann säet man ihn im September. Sie können aber den ersten Sommer noch nicht geschnitten werden. Diese Probe, und mehr dergleichen gelangen Denkern wohl: weil er sie mit aller Vorsicht und Ueberlegung anstellte.

Auf solche Art brachte er es durch sein beständiges Nachsinnen über das Wie? Warum? Wodurch und Wozu? bey jeder Sache dahin, daß sein Vermögen alljährlich zunahm: während daß manche seiner Mitbewohner, die immer beym Alten blieben, über schlechte Zeiten klagten, und zusehends ärmer wurden. Wegen seines Kleebaues wurde Denker auch in der ganzen Gegend so berühmt, daß ihn viele Leute ersuchten, er möchte doch, da er mit der Feder umzugehen wisse, eine Vorschrift darüber aufsetzen. Dieses that er, als ein dienstfertiger Mann, recht gern, und des Nutzens wegen folgt hier diese ganze Vorschrift.



32.

Wilhelm Denkers Unterricht vom Klee-Bau.



Den rothen Klee, den Esper und Luzerne,
Frißt Pferd und Rind und Schaf von Herzen gerne;
Nur mußt du klug im Füttern seyn:
So wird dich Klee-Bau nie gereun!

Drey Arten von Klee sind die nutzbarsten. I. Der spanische oder rothe Klee, auch Brabanter- und Kopfklee genannt. Dieser wird, bey der Dreyfelder-Abtheilung, ins Sommerfeld unter Gerste, Haser, Wicken, Wickhafer, auch unter Früh- und Spätflachs gesäet, und hernach, wenn es Brachfeld ist, benutzt. Wo man aber Wechselwirthschaft treibt, muß man den Klee immer so im Wechsel säen, daß er nicht zu entfernt von der starken Düngung zu stehen kommt. In gutem schweren Boden muß er dann zur vierten

Frucht

Frucht gewählt werden: z. E. 1) Erdgewächse; 2) Weitzen, Gemengkorn, Rocken; 3) Gerste, Wicken, Hafer mit Klee; 4) Klee. In leichterm und geringern Boden hingegen ist es besser, ihn zur dritten Frucht zu nehmen, als: 1) Erdgewächse; 2) Weitzen, Gemengkorn, Gerste mit Klee; 3) Klee. Da wird der Klee im Frühjahr zwischen die jungen Weitzen- oder Gemengkorn-Saat gesäet und stark mit eisernen Eggen untergeeggt, welches zugleich den Winterfrüchten sehr zuträglich ist; zumal wenn bald ein Regen darauf fällt. Er gedeihet in jedem Boden, der in guter Düngung oder Theilung steht. Aber gar zu steinigter Felsenboden, verraseter und verqueckter Brachacker, nasser oder sumpfiger Boden, der Wassergallen hat, eisenschüßiger Sandboden, grober Kies und Töpferthon taugen nicht dazu, bis sie durch Dünger und Mischung mit andern Erdarten verbessert worden. Bey regenhafter Witterung ist es am beßten, den Kleesamen, wenn die Gerste, der Hafer, die Erbsen oder Wicken untergeackert sind, gleich darauf zu säen, und mit einer Egge, die hölzerne Zinken hat, einzueggen. Ist aber Dürre zu vermuthen, so läßt man den Acker erst abtrocknen, und säet hernach den Klee ins dürre Land, wo er 3 bis 4 Wochen liegen kann, ohne zu verderben. Man eggt ihn mit einem Dornbüschel, oder walzt ihn unter. Wird auf die Saatfurche gesäet, so muß der Klee gleich nach der eingeeggten Beyfrucht auch gesäet und eingewalzet, oder alsdann erst aufgestreut werden, wenn diese aufgegangen und fast einen Finger lang ist. Und dieses muß geschehen, wenn kein Thau mehr an der jungen Saat ist. Er wird alsdann gleich eingewalzt. Kommt Regen bey der Sommer-Bestellung, so darf man den Kleesamen nicht hineinschmieren. Bey windstillem Wetter säet er sich am beßten. Man nimmt auf 100 Ruthen ins Quadrat 8 Pfund

Klee-

Kleesamen, und die Regel ist: lieber zu dick, als zu dünne. Geht der Same nicht auf: so überstreut man den Acker noch einmal gegen Johannistag oder Jacobi, wenn die Gerste gemähet ist, an einem Abend, wenn Regen zu vermuthen ist. Dieses thut man auch an einzelnen leeren Flecken, wenn er nicht überall gekommen ist. Von der Sommerfrucht wird der vierte Theil des gewöhnlichen Samens weniger genommen, wenn man Klee hineinsäen will.

Den jungen Klee, nach der geerndteten Beyfrucht, im Herbst noch abzumähen, ist nicht gut, weil davon viele Stöcke auswintern. Die Schafe darf man auch nicht darauf weiden lassen: sie fressen das Herz aus den Stöcken. Nur auf leichtem Flugacker ist es rathsam, im Herbst den Klee-Acker dünn mit Mist zu überstreuen, den man im folgenden März wieder herunter harket. Gibt es aber viel Mäuse, so muß man dieses ja unterlassen.

Um das Wachsthum des Klees zu befördern, nimmt man ungebrannten gemahlnen Gips, so viel man Frucht auf den Acker säet, und bestreut ihn damit zu Ende des März oder Anfang des Aprils, wenn er frische Blätter zu treiben anfängt. Doch taugt der Gips nicht auf nassen Boden. Wo es an Gips fehlt, kann man gemahlne Steinkohlen, Mergel, Ruß, Holzasche, Seifensiederasche, Sägespäne, Mistlacke und dergleichen Düngmittel brauchen.

Sollte der Klee durch nasse Witterung und harte Fröste ausgewintert seyn, welches jedoch selten geschieht, so stürzt man den Acker, und bestellt ihn, um keinen Mangel an Fütterung zu leiden, mit Wicken, Wickhafer, Bohnenhafer, weissen Rüben, Kartoffeln, Kraut, Kohlrüben ꝛc. indem man frisch dazu dünget.

Das Abgrasen oder Mähen des spanischen Klees fängt man an, wenn die Knospen hier und da aufbrechen, und die Blüthe anfängt. Es muß nicht vor 7 oder 8 Uhr des Morgens geschehen, ehe die Sonne den Thau aufgezogen hat. Wird er naß eingebracht, so muß man ihn auf der Tenne dünn aus einander streuen und trocknen lassen, ehe man ihn verfüttert. Auf Haufen entbrennt er leicht, und wird schädlich. Die beßte Fütterungsart mit grünem Klee ist, daß man ihn mit Stroh vermischt; indem man beym Abnehmen des Klees vom Wagen oder Korbe gleich Gersten- oder Haferstroh dazwischen zettelt, oder ihn mit untermengtem Stroh gröblich auf der Hexelbank schneiden läßt. Auch kann man abwechseln mit anderm Futter zwischen dem Klee, und eine Hauptregel ist: daß man dem Vieh nicht zu viel auf einmal gebe, sondern aus jedem Futter wenigstens drey Portionen mache; zumal, wenn der Klee noch jung ist. Man muß im Anfange nur kleine Portionen geben, bis das Vieh größere vertragen lernt. Auch ist wohl zu merken, daß man das Vieh nicht gleich auf den Klee saufen lasse, denn davon wird es aufgebläht: sondern lieber ehe man ihm das Futter gibt. Jungem Vieh ist Klee-Heu besser, als grüner Klee. Muß man diesen füttern, so vermenge man ihn daher wohl mit geschnittenem Stroh. Bekommt das Kalb den Durchlauf: so gibt man ihm ein rohes Ey mit der Schale ein: dieses hilft. Den Schafen gibt man von Klee, der in der Blüthe steht, im Anfange aufs Stück etwa 4 Pfund in 4 Futtern, dann 6 Pfund in 5 Futtern, und so fort, bis auf 10 Pfund täglich. Von jungem Klee muß man mit einem halben Pfund anfangen, und wechselsweise trocknes Futter dazwischen geben.

Zum Heu wird der erste Kleewuchs mit der Gestellsense gemähet, wenn er in voller Blüthe steht, etwa

wa 14 Tage vor Johannis. Man läßt ihn in Schwaden oder gemähten Reihen liegen, bis er oben ganz dürre ist. Alsdann werden die Schwaden des Morgens oder Abends mit einer Streugabel oder Heurechen, allemal zwey gegen einander zusammen gewendet. Ist er nach einigen Tagen auf der andern Seite auch abgetrocknet, so wird er des Abends, wenn der Thau gefallen ist, auf kleine Haufen zusammen geschoben oder gerollt, und das übergebliebene Gebröse wird sogleich nachgeharkt. Des Morgens von 8 bis 9 Uhr wird zusammengehäufet und eingefahren: späterhin würden die Blätter und Blumenknospen abfallen. Fällt Regenwetter ein, so ists am beßten, den Klee in den Schwaden liegen zu lassen, und ihn hernach beym Sonnenschein des Morgens und Abends mit den Händen oder dem Rechen aufzulüften. Jedoch kann der mit der gewöhnlichen Sense gemähte Klee auch ohne Schaden auf dem Acker gestreut werden, nur muß das Wenden immer geschehen, wenn er vom Thau noch feucht ist. In Ober-Oesterreich hat man folgende nachahmungswerthe Art, den Klee auf dem Felde zu trocknen. Man nimmt starke, etwa 12 Fuß hohe Stangen oder Pfähle, durch welche über Kreutz etwa 1½ Fuß von einander, Löcher gebohrt sind. Durch diese werden unten etwa 4 bis 5 Fuß lange, oben immer kürzere Stäbe gesteckt, so daß es aussieht, wie ein vier- oder fünffacher Quirl. Diese Stangen steckt man in schicklicher Entfernung von einander fest in den Acker zwischen die Klee-Schwaden, und wirft den gemähten Klee auf dieselben, welcher auf den ausgestreckten Armen hängen bleibt, und so, da ihn die Luft überall durchziehet, bald trocknet, ohne durchs Wenden die Blätter zu verlieren.

Auf dem Heu-Boden, oder in den Scheuren oder Schoppen, darf der Klee nicht fest eingestampft werden,

den, und man muß ihm recht viel Luft lassen. Man kann zu dem Ende Hölzer einschlagen, und Querstangen daran befestigen, so daß die obere Lage auf den Stangen ruhet. Oder man legt zwischen jede Fuhre Heu eine Schicht Stroh einer Hand hoch. Hat man Raygras oder Rosgras mit unter den Klee gesäet, so ist dieses nicht nöthig. Aber die beßte Art, daß Klee-Heu aufzubewahren, ist, es in einem Schober oder Feimen aufzuthürmen, dergleichen zu Anfange dieses Unterrichts abgebildet ist.

Man wählt im Hofe oder Garten einen Ort, der trocken und keinem Wasserschaden ausgesetzt ist. Auf diesen setzt man (1) fünf lange Stangen und bindet sie (2) oben an den Spitzen mit einem Bastband oder Strick so lose zusammen, daß sie sich unten leicht auseinander geben. Diese stellt man (3) unten mit den dicken Enden gleich weit auseinander aufrechts in einen Kreis von 4 bis 5 Fuß im Durchschnitt, so daß eine Pyramide daraus wird. Die Stangen müssen desto höher und stärker seyn, je größer der Schober werden soll. Auf den Boden legt man (4) eine von 4 Brettern zusammen gefügte Röhre, wenigstens 1 Schuh hoch und breit so an, daß ein Ende davon in den innern Kreis zwischen die Stangen hinein, und das andere bis über den ganzen Umfang des Schobers hinaus reicht; damit durch diese Röhre die Luft hinein, und oben durch die Stangen wieder hinaus ziehen kann. Nun häuft und stampft man den Klee um die Stangen herum recht geschickt, so daß der Schober eine feine Rundung bekommt, so weit in die Höhe, bis (5) die Höhlung, welche die Stangen machen, noch ein oder $1\frac{1}{2}$ Fuß im Durchschnitt hat. Hier wird (6) ein Dach von Stroh an die herausragenden Stangen befestigt, welches das Heu gegen den Regen schützt, und oben über das durchgehende Loch (7) noch ein kleines Dach,

damit

damit es nicht zu der Oeffnung hineinregnet. Dieses darf aber nicht fest aufliegen.

In einem solchen Haufen bleibt das Klee- und anderes Heu am beßten verwahrt.

Eine nützliche Erfindung ist es auch, daß man den Klee grün auf der Futterbank schneidet, mit Salz und Wasser anfeuchtet, und eben so einmacht, wie Sauerkraut. So verliert er nichts durchs Eintrocknen, da sonst von 6 Centnern grünem 5 Centner eintrocknen. Das Vieh frißt den eingemachten Klee gern, und er ist ihm so gesund, wie dem Menschen das Sauerkraut. Die Kühe milchen auch vortrefflich darnach. Mengt man ihn handvollweise unter das dürre Futter, so kann es auch den hochträchtigen Kühen nichts schaden. Wer keine Fässer und Tonnen dazu hat, macht eine Grube an einem trocknen Orte, je tiefer, je besser, schlägt sie mit Thon oder Letten aus, daß sie wasserfest wird, und versiehet sie mit einem Dache. Darin kann er für ein ganzes Jahr Klee einmachen.

Den Samen zieht man vom Klee, indem man den ersten Wuchs im Frühjahr vor der Blüthe abmähen, und den zweyten stehen läßt. Doch ist es gut, auch etwas vom ersten Wuchs in Samen gehen zu lassen; wenn etwa der zweyte umschlagen sollte, wegen nasser Witterung. Man muß aber die weniger geilen Aecker dazu auswählen, wo der Klee sich nicht lagert, als auf Anhöhen, oder Aecker mit kiesigter oder steinigter Unterlage. Ein Morgen von 160 Quadrat-Ruthen kann 100 bis 150 Pfund Samen bringen, wenn alles gut geht. Wenn er reif ist, schneidet man die Köpfe mit der Sichel ab, und trocknet sie auf Tüchern. Alsdann drischt man die Samen mit Haselstöcken auf der Diele heraus. Beym Reinmachen stellt man sich in Zugwind, hält die Wurfschaufel mit Spreu und Körnern in die Höhe und läßt alles ganz langsam in einen

Kasten

Kasten herab fallen; da denn der Wind die Spreu wegführt. Für Landwirthe, welche eine bedeutende Menge Kleesamen gewinnen, ist aber dieses Verfahren zu langweilig. Sie lassen lieber den reifen Samenklee in Schwaden mähen, dann, wenn er ziemlich trocken ist in Bündel aufbinden und diese aufwärts stellen, hernach auf Plantüchern einfahren, wie es mit dem Rübsamen geschieht, und auf einem Gerüste in der Scheure aufbewahren, wo ihn die Luft durchziehen kann. An einem hellen und trocknen Winter- oder Frühlingstage werden dann die Samenköpfe von den Stengeln auf gewöhnliche Art abgedroschen, und die Körner in der Oelmühle aus den Hülsen ausgestampft. Dabey ist die Vorsicht nöthig, daß die Stampfen immer voll gehalten werden; sonst wird der Same zum Theil zerquetscht. Geschickte Müller wissen ihn auch auf der Mehlmühle von den Hülsen zu befreyen. Um die ausgestampften Körner nun von der Spreu abzusondern, schüttet man in einem auf beyden Seiten offenem Thorwege den Samen auf unten ausgebreitete Tücher von oben langsam herunter; da fallen die Körner ganz rein auf die Tücher, und die Hülsen werden von der Luft verwehet. Sollte, wegen anhaltender feuchter Witterung, der Same nicht trokken genug seyn, so kann man die abgedroschenen Köpfe vorher an der Sonne, oder auch im Backofen dörren; aber letzteres nur bey sehr mäßiger Wärme, sonst wird die Keimkraft zerstört.

Zu bemerken ist noch, daß wenn ein Kleefeld gut ausdauert, es immer vortheilhaft ist, es zwey Jahr stehen zu lassen. Die nachfolgenden Erndten, der ersparte Dünger und die wenigern Arbeitskosten und Samen vergüten das ein mal entbehrte Getreide ums dreyfache, welches schon ein zweymaliger Schnitt des Klees im zweyten Jahr völlig überträgt. Der fortgesetzte

setzte Fruchtwechsel bringt dann den größten Vortheil, wenn man folgende Ordnung beobachtet: 1) der zweyjährige Klee; 2) Gerste; 3) Brache, mit gutem Schafdünger stark gedüngt; 4) Reps; 5) Rocken; 6) Erbsen; 7) Weitzen; 8) Hafer.

Die Bestellung nach der Kleestoppel geschieht auf folgende Weise. Wenn der dritte oder vierte Klee-Wuchs eine Hand hoch ist, pflügt man ihn beym Umstürzen der Stoppel mit unter, und bestellt sogleich die Winterfrucht in die umgebrochene Stoppel, 14 Tage vor oder nach Michaelis, wenn es weder zu naß, noch zu trocken ist. Es müssen dabey schmale tiefe Furchen gezogen, und der Same tüchtig untergeeggt werden. Weitzen geräth in der Kleestoppel vortrefflich: aber auch Rocken wird darin oft schöner, als in gedüngtem Acker. Winterspelt oder Dinkel thut auch gut. Läßt sich schwerer Boden wegen Dürre oder Nässe nicht bezwingen, so bestellt man ihn über Sommer, und erhält desto schönere Gerste.

II. Luzerne, Dauerklee, ewiger Klee, auch stutterheimer, türkischer, blauköpfigter Klee genannt, ist noch ein besseres Futterkraut, als der spanische Klee. Er ist ergiebiger, wächst zeitiger im Frühjahr, und dauert länger. Er verlangt aber einen Boden, der leicht ist, mit viel Frucht- oder Damm-Erde vermischt und etwas feucht, doch nicht naß, und der 4 bis 5 Fuß tief kein Wasser unter sich hat. Denn sobald die Wurzeln auf die Nässe oder auf festen Lehmen kommen, sterben sie ab. Der Acker zu Luzerne wird im Herbst entweder zweymal gepflügt, und die Länge und Quere geeggt, oder wer es thun kann, läßt in derselben Furche einen zweyten Pflug, allenfalls einen tüchtigen Haken-Pflug folgen, und die Erde

6 bis

5 bis 8 Zoll heraufbringen, damit sie Frost und Regen im Winter durchdringen. Es ist nicht gut, frisch zu düngen, weil davon viel Unkraut wächst: sondern besser thut man, einen Acker dazu zu nehmen, der das Jahr vorher stark gedünget gewesen, und Weißkraut, Kartoffeln, türkischen Weitzen und dergl. getragen hat, und der durchs Behacken recht mürbe und von Unkraut gereinigt worden ist. Zu Ende des Aprils, oder auch später im May, Junius oder Julius wird die Luzerne an einem windstillen Abend, wenn Regen zu vermuthen ist, gesäet, und des Morgens eingehakt, oder mit einer hölzernen Egge, von einem Manne gezogen, eingeeggt: indem das Zugvieh zu tief in den lockern Boden tritt. Zur Saat wird 6 Zoll tief geackert, und auf 100 Quadrat-Ruthen etwa 8 Pfund Samen genommen. Zur Beyfrucht kann man Hafer nehmen, und mit dem jungen Klee abhauen und verfüttern; auch Sommerrübsen, Buchweitzen (Haidel) und dergl. Will das Unkraut den ohne Beyfrucht gesäeten Luzernklee überwachsen: so haut man ihn einigemal ab. Allenfalls müssen auch die kriechenden Unkräuter herausgejätet werden. Ein solcher Luzern-Acker, der im April oder May besäet worden, wird schon im ersten Sommer dreymal behauen, damit sich die Stöcke bestauden: in den folgenden Jahren aber 3 bis 4 mal. Und so dauert er 15 bis 20 Jahre; doch ist es besser, mit 8 bis 10 Jahren vorlieb zu nehmen. Er bläht das Vieh nicht so leicht auf, wie der spanische Klee, muß aber doch, wenn er jung ist, mit Vorsicht gefüttert werden, und ist im Herbst, wenn es bald reift, sehr gefährlich zu füttern. Zu Heu läßt er sich leichter machen, als jener. Wenn man nach jedem Hiebe die Stoppeln mit Mistgauche, die mit Wasser vermischt wird, oder mit Lauge von Kalk und Asche begießt: so wächst er fast zusehends. Außerdem muß

er ein Jahr ums andere mit gemahlenem ungebranntem Gips, Asche, Ruß, Mergel, Düngsalz und dergl. bestreut werden, oder vor Winters mit kurzem Mist, der im Frühjahr wieder weggebracht wird. Auch wird er alle Frühjahre mit einer eisernen Egge aufgekratzt. Wenn sich leere Plätze zeigen, besäet man sie wieder, oder läßt einen Stock daneben in Samen gehen. Ein Fleck Luzerne gibt, wenn es in gutem Stande ist, 6 mal so viel Futter, als die beßte eben so große Wiese, und man hat aus der Erfahrung berechnet, daß ein solcher Acker binnen 7 Jahren, nach Abzug aller Kosten, 60 Thlr. mehr abgeworfen hat, als das beßte Kornfeld.

Will man einen Luzern-Acker wieder zu Kornfeld umbrechen: so ist es am beßten, ihn umzugraben. Oder man spannt 2 bis 4 Pferde vor einen starken Pflug, der mit einem scharfen Sech versehen ist, und pflügt ihn bey trocknem Wetter um. Leichter geht es, wenn man den Rasen vom Acker im Herbst mit einem ordentlichen Schäl-Pflug abschälet, die Rasen auf Heufen bringt, und die Wurzelstöcke blos stehen läßt: da verfaulen sie im Winter. Im May kann man nun leicht pflügen, die Rasenhaufen vor der Saatfurche wieder ausstreuen, und den Weitzen, Spelt, Hafer, Kartoffeln und dergl. ohne weitere Düngung bestellen, und eine reiche Erndte davon erwarten. In der Folge, wenn dergleichen Aecker wieder gereinigt sind, gibt es vortreffliche Stücke zum Reps.

III. Die Esparsette, oder Esper-Klee ist das nahrhafteste und süßeste Futter für alles Vieh, besonders für Pferde, und ist gar keine Gefahr dabey. Sie wächst im schlechtesten Boden, wenn er nur einige Fuß tief überein ist, und unten kein Wasser hat. Man bereitet den Acker so zu, wie es seine Unterlage gestattet: doch muß er rein von Quecken, und wo möglich

6 Zoll

6 Zoll tief gut gepflügt und durchgearbeitet seyn. Man kann die Esparsette den ganzen Sommer hindurch säen, am beßten aber im Frühjahr, wenn schon keine starken Fröste mehr zu fürchten sind. Zum Samen nimmt man noch einmal so viel, als man Getreide auf den Morgen säet und verfährt dabey folgendermaaßen. Man säet die Hälfte des Esparsettsamens, und auch die Beyfrucht, die man dazu wählt, auf die Furche, und überstreicht darauf den Acker mit der Egge. Dann säet man die andere Hälfte des Esparsettsamens darauf, und eggt den Acker noch einmal doppelt ab.

Dieses Futterkraut gibt jährlich zwey bis drey reichliche Erndten, und Esparsett-Grummet ist dasjenige dürre Futter, das alles übrige weit übertrifft, und für alles junge Vieh, zumal für die Lämmer, von unschätzbarem Werthe ist; nur muß es recht auf dem Acker gedörrt seyn, weil es sich, im Haufen zusammen gedrückt, leicht erhitzt. Die Nutzung eines gut bestandenen Esparsett-Ackers kann 10 bis 15 Jahre dauern.

In den ersten zwey Jahren läßt man die Esparsette nicht in Samen gehen, so wenig als die Luzerne, weil die Stöcke davon leicht ausgehen. Nachher kann man es ohne Gefahr thun, und verfährt dabey auf folgende Weise. Man schneidet den reifen Samen etwa Handlang mit den Spitzen ab, stellt ihn in runde Häufchen mit den Spitzen aufwärts, worüber man einen Arm voll zur Bedeckung legt, auf den Acker, läßt ihn in Wind und Wetter 8 bis 12 Tage so stehen, bis er gut geröstet und dürr geworden ist, und drischt ihn dann gleich auf dem Acker, wenn er nicht steinigt ist, auf Plantüchern, wie den Rübsamen; indem man die Samen-Häufchen mit kleinen Tüchern zusammen trägt. Die Stoppeln haut man ab und verfüttert sie den Schafen im Winter.

33.

Wilhelm Denkers Unterricht von der Viehzucht

Nutzen magst du wohl dein Vieh,
Aber plag' und quäl' es nie!
Muß dein Pferd Noth leiden:
Kann es nicht arbeiten.
Wenig Milch, und wenig Mist
Gibt die Kuh, die wenig frißt.

Der im vorigen Capitel enthaltene Unterricht, welchen Wilhelm Denker vom Kleebau aufgesetzt hatte, kam bald aus einer Hand in die andere, und wer sich darnach richtete, hatte großen Nutzen davon. Dadurch wurden

wurden einige angehende Landwirthe, welche eben erst aus der Stadt aufs Land gezogen, und mit dem Vieh noch nicht recht umzugehen mußten, bewogen, ihn auch um einen solchen Unterricht über die Viehzucht zu bitten. Diesen brachte er an den langen Winterabenden zu Papier, und bekam dafür ein schönes angeöhrtes Goldstück zum Geschenk, das er seiner guten Frau an ihrem Geburtstage verehrte. Dieser Unterricht für neue Landwirthe lautete, wie hier folget.

Das Vieh ist der beßte Freund des Landmannes. Alle seine Arbeit am Acker ist vergebens, wenn ihm dieses keinen Dünger macht. Der Pflug geht nicht, wenn ihn Pferde und Ochsen nicht ziehen. Schmalhans regiert in der Küche, wenn die Kuh keine Milch, Butter und Käse, die Schweine kein Fleisch, Speck und Wurst, die Hühner keine Eyer liefern, und womit wollte man sich kleiden, wenn die Schafe keine Wolle gäben? Es ist daher billig, daß man das Vieh wohl abwarte, und daß man es nicht ohne Noth plage und martere. Gott hat es geschaffen, daß es ihm wohl gehe in Essen, Trinken und Ruhe, und uns Menschen hat er Vernunft gegeben, daß wir es brauchen, und ihm für seinen Nutzen wohl thun sollen, so lange es lebet. Wer also seinen Ochsen ohne Ursache schlägt, ist unvernünftiger, als der Ochs, und könnte der Ochs reden, so würde er sich umdrehen und sprechen: „du undankbarer Schlingel! Ich ernähre dich, und du schlägst mich. Wart ich will dir deinen Lohn geben —" und würde den Undankbaren mit seinen Hörnern anspießen. Keine Obrigkeit könnte den Ochsen darum strafen, daß er sich seiner Haut wehret. Das Vieh trägt aber unsre Grausamkeit mit Geduld: weil wir es von Jugend auf zahm machen, und es seufzet im Stillen wenn du es quälest. Allein Gott im Himmel hört sein Seufzen, er zählt die Striemen,

die

die du ihm schlägst, und straft die Ungerechtigkeit, di du ihm beweisest. Es ist auch gewiß: je lieber eine sein Vieh hat, und je sorgfältiger er es abwartet, de sto besser gedeihet es, und desto mehr Nutzen bring es ihm. Folgende Vorschriften, welche bey den ver schiedenen Vieh-Arten mit Nutzen zu befolgen sind, ha die Erfahrung bewähret.

I. Von den Pferden.

Vor allen Dingen muß der Stall so beschaffen seyn, daß die Pferde gesund und vergnügt darin wohnen können.

Er muß daher eine trockne, wo möglich etwas hohe Lage haben, damit das Regenwasser und die Mistjauche nicht hinein treten kann. Er muß mit kleinen Kieselsteinen gut gepflastert seyn und von der Krippe abwärts 3 bis 4 Zoll Fall haben, und eine Rinne hinter den Ständen, damit der Harn gleich abfließt. Gebohlte Stände sind noch besser, als gepflasterte. Er muß im Lichten 16 Schuh lang seyn, 10 Schuh für die Stände und 6 für den Gang dahinter, und nicht unter 11 bis 12 Schuh hoch. Er muß ordentliche Fenster haben; weil das Pferd das Licht liebt und im Finstern leicht scheu wird: die Fenster müssen aber so hoch als möglich an der Decke, und am beßten hinter den Ständen angebracht seyn. Außerdem muß man an zwey einander gegen über stehenden Wänden, unmittelbar unter der Decke, 9 Zoll ins Gevierte haltende Luftlöcher anbringen, die sich, bey strenger Kälte, durch einen Schieber verschließen lassen. Die Thür muß wenigstens $4\frac{1}{2}$ Schuh breit und 8 Schuh hoch seyn, und keine scharfkantigen sondern abgerundete Thürpfosten haben. Auch dürfen Geschirre, Sensen, Gabeln, Harken und andere Geräthschaften nicht im

Stalle

Stalle an Nägeln und Haken aufgehangen, oder an die Wände umher gestellt werden, so daß sich die Pferde daran verletzen könnten, sondern müssen einen besondern Platz haben.

Wenn auf dem Boden über dem Stalle Futter liegen soll; so muß die Decke ganz dicht und mit Lehm verstrichen seyn: sonst verdirbt es durch die Ausdünstung des Viehes.

Der Fußboden muß immer trocken gehalten, und die Streu jeden Morgen heraus gezogen und des Abends frisch gemacht werden.

Spinnenweben, Staub und Schmutz muß man fleißig abfegen. Vorzüglich muß die Krippe jeden Morgen vor dem Füttern rein ausgewischt werden. Das Pferd liebt die Reinlichkeit von Natur, wie der wohl erzogene Mensch.

Die beßte Futter-Ordnung für Pferde ist folgende: Im Sommer früh um 3 oder 4 Uhr, und im Winter eine Stunde später, nimmt man den dritten Theil von dem für den ganzen Tag zum Futter bestimmten Gemäß Hafer, und theilt dieses Drittel wieder in drey gleiche Theile, schwingt dieses Neuntel in der Schwingwanne wohl aus, vermischt es mit eben so viel Häckerling und schüttet es dünn in die Krippe hin. Der Häckerling hilft dem Pferde den Hafer verdauen, und hindert, daß es die Körner nicht ungekaut verschluckt.

Während des Fressens mistet man den Stall aus, und gibt dem Pferde frische Streu, wenn es im Stalle bleiben soll. Während des zweyten Futters reibt man das Pferd mit dem Strohwisch, striegelt es und wischt es mit einem wollenen Lappen ab. Versäumt ein fauler Knecht diese tägliche Reinigung des Pferdes, so wird es krätzig, haarschlechtig, kränklich und häßlich. Nach dem zweyten, oder auch nach dem ersten Futter tränkt

man es mit reinem Wasser. Dann bekommt es das dritte Neuntel des Futters, und während daß es dieses frißt, wird es angeschirrt, wenn es zur Arbeit gebraucht werden soll. Bleibt es im Stalle, so gibt man ihm etwas weniger Hafer, und steckt ihm zum Zeitvertreib einen Arm voll Heu auf die Raufe. Eben so wird ihm das Mittags- und Abendfutter in drey Theilen gereicht, und nach dem letzten Futter des Abends wieder Heu aufgesteckt. Auch zum Imbiß, nach der Arbeit, gibt man ihm erst etwas Heu vor dem Hafer. Frisches Heu und frischer Hafer schaden der Gesundheit, daher ein guter Landwirth immer bis Weihnachten auf altes Futter hält. Daß die Pferde auch geschrotene Pferdebohnen, Wicken und frischen Klee gern fressen, ist bekannt; nur halte man bey allem auf Reinlichkeit, und lege ihnen keine großen Haufen auf einmal vor, damit sie die Speise gehörig kauen. Jungen Klee muß man schneiden und mit Häcksel vermischen, damit sie davon nicht aufgebläht werden.

Nach der Arbeit ist es nicht genug, das Pferd in die Schwemme zu reiten, sondern man muß ihm besonders die Füße rein abwaschen und mit Strohwischen oder Lappen abtrocknen. Ist es erhitzt, so darf man es nicht ins Wasser reiten oder gleich saufen, auch nicht in kalter oder ziehender Luft stehen lassen, oder schleunig abschirren und absatteln: sondern man muß es erst allmählig abkühlen lassen, mit einem Strohwisch abreiben und mit der Pferdedecke zudecken. Ist es bis zum Schnaufen und Schwitzen angegriffen, so führe man es erst noch ein wenig herum, ehe man es in den Stall bringt. Die meisten Krankheiten des Pferdes entstehen von Erkältung nach übertriebener Anstrengung im Laufen oder Ziehen.

Die Nacht ist Niemandes Freund, auch des Pferdes nicht: gönne ihm also die nöthige Ruhe. Mußt du

es

es in der Erndte, oder beym Vorspann in Kriegszeiten über die Gebühr anstrengen, so füttre es desto besser, und lasse es zu gehöriger Zeit wieder ausruhen.

Ein sehr wohlfeiles Mittel, die Pferde immer gesund, fleischigt und ihr Haar schön glänzend zu erhalten ist folgendes, welches in Dänemark von allen Pferdebesitzern seit langer Zeit gebraucht und bewährt gefunden worden ist: Man sammelt den Samen von der großen Brenn-Nessel, trocknet ihn an der Sonne und stößt ihn in einem Mörser zu Pulver. Von diesem Pulver mengt man Morgens und Abends eine hohle Hand voll unter das Futter. Wer es oft thut, sieht seine Lust an seinen Pferden.

Für einen Landmann, der nur ein oder zwey Pferde hält, schickt es sich nicht so gut, Fohlen zu erziehen, als für solche, die mehrere haben: weil man die trächtigen Stuten vierzehn Tage vor und nach der Geburt mit Arbeit verschonen muß. Doch geht es auch, wenn man es so einrichtet, daß die Niederkunft in den Monat März oder April fällt, wo die Arbeit nicht überhäuft ist. Die Auferziehung der Fohlen kostet nicht viel, da sie bis ins vierte Jahr bloß mit Gras, Klee und Heu gefüttert, und im Sommer mit dem Rindvieh auf die Weide getrieben werden, und der Vortheil ist groß, wenn man die Summe Geld, die ein Pferd kostet, in der Tasche behalten, oder gar dann und wann ein zugezogenes verkaufen kann.

Es ist daher eine große Wohlthat, wenn die Landesobrigkeiten, wie es in vielen deutschen Ländern geschieht, zur Beförderung der Pferdezucht sogenannte Land-Gestüte unterhalten, wo jeder Landwirth seine Stute von den schönsten Hengsten belegen lassen kann. Was aber alles dabey zu beobachten ist, kann hier aus Mangel an Raum nicht beschrieben werden. Wer sich gründlich davon unterrichten will, der lese was in dem

Vieh-

Vieharzneybuch von Joh. Nikol. Rohlwes, oder in J. F. Brandts Land- und Bauerndoktor, oder in andern guten Landwirthschaftsbüchern davon gesagt ist.

II. Vom Rindvieh.

Der Stall für Kühe und Ochsen muß eben so beschaffen seyn, und so reinlich gehalten werden, wie der oben S. 294 beschriebene Pferdestall, wenn sie recht gesund darin bleiben sollen. Auch muß das Rindvieh am Leibe immer eben so sauber seyn, wie die Pferde, und daher fleißig gewaschen oder gebadet, auch gestriegelt werden, und täglich frische Streu bekommen. Es ist eine große Schande für eine Bauersfrau oder Magd, wenn ihre Kühe auf den Schenkeln mit altem angedörrten Unrath beschmiert sind.

Wer den möglichsten Nutzen von seinem Rindvieh ziehen will, muß auf eine gute, große und starke Art desselben halten, und man kann durch eigne Zucht dazu gelangen, ohne theures Schweitzer- oder andres fremdes Vieh anzuschaffen, wenn man nur immer die größten und schönsten, von den besten Milchkühen gefallenen Kälber zum Aufziehen auswählt, sie gut füttert und nicht zu bald zur Fortpflanzung kommen läßt.

Manche Landwirthe lassen die Kälber gleich von der Geburt an, oder nach etlichen Tagen, nicht an der Mutter saugen, sondern stellen sie in einen andern Stall, und tränken sie vier Wochen lang mit der warmen, von der Mutter gemolkenen Milch. Sie thun dieses, weil auf solche Art die Kuh gleich Anfangs ausgemolken werden kann, und keine Beschwerden von zurück gebliebener Milch im Euter bekommt, wenn das Kalb nicht genug trinken sollte. Wer aber lieber der Natur ihren Gang läßt, welche die Euter und Striche zum Saugen des Kalbes eingerichtet hat, der muß darnach sehen,

sehen, ob das Kalb das Euter wirklich ausleert, und nachmelken, wenn es nicht geschieht. Man muß auch bald das Kalb an drey ordentliche Mahlzeiten gewöhnen, es daher so anbinden, daß es, außer diesen, nicht zum Euter kommen kann. Sechs bis acht Wochen muß das Kalb, wenn es zur Zucht bestimmt ist, mit der Muttermilch genährt werden. Dann gewöhnt man es allmählich an das kalte Saufen, indem man ihm abgerahmte oder saure Milch, etwas erwärmt, und zuletzt kalte Molken gibt, mit etwas Rockenmehl vermischt, und dabey gutes Grummet. Ein Kalb lernt bald Milch aus dem Eimer saufen, wenn man die erstenmale die Hand so hinein hält, daß der Daumen empor steht, und es ihn, wie die Zitze der Kuh, ins Maul fassen kann. Heu oder Grummet lernt es bald fressen, wenn man ein kleines Bündel davon im Stalle an einem Stricke so hoch schwebend aufhängt, daß es damit spielt. Vier Monate wenigstens muß man die Kälber im Stalle ernähren, und ihnen zuletzt abwechselnd grünes Futter mit dem dürren geben, ehe man sie auf die Weide gehen läßt. Aber besser ist es, sie das ganze erste Jahr zu Hause zu behalten: weil sie auf der Weide von Fliegen gequält und dadurch mager und abgezehrt werden.

Ein Kuhkalb muß zwey Jahr alt werden, ehe man es bespringen läßt, wenn es auch noch so schön und groß ist, und ein Bulle über drey Jahr, ehe man ihn zur Zucht braucht. Je größer, schöner und stärker der Bulle oder Stammochs ist, desto besser gerathen die Kälber.

In der Fütterung im Stalle muß man fleißig abwechseln, damit das Vieh bey Appetit bleibe. Je besser und reinlicher alles Futter ist, desto besser gedeiht es. Dumpfiges, verschimmeltes Heu und Grummet, oder grünes Futter, das sich, in Haufen liegend,

erhitzt

erhitzt hat, kann ihm den Tod bringen. Beym frischen Klee ist daher die oben S. 283 empfohlne Vorsicht ja immer sorgfältig zu beobachten. Gibt man dem Rindvieh gebrühtes Futter, so darf es nicht mehr heiß, sondern nur mäßig warm seyn. Salz ist eine wahre Arzeney für dasselbe: man bestreue also, einen Tag um den andern, das erste Futter damit. Um das Ueberfressen zu verhüten, theile man, wie bey den Pferden, jedes Futter in drey Theile, und gebe dem Vieh nur einen auf einmal in die Krippe. Ist es damit fertig, so wird es getränkt; während es den zweyten Theil frißt, kann man es striegeln und putzen, und beym dritten melken. Wer diese Ordnung zu beschwerlich findet, darf nicht klagen, wenn ihm durch Unordnung ein Schade an seinem Vieh widerfährt. Gebraucht man das Rindvieh zur Arbeit, so muß man ihm nach dem Futter erst Zeit zum Wiederkäuen lassen, ehe man es anspannt; sonst kann es nicht recht gedeihen.

Wo die Weide sehr mager oder sumpfig ist, thut man besser, das Rindvieh immer im Stalle zu füttern, wobey man allen Mist behält, und es vor mancherley Krankheiten und Seuchen bewahret. Nur muß man es, bey gutem Wetter, alle Nachmittage ein Paar Stunden auf dem Hofe herum springen lassen. Ist die Weide gut, so muß man es doch bey nassem Wetter zu Hause behalten: weil die Kühe nicht gern nasses Gras fressen, und daher gleich weniger Milch geben. Am Tränken mit reinem Wasser darf man es nie fehlen lassen.

III. Von den Schafen.

Wer von der Schafzucht Nutzen ziehen will, muß darauf bedacht seyn, eine große, schöne Art dieser Thiere,

Thiere, mit feiner und langer Wolle zu halten. Dazu gelangt man, wenn man zur Zucht die größten, gesündesten Mutterlämmer wählt, und ächte spanische, oder von spanischen abstammende Böcke anschafft. Ein solcher Bock muß eine ansehnliche Größe haben, eine gebogene Nase, breite Stirn, große helle Augen, einen langen wollreichen Hals, breiten Rücken, langen runden Leib, weit aus einander stehende Beine, einen langen wollreichen Schwanz, ohne Stichelhaare; die Wolle muß lang und fein und über den ganzen Leib weiß seyn, und er darf auf der Haut, so auch im Maule keine schwarze, braune oder gelbe Flecken haben. Er muß, wenn er zur Zucht gebraucht werden soll, über zwey Jahr, und nicht über 7 bis 8 Jahr alt seyn. Ob ein Schaf recht gesund sey, erkennt man an folgenden Zeichen. Es trägt den Kopf hoch, hat lebhafte, offene Augen mit rothen Adern darin, eine trockne Stirn und Schnauße, feuchte Nasenlöcher ohne Roß, keinen übel riechenden Athem, ein saubres frischrothes Maul, leicht bewegliche Glieder, an der Haut fest hängende Wolle, eine weiche, geschmeidige rosenrothe Haut ohne Raude und Geschwüre; es frißt gut und wiederkäuet gehörig. Hat hingegen ein Schaf kahle Flecken am Leibe, harte und trockne Wolle, die nicht mehr weiß sondern graulicht aussieht; ist das Thier traurig, hängt den Kopf und riecht übel aus dem Maule; ist das Zahnfleisch, der Gaumen und die Zunge welk und von bleicher Farbe; sind die Adern im Auge nicht schönroth, sondern blaßroth oder gelb; fließt ihm eine schleimige Materie aus der Nase: so ist es ungesund und darf nicht zur Zucht gebraucht, sondern muß ausgemerzt werden.

Wählt man nun immer die größten und schönsten von solchen Eltern gezeugten Lämmer zur Zuzucht: so verbessert sich in Kurzem die ganze Art, trägt feinere,

um ein Drittel theurere Wolle, liefert fettere und bes-
ser schmeckende Braten und hat weniger Krankheiten
und Sterbefälle: wenn man nämlich von der noch an
vielen Orten üblichen verkehrten Art das Schafvieh zu
behandeln, abgeht, und dieses nützliche Thier so war-
tet und pflegt, wie es seine Natur fordert.

Gott hat nämlich dem Schafe einen so dicken, war-
men Winterpelz gegeben, daß es die Kälte besser ver-
tragen kann, als die Hitze, und die beßte Gattung
dieses Thiers an Wolle und Fleisch, das spanische,
bleibt das ganze Jahr unter freyem Himmel; da man
es im Sommer auf Gebirgen weidet, und im Winter
in Thäler und Ebenen treibt. Man lasse also die
Schafe bey uns auch in freyer Luft, so lange die Kälte
mäßig ist, und keine heftigen Sturmwinde, häufiger
Schnee und anhaltender Regen es nöthig machen, sie
unter Dach zu bringen. Man lasse sie daher, wenn
sie nicht ausgetrieben werden, Tag und Nacht auf dem
Hofe, oder in einem mit Horden umstellten Theile des
Grasgartens, der etwas abhängig angelegt ist, damit
die Gauche abfließen kann, und gebe ihnen hinläng-
liche Streu, daß sie trocken stehen. Wenigstens sorge
man dafür, daß ihr Stall geräumig, hell und luftig
sey, versehe ihn mit Dunströhren, gebe oft genug
frische Streu, daß sie immer trocken stehen. Je rei-
ner die Luft ist, desto gesünder ist sie für die Schafe.

Zur Weide muß man die höchsten Gegenden wäh-
len, und alle niedrige, feuchte Plätze meiden, die nur
bey anhaltend trockner Witterung mit den Schafen zu
behüthen sind. Auch darf man sie nicht weiden lassen,
bis im Winter der Reif, und im Sommer der Thau
vom Grase weg ist, wenn sie sich nicht faul und unge-
sund fressen sollen. Bey anhaltendem Regenwetter
müssen sie trocknes Futter bekommen, und bey großer
Sonnenhitze müssen sie in den Mittagsstunden unter

Bäume

Bäume oder Schoppen in Schatten getrieben werden; die Hitze erzeugt gefährliche Krankheiten.

Hat ein Ort keine gute, hinreichende Weide, wo sich die Schafe satt fressen können: so ist es besser, sie zu Hause oder in Horden zu füttern, wobey man den ganzen Dünger gewinnt, der die auf das Füttern und Streuen gewandte Mühe und Zeit reichlich vergütet.

Mit der Nahrung der Schafe ist es wie bey anderm Vieh: je besser das Futter, desto besser gedeihen sie und desto größer ist der Nutzen davon an Wolle, Fleisch, Nachzucht und Dünger. Kleeheu, mit Gersten- und Weitzenstroh zu kleinem Häckerling geschnitten und in Krippen gefüttert, damit nichts verloren gehe, ist die beßte Fütterung bey einer nicht großen Anzahl Stücke. Wer das nicht hat füttre feines süßes Wiesenheu, abwechselnd mit Erbsen- Linsen- oder Wickenstroh. Wilde Kastanien, getrocknet und geschrotet, unter das kurze Futter gemischt, sind eine Arzeney und zugleich ein nahrhaftes Futter für die Schafe. Wer keine Kastanien hat, nehme rothe Enzianwurzel und Wachholderbeeren gepülvert und unter einander gemischt, und gebe auf 32 Stück ein halbes Pfund davon unter das Futter. Vor allen Dingen versäume man nicht, wenigstens ein oder zweymal wöchentlich Salz unter dem Futter oder zum Lecken zu geben.

Viele Landleute sind der Meinung, daß öfteres Trinken den Schafen ungesund sey. Dies ist ganz falsch: nur faules stehendes Wasser ist ihnen, wie allem Vieh, schädlich. Reines, frisches Brunnenwasser bekommt ihnen wohl, und damit müssen sie alle Tage getränkt werden: denn sie trinken nie über den Durst, als wenn man sie zu lange schmachten läßt.

Zu merken ist noch, daß man die Schafe, von denen man seine Wolle gewinnen will, nicht melken

muß

muß, um Schafkäse aus der wenigen Milch zu machen, die man von ihnen bekommt.

IV. Von den Ziegen.

Die muthwilligen Ziegen gehören eigentlich für unfruchtbare Bergländer, wo sie ihre Nahrung am liebsten auf steilen Höhen und Felsenspitzen suchen, dahin weder Kuh noch Schaf gelangen kann. In solchen Gegenden pflegt man ganze Heerden zu halten und ihre sehr gesunde Milch zu Käse, das Fleisch zum Speisen und die Felle zu verschiedenen Arten von Leder zu benutzen. In fruchtbaren Ländern aber, wo gute Weiden sind, halte man lieber Schafe, wegen der einträglichen Wolle. Nur arme Leute, die keine Kuh bezahlen können, pflegen da Ziegen zu halten, und von ihrer Milch zu leben, deren zwey beynahe so viel geben, als eine Kuh, und doch mit halb so viel und weit geringerm Futter vorlieb nehmen. Doch müssen sie täglich zweymal Mehl, oder Kleye, mit etwas Salz, im Saufen bekommen, wenn sie viel und wohlschmeckende Milch geben sollen. Den jungen Zicklein darf man kein grünes Futter geben, sondern dürres Laub, und am beßten bekommt ihnen gedörrtes Weinlaub, wo man solches hat. Reinlichkeit im Stalle und öftere Bewegung in freyer Luft dienen zu ihrer Gesundheit. Im Winter muß man sie wärmer halten, als die Schafe. Daß man nach dem Sprüchwort: dem Bock nicht zum Gärtner bestellen, sondern das naschhafte Ziegenvieh von Gärten, Weinbergen und Waldungen abhalten muß, braucht nicht erinnert zu werden. Die Ziege wird nach dem zweyten und der Bock nach dem dritten Jahre zur Fortpflanzung tüchtig; und jene taugt bis zum siebenten, dieser bis zum sechsten zur Zucht. Alsdann läßt man ihn verschneiden und mästet ihn.

V. Von

V. Von den Schweinen.

Unter den mancherley Arten von Schweinen sind die beßten zur Zucht, die einen lang gestreckten Körper und hoch gebogenen Rücken, einen langen Kopf, starken Rüssel, nicht zu schlappe Ohren, ziemlich hohe Beine und einen zierlich geringelten Schwanz haben. Die Sau muß vor dem Belegen zwey bis drittehalb Jahr, und der Eber eben so alt seyn, wenn es tüchtige Ferkel geben soll, und über vier Jahre darf man sie nicht zur Zucht brauchen, sondern muß sie dann verschneiden lassen und mästen, wenn Vortheil dabey heraus kommen soll. Den Eber muß man nicht mit der Heerde laufen und nach Belieben springen lassen, sondern abgesondert halten, und die Mutterschweine einmal im März, und das zweytemal im October belegen lassen; oder, wenn man mit einer Tracht zufrieden seyn will, im Monat December. Eine Sau muß gut gefüttert werden, wenn sie trächtig ist, und ihre Jungen säugt. Die Ferkel müssen nicht länger als bis 6 Wochen an der Mutter saugen und schon von der vierten Woche an ans Fressen gewöhnt werden. Das beßte Futter für sie ist saure Milch, Spühlicht, Kleyentrank oder gebrühte Kartoffeln. Bey Rocken, Gerste und anderem Getreidefutter gedeihen sie nicht wohl, und bekommen leicht die Schweinspocken. Reinlichkeit im Stalle, fleißiges Streuen, Baden und Waschen mit Seifenwasser ist den Schweinen so zuträglich wie anderm Vieh. Sie lieben die Reinlichkeit, und wenn sie sich im Morast wälzen, thun sie es bloß, um sich abzukühlen.

Da die Schweine alles fressen, was sie nicht frißt, so ist von ihrer Fütterung und Mastung nur dieses zu bemerken. Man gebe den Schweinen ja niemals zu heißes Saufen und Fressen, sondern nur laulichtes.

Kartoffeln bekommen ihnen besser abgesotten und zu einem Brey zerdrückt, als roh. Salz ist ihnen so gesund als dem Rindvieh, aber Pfeffer ist ihnen ein wahres Gift. Bey öfterer Abwechslung im Futter werden sie fetter, als wenn sie lange Zeit Einerley bekommen. Auf die Weide darf man sie im Frühjahr und Herbst nicht eher treiben, bis der Reif vom Grase weg ist, und bey großer Hitze muß man sie an einem kühlen Ort am Wasser oder einem Sumpfe treiben, daß sie sich abkühlen können. Bey anhaltendem Regen ist es besser, sie zu Hause zu behalten. Nässe ist ihnen sehr schädlich.

VI. Vom Federvieh.

Die Hühner verlangen, wie andres Vieh, einen immer trocknen und reinen Stall, wenn sie gesund bleiben sollen. Man muß ihnen daher alle acht Tage ausmisten, und die Latten oder Stangen, worauf sie sitzen, abwaschen; sonst bekommen sie Läuse. Es ist eine schlechte Gewohnheit, den Hühnerstall über dem Schweinestall anzubringen, weil die Hühner von dem Dunst und Geruch des Schweinsmistes ungesund werden. Im Sommer muß der Stall kühl und im Winter recht warm gehalten werden, wenn sie bald und viel Eyer legen sollen. Täglich frisches, reines Wasser zum Saufen bewahrt die Hühner vor manchen Krankheiten. Ein Hahn ist genug für 10 bis 12 Hühner: man darf aber den Hahn nicht viel über drey Jahr und die Henne vier Jahr alt werden lassen, wenn man Vortheil von der Hühnerzucht haben will.

Bey dem Brüten alles Federviehes ist zu merken, daß die Brut-Henne, Gans oder Ente ihr Nest seltner verläßt, wenn sie es selbst gemacht hat, als wenn man sie an einem ihr vielleicht nicht beliebigem Orte

setzt. Auch darf man die Eyer im Neste, wenn sie einmal besessen sind, nicht angreifen und anders legen. Spitzige Eyer geben Hähne, und aus runden kommen Hühner.

Die Truthühner kosten mehr Mühe und Sorgfalt zu erziehen, als die gemeinen Hühner: man kann aber ein schönes Stück Geld daraus lösen, wenn man glücklich damit ist. Auf einen Hahn rechnet man höchstens zehn Hühner, und er taugt nur ein Jahr zur Zucht, die Hühner aber 3 bis 4 Jahr. Eins legt jährlich nur 20 bis 30 Eyer, die sie gern in Winkeln und Gebüschen verstecken. Man muß sie daher in einem besondern Stalle halten, und für jede ein besonderes Nest darin zurichten. Jeden Abend nimmt man die gelegten Eyer weg und läßt bloß das gezeichnete Nest-Ey liegen. Die Eyer verwahrt man an einem kühlen Orte, und wenn eine Henne brüten will, so legt man ihr 16 bis 18 Eyer unter, und zwar meist solche, die vorn recht spitzig zulaufen, indem diese lauter Hähne geben. Den Stall macht man ganz dunkel und hält ihn verschlossen, damit sie nicht im Brüten gestört werden. Nach Verlauf von 24 Stunden setzt man gestampftes Futter und reines Wasser vor dem Stalle hin, hebt die Bruthenne vom Neste, und bringt sie heraus zum Fressen. Hat sie sich satt gefressen und getrunken, so setzt man sie behutsam wieder aufs Nest und verschließt den Stall. So macht mans alle Tage, bis sie ausgebrütet hat, welches meistens 28 Tage dauert. Den ausgekrochenen jungen Hühnchen gibt man in den ersten 24 Stunden nichts zu fressen, alsdann hartgekochte und kleingehackte Eyer, drey Tage lang. Hierauf gekochte Erbsen, mit gehackten Eyern und kleingeschnittenen jungen Brenn-Nesseln, Salat und dergleichen Grünem vermischt, des Tags dreymal

und so viel sie fressen wollen. Nach 8 Tagen läßt man die Eyer weg, und gibt allmählich weniger Erbsen, und mehr Grünes. Treibt man sie aus, so muß man sie nicht auf Plätze bringen, wo Brenn-Nesseln stehen; sie werden krumm und lahm davon, wenn sie sich daran verbrennen. Bey großer Hitze bringe man sie in Schatten, und vor Nässe muß man sie sorgfältigst verwahren. Von Michaelis an werden sie mit Rüben, Kraut, Kartoffeln, alles klein gestampft und mit Trebern vermischt, gefüttert, und so den Winter durch erhalten, wenn man sie zur Zucht behalten will, oder gemästet und zu Geld gemacht.

Die Gänse sind in der Wirthschaft nützlich, wegen der Federn, die sie zu den Betten liefern, und des Bratens zur Kirmse und andern Herbst- und Winterfesten: sie gedeihen aber nur an solchen Orten vorzüglich, wo große Flüsse oder Teiche sind. Der Gänserich unterscheidet sich von der Gans durch einen längern Hals, dickern Kopf, längern Leib und höhere Beine. Nimmt man ihn in die Höhe so schreyt er, die Gans aber nicht, man müßte ihr denn wehe thun. Eine alte Gans erkennt man an dem hinaus stehendem spitzigen Bauche, der bey den jungen rund ist, die auch noch gelbe Füße haben.

Zu sechs bis acht Gänsen gehört ein Gänserich zur Zucht, und beyde taugen höchstens vier Jahr zur Fortpflanzung.

Die Gans fängt im Februar an, Eyer zu legen, die man sammelt, bis sie Lust zum Brüten bekommt, welches sie dadurch zu erkennen gibt, daß sie über Nacht auf dem Neste sitzen bleibt. Man gibt ihr 10, höchstens 12 Eyer zum Ausbrüten, die man im Neste neben einander legen muß. Sie sitzt 28 bis 30 Tage, während welchen man sie mit Hafer und geschnittenem

Brod

Brod füttert, und es ihr nie an frischem Wasser und Sande fehlen lassen darf. Die ausgebrochenen Gänschen werden, wie alles junge Federvieh, nicht eher aus dem Neste genommen, bis sie trocken sind, dann im Anfange eben so behandelt, wie die jungen Truthühnchen. Nach 14 Tagen kann man sie schon mit der Mutter aufs Wasser gehen lassen. Die Zeit, wenn sie zu kielen anfangen, ist die gefährlichste für ihr Aufkommen: da müssen sie Morgens und Abends mit Gerstenschrot, Kleyen, gestampften Brenn-Nesseln, und Hafer reichlich gefüttert werden: weil die großen Kiele und Federn viele Nahrung verlangen. Das Rupfen muß nicht eher geschehen, bis die Federn reif sind, welches man daran merket, daß sie von selbst auszufallen anfangen, und beym Ausraufen sich kein Blut an den Kielen zeigt; auch muß man den Hals und die Tragfedern verschonen; sonst werden sie matt und lassen die Flügel hängen. Wie man Gänse mästet, weiß jede Hausfrau, und die es etwa nicht weiß, frage ihre Nachbarin darum, was beym Stopfen für Vorsicht zu beobachten ist.

Die Enten sind noch wohlfeiler zu halten, als die Gänse: weil sie alles fressen, was ihnen vor den Schnabel kommt, und sich den größten Theil ihrer Nahrung selbst suchen, da wo Flüsse, Bäche, Teiche und Lachen sind; wo es aber daran fehlt, muß man keine Enten halten. Auf zehn bis zwölf Enten rechnet man einen Enterich, und beyde taugen drey Jahr zur Zucht. Sie brüten 28 Tage, und man legt ihnen 12 bis 13 Eyer unter: weil aber selten gute Brut-Enten zu finden sind, wegen der Freßbegierde dieser Thiere: so läßt man ihre Eyer lieber durch Hühner, Truthühner oder Gänse ausbrüten. Die Jungen werden in den ersten drey Tagen mit gehackten Eyern, mit Brodkrumen gefüttert

füttert, alsdann bekommen sie geschälten Hirsen, Weitzenkleye, genetztes Schrot, Treber und Meerlinsen. Wenn sie vier bis 6 Wochen alt sind, reicht man ihnen nur Morgens und Abends ein Futter von Salat, Kraut- und andern Blättern mit Schrot, Weitzenkleye oder grobem Mehl vermengt; im Winter Wurzelgewächse und Kartoffeln. An Wasser darf es ihnen nie fehlen, auch wenn im Winter alles gefroren ist; sonst bekommen sie verhärtete Köpfe und sterben daran.

Da die Enten weniger kosten, eben so gute Bettfedern und Braten geben, und weniger Krankheiten und Zufällen unterworfen sind, als die Gänse, auch überall Regenwürmer, Schnecken und anderes Ungeziefer begierig aufsuchen und fressen: so ist ihre Zucht für die Landwirthschaft von großem Nutzen.

Die Tauben sind zwar schöne, niedliche Thierchen, und helfen, durch ihre Jungen, der Hausfrau manchmal aus der Noth, wenn ein unvermutheter Gast einspricht und eben kein frisches Fleisch im Hause ist. Allein sie kosten zehnmal mehr zu unterhalten, als sie eintragen, wenn man sogenannte Haustauben hält, die aus der Hand gefüttert werden und nicht vom Hofe weg fliegen. Die Feldtauben aber, die ihre Nahrung im Felde suchen, sind die gefährlichsten Feinde des Ackerbaues. Sie fressen erst den vierten Theil des ausgestreuten Samens aller Art, und dann die gereiften Früchte, so daß sie oft ganze Aecker verwüsten, wenn ein Flug von hundert und mehr Stücken darüber her fällt. Man hat ausgerechnet, daß 32 Paar Feldtauben jährlich wenigstens für 30 Thaler Körner fressen, und höchstens für 6 bis 8 Thaler Junge zur Welt bringen. Man sollte daher das Halten solcher schädlichen Vögel von Obrigkeits wegen verbieten, und den Jägern erlauben, alle die sie im Felde antreffen, todt zu

schie-

schießen. Wenigstens sollte jeder Ackerbesitzer nur eine kleine Anzahl, nach der Größe seiner Feldgüter, halten dürfen, so daß der Raub, den sie verüben, nach Billigkeit auf alle Eigenthümer vertheilt würde. Wer mehr hält, als sich von seinem eignen Acker ernähren können, begeht einen Diebstahl an seinen Nachbarn, indem er sein Vieh mit fremdem, geraubtem Futter ernähret.

34.

Wie Denker seine müßigen Stunden benutzt und zu einem Neben-Verdienst angewendet.

Gott gab dir die kunstreiche Hand,
Sie zu gebrauchen mit Verstand:
Geschicklichkeit bringt in der Welt
Oft weiter, als ererbtes Geld.

Es bleiben dem Landmanne von seiner Zeit manche Stunden, Tage, und bey anhaltendem Regen und im Winter auch ganze Wochen übrig, wo er keine landwirthschaftlichen Geschäfte im Felde oder zu Hause verrichten kann. Diese bringt Mancher damit hin, daß er mit der Tabakspfeife im Munde, zum Fenster hinaus schaut, auf der faulen Bärenhaut hinter dem Ofen liegt, oder im Wirthshause zecht und sich mit Karten- und Würfelspiel belustigt. Denker hatte aber auf seinen Reisen auch Ortschaften und ganze Gegenden angetroffen, wo es Sitte ist, daß sich die Landleute mit allerley nützlichen Handarbeiten beschäftigen und Gewinn davon ziehen. So stricken z. E. in Westphalen, in der Gegend von Kloppenburg und Meppen, alle Bauersleute Strümpfe für sich und zum Verkauf.

kauf. So bald Feyerabend ist, sitzen Herr und Frau und Knecht und Magd und Kind beym Heerde oder im Schatten, mit dem Strickzeug in der Hand. Der Knecht strickt unter Weges hinter dem Mistwagen, und so die Magd und alle Hausgenossen, wenn sie aufs Feld oder über Land gehen. Im Winter versammeln sich 20, 30 Stricker in einer Stube um eine Thranlampe herum, und stricken bis um Mitternacht. Sie stricken 6 Paar Kinderstrümpfe, wenn der Kaufmann die Wolle dazu gibt, um einen Thaler, und spinnen auch die Wolle dazu. Die Strümpfe werden Wagenweise nach Holland gefahren, und meistens von den Matrosen auf den Schiffen gebraucht. Auch weben hier die Bauern das Zeug zu Kleidern alle selbst aus eigner Wolle, und färben es in Moorwasser dunkelbraun.

Im Nassauischen Dorfe Helberhausen fingen vor 100 Jahren etliche junge Bauernbursche an, zum Zeitvertreibe beym Viehhüten aus trocknem Ahornholze Eßlöffel zu schnitzen. Nach und nach lernten sie diese so fein machen, daß sich Liebhaber dazu fanden, die sie kauften. Die Löffel kamen in die Welt hinein und gefielen den Leuten immer mehr, so daß die Zahl der Löffelmacher allmählich bis auf 80 gestiegen ist. Diese machen aus einer Karre Holz, die einen Gulden kostet, 2000 Löffel, das Stück für einen halben Kreuzer, und im Ganzen geben sie das Hundert für 48 Kreuzer. Sie bringen also aus einem Gulden, den das Holz kostet, sechszehn Gulden heraus, und ein Arbeiter macht täglich ein Schock Löffel und drüber, verdient also fast einen halben Gulden. Jährlich machen sie tausend mal tausend oder eine Million Löffel, und verdienen 8000 Gulden damit.

Im Sachsen-Gothaischen herrscht in vielen Dörfern die löbliche Gewohnheit, daß auch wohlhabende Hausväter, mit ihren Söhnen und Knechten sich nicht

schämen

schämen im Winter Flachs zu spinnen, wie ihre Weiber, Töchter und Mägde, und Eins sucht es dem andern in der Anzahl des gewelften Garnes zuvor zu thun. Auf diese Weise versieht sich jede Haushaltung nicht allein reichlich mit Linnen-Zeug, sondern verkauft auch so viel Garn, daß manche ihre jährlichen Abgaben davon bestreiten kann, und den Ertrag des erzeugten Getreides ganz rein in den Beutel steckt; daher auch in diesen Dörfern ein großer Wohlstand herrscht.

In den meisten Dörfern der Ober- und Niederlausitz und in den Berg-Gegenden von Schlesien sieht man fast in jedem Bauerhause einen oder etliche Weberstühle, worauf Männer und Weiber das aus selbst gezeugtem Flachs an der Kunkel gesponnene Garn zu Leinwand, Drill oder Damast verweben. Die Bewohner des Thüringer- und Harzwaldes verfertigen allerhand hölzerne Hausgeräthe, Werkzeuge, Spielsachen für Kinder und dergleichen. Noch geschickter sind die Einwohner des Thales Berchtesgaden in den Salzburgischen Gebirgen. Diese treiben den Ackerbau und die Wiesenpflege sehr fleißig und verständig, und die Zeit, die ihnen davon übrig bleibt, verwenden sie auf allerhand künstliches Schnitzwerk, als Crucifixe, Heiligen-Bilder, Abbildungen von Thieren und menschlichen Figuren und Spielzeug aller Art, welches sie aus Knochen und Holz verfertigen, und welches von Hausirern aufgekauft, und in der halben Welt herumgebracht wird. Ja auch aus Feldsteinen wissen sie Geld zu machen. Sie verfertigen nämlich die Schusser oder steinernen polirten kleinen Kugeln, womit die Kinder spielen, auf folgende Weise. Man zerschlägt eine Art fester Kalksteine in kleine würfelichte Stücken, und stumpft die Ecken ab, worauf sie vermittelst einer kleinen Mühle rund gerieben und polirt werden.

Nicht

Nicht weniger zu bewundern ist die Geschicklichkeit der Bauern im Schwarzwalde in Schwaben. Diese verfertigen Uhren von verschiedener Art und Größe; solche wo der Guckuk so viel mal ruft, als es an der Zeit ist; oder die alle Stunden ein Lied auf kleinen Glocken spielen; oder mit einem Wecker, der die Leute aus dem Schlafe weckt; ja sogar kleine Taschen-Uhren, worin alle die künstlichen Räder und Getriebe von Holz und etwas Eisendraht gemacht sind.

In Böhmen flechten die Bauern große und kleine Handkörbe aus Stroh, auch sogar Wasser-Eimer zum Feuerlöschen, welche, inwendig mit Pech überzogen, so gute Dienste thun, als lederne, und nicht den zehnten Theil so viel kosten.

Diese und noch viel andere Arbeiten hatte Denker auf seinen Reisen hier und da Bauern so geschickt als die beßten Stadt-Meister verrichten gesehen, und obige kurze Nachrichten davon in seinem Reisebuche bemerkt. Er selbst hatte von Jugend auf Gefallen daran gefunden, alles nach zu machen, was er sah. Er hatte von seiner Mutter spinnen und stricken gelernt; dem Wagner im Dorfe hatte er abgesehen, wie man das Beil, den Hobel und die Säge führen muß; dem Schuhmacher, wie man mit der Ahle und Pfrieme Lederwerk nähet; dem Jäger, wie man Netze stricket; dem Korbflechter, wie man aus Weiden allerhand Körbe flicht. Im Schnitzen mit dem Messer hatte er sich so geübt, daß er fast so künstliche Sachen machen konnte, wie die Berchtesgader. Weil er aber, bey allem, was er vornahm, erst vernünftig überlegte, was das Beßte sey: so fand er, daß die meisten solcher Arbeiten sich nur für arme Landleute schicken, die nur wenig Feldbau haben. Der Landwirth hingegen, der so viel Feld beßitzt, als ein Mann beßtreiten kann, darf sich nicht mit solchen Nebengeschäften abgeben,

die

die anhaltenden Fleiß und Nachdenken erfordern, und die man nicht ohne Schaden zu jeder Zeit liegen lassen und wieder fortsetzen kann. Die Uhrmacher-Kunst, Bild-Schnitzerey, selbst das Weben taugt nicht für ihn. Wenn daher das Wetter nicht erlaubte, im Felde zu arbeiten, so sah Denker sich zuerst darnach um, ob nichts Nützliches und Nothwendiges zu Hause zu thun sey, als: Dünger zu bereiten, wie er es bey dem Schweitzer Kleinjogg gesehen hatte; Stroh zum Streuen zu hacken; die Kornhaufen auf dem Boden umzustechen; auszubessern, was hier und da an seinen Gebäuden oder am Geschirre schadhaft geworden war. Gab es nichts dergleichen zu verrichten, so beschäftigte er sich in seiner Werkstatt, allerley Geräthe, das der Landmann braucht, zu verfertigen, als Sensen- und Sichel-Stiele, Harken oder Rechen, Stiele zu Heu- und Mistgabeln, Aexten und Karsten, Dresch-Flegel, Wurf-Schaufeln, Ochsen-Joche und dergleichen. In den ersten Jahren seiner Haushaltung, wo er noch nicht genug Land besaß, blieb ihm dazu so viel Zeit übrig, daß er von diesen Sachen mehr zu Stande brachte, als er selbst brauchen konnte. Er verkaufte sie daher an seine Nachbarn, und löste manchen Thaler Geld daraus.

Noch mehr Gewinn zog er davon, daß er seine meisten erzeugten Früchte nicht zu Markte brachte, wie sie gewachsen waren, sondern sie erst zu einer Kaufmanns-Waare verarbeitete, die ihm besser bezahlt wurde, so daß er einen reichlichen Arbeitslohn daran verdiente. So machte er aus den Kartoffeln Stärke, Kraftmehl und Grütze; aus Runkel-Rüben und Möhren Syrup; den Lein- und Rübsamen ließ er zu Oel schlagen; Kirschen, Zwetschen, Aepfel und Birnen dörrte er recht sauber; aus Zwetschen kochte er auch gutes Muß. Da nun seine Waare immer von der

beßten Beschaffenheit war, so fand sie leicht Käufer.

Von der Bienen-Zucht hatte Denker auch großen Vortheil, indem sie manches Jahr über hundert Pfund Honig und Wachs zur Ausbeute gab.

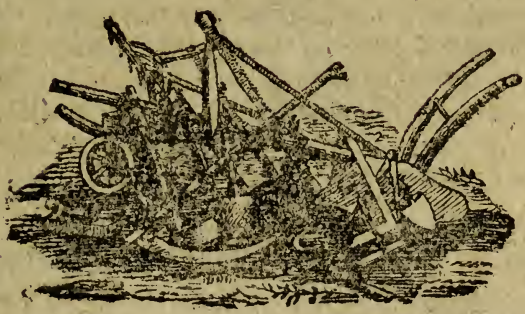
Seine Frau verstand das Federvieh recht zu pflegen, und zog jährlich eine Menge Hühner, Enten und Gänse auf, die ihr die Stadtleute um den höchsten Preis bezahlten, weil sie darauf bedacht war, solche zu einer Zeit, wo sie noch selten waren, verkaufen zu können. Ihre Butter ging reissend ab, weil sie, wegen der guten Fütterung der Kühe und der reinlichen Behandlung des Milchwesens, fetter und schöner als andere war. Kartoffel-Käse wußte sie so gut zu machen, daß er reinem Milchkäse vorgezogen wurde. Sie zog auch mehr Schweine auf, als sie jährlich verzehren konnten, und löste eine schöne Summe Geld für Wurst, Schinken und Speck, die sie gut einzusalzen und zu räuchern wußte, wozu Denker auf dem Boden eine ordentliche Rauch-Kammer hatte einrichten lassen.

Zu diesen und andern Hausarbeiten fand Denkers Frau die nöthige Zeit, weil sie nicht Stunden lang im Felde nach Gras herum zu laufen brauchte; indem er dafür sorgte, immer einen Acker mit Klee oder anderm Futter in der Nähe zu haben. Auch nahm er selbst, wenn er von der Feldarbeit heim ging, unter Weges eine Tracht Klee von seinem Acker mit. Dann ersparte sie manchen halben Tag dadurch, daß sie nicht, wie ihre Nachbarinnen, jeden Markttag in die Stadt ging, um ein Paar Groschen aus ihrer Waare zu lösen, sondern nicht eher, als bis sie eine volle Ladung hatte, die mehrere Thaler einbrachte.

Das eigentliche Kunststück, wodurch Denker und seine Sophie mit ihren vier Händen mehr ausrichteten, als andere mit achten, bestand aber darin: Jeden

Abend

Abend vor Schlafengehen sprachen sie mit einander über das, was den Tag über in der Feld- und Hauswirthschaft geschehen war, und überlegten sorgfältig, was nun das Nothwendigste sey, das morgen geschehen müsse, und wie es aufs Beßte einzurichten sey. So ging denn alles in der schönsten Ordnung von Statten, da jedes wußte, was es zu thun hatte, und alles wurde zu rechter Zeit fertig, ohne sich übermäßig anzustrengen. Die Freude über das gelungene Tagwerk machte dann, daß das Abendessen desto besser schmeckte, und wenn wieder für den folgenden Tag Rath gehalten war, sangen sie mit Herz und Mund ein Abendlied, dankten Gott für den wohl vollbrachten Tag, und begaben sich vergnügt zur Ruhe.



35.

Wie Wilhelm Denker seinen jährlichen Ueberschuß angelegt und gesparet, so daß er allmählich reich geworden.

Erwerben thut es nicht allein,
Muß's Sparen auch verstehen,
Und klüglich alles theilen ein,
Wenn alles gut soll gehen.

Durch die immer weiter gehende Verbesserung seiner Felder und seines Viehstandes, und durch die kluge Benutzung von allem, was ihm der Ackerbau und die Viehzucht einbrachte, zog nun Denker von Jahr zu Jahr immer mehr Gewinn aus seinem kleinen Gute. Es gibt aber Bauersleute, welche durch Erbschaft, durch gute Erndten in theuern Zeiten, oder durch andere Glücksfälle in kurzer Zeit reich, und hernach bald wieder arm werden. Diese mögen auch bey Denkern in die Schule gehen. Er hatte einen Wandschrank in der Stube, worin er sein Geld aufbewahrte. An die Thür von diesem Schranke klebte er ein Papier, auf welchem mit großen Buchstaben folgende Hauslehren geschrieben waren:

Spare in der Zeit: so hast du in der Noth.

Was du erspareſt brauchst du nicht erst zu erwerben.

Wenn du in der Jugend nicht sammelst, was willst du im Alter finden?

Junge Schlemmer, alte Bettler.

Kaufe nicht, was du brauchst: sondern nur, was du nicht entbehren kannst.

Richte die Ausgabe nicht nach der Einnahme, sondern nach der Nothdurft.

Vernünf-

Vernünftiger Aufwand bringt mehr ein, als unvernünftige Sparsamkeit.

Wenn das Wasser sich in Staubregen zersplittert, kann es keine Mühle treiben: darum muß nur Ein Geldbeutel im Hause seyn, und den muß der Hausvater haben.

Was des Aufhebens werth ist, laß nicht aus Faulheit liegen.

Was verdirbt, bringt weder Nutzen noch Dank.

Iß, was sättigt! Trinke, was den Durst löscht! Trage, was den Leib bedeckt: so wird deine Ausgabe die Einnahmen nicht übersteigen.

Wer kleine Risse zustopft, bekommt keine großen zu flicken.

Aus Pfennigen werden Groschen, aus Groschen Thaler, aus Kreutzern Gulden, u. s. w.

Nach diesen Sprüchen richtete er sich sorgfältig. Er gab keinen Heller Geld für Leckereyen oder für Bettelstaat aus. Es kam kein Loth Kaffee, Zucker oder fremdes Gewürz in sein Haus, und er und seine Frau und Kinder trugen nicht gern einen Faden am Leibe, den sie nicht selbst gesponnen hatten. Bey Hochzeiten, Kindtaufen und andern Gelegenheiten ließ er wohl etwas aufgehen: es durfte aber nicht viel dazu gekauft werden, sondern mußte das meiste aus seiner Wirthschaft genommen seyn. So wie er nun nach und nach an Vermögen zunahm, verthat er doch fast nicht mehr Geld als zuvor. Er pflegte zu sagen: „wenn ich satt bin und einen Rock für den Tag, und ein Bett für die Nacht habe, was brauche ich mehr? Pasteten nähren nicht besser, als Hausmannskost; ein seidner Kittel hält nicht wärmer, als ein wollener; und wer müde ist, schläft auf einem Strohsacke so ruhig, als auf Flaumfedern.“ Dagegen war er der festen Meinung: wenn Gott eine Haushaltung besonders segne, daß sie etwas übrig habe, so geschehe es deswegen, damit sie die christliche Liebe gegen Arme und Nothleidende desto mehr ausüben solle; und dies that er redlich. Vielerley

lerley Ausgaben, welche den Bauersleuten schwer fallen, ersparte er dadurch, daß er, wie schon gemeldet worden, alle entstandene kleine Schäden an seinen Gebäuden, Geräthschaften und Geschirre bey Zeiten ausbesserte, ehe sie größer wurden.

Mit dem Viehe hatte er selten Unglücksfälle: weil er es im Stalle fütterte, und die Fütterung mit großer Vorsicht, und immer gleich, einrichtete. Wegen der schönen Ordnung, die in seinem ganzen Haushalte war, ging auch sonst nicht viel zu Schaden, und wurde alles aufs höchste benutzt. Mit Feuer und Licht war er behutsam, und vor Zänkereyen und Prozessen hütete er sich, wie vor dem Feuer. Die herrschaftlichen Abgaben legte Denker immer vor dem Termin zurecht, und ehe diese berichtigt waren, kaufte er auch das Nothwendigste nicht. Dadurch ersparte er alle Executions- und andere Gebühren, und hatte sein Leben lang mit der Obrigkeit nichts zu schaffen, als wenn er etwa die für fleißige und kluge Bauern ausgesetzten Belohnungen empfing. Auf solche Art hatte er jährlich einen starken Ueberschuß der Einnahme über die Ausgabe. Er kaufte aber nicht eher neue Aecker zu, bis seine Kinder heran wuchsen, daß sie fleißig mit Hand anlegen konnten bey der Feldarbeit. Nun kaufte er allmählich ein Stückchen Land ums andere, auch sehr schlechtes, das er um ein Spottgeld bekam, und setzte eins ums andere auch in bessern Stand.

Auf diese Weise gelangte **Wilhelm Denker**, der mit keiner vollen Hufe angefangen hatte, binnen 34 Jahren zu fünf Hufen des besten Landes, und seine ganze Kunst bestand, wie man gesehen hat, in folgenden Punkten:

1) Daß

1) Daß er die Feld- und Hauswirthschaft nicht nach dem alten Schlendrian trieb; sondern alles immer besser zu machen suchte.

2) Daß er nicht mehr Land zu bauen übernahm, als er zu jeder Zeit bestreiten konnte.

3) Daß er erst den Viehstand verbesserte, und durch diesen das Land immer besser machte.

4) Daß er beym Ueberfluß schon für die Noth sorgte, und auf Vorrath auf dem Boden und im Geldbeutel bedacht war.

5) Daß er vier Kinder hatte, die so wurden, wie er und seine brave Frau.

6) Daß er in seinen Sachen Ordnung hielt, alles aufschrieb, und immer wußte, wo er zu Hause war.

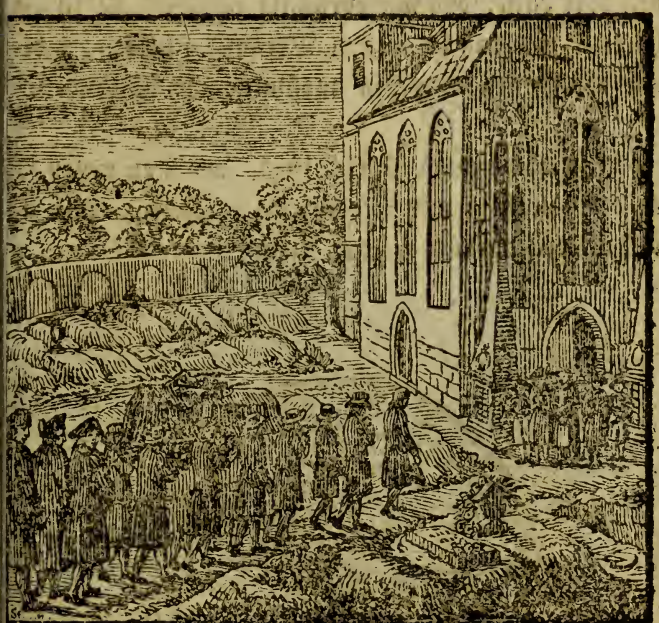
Wer es ihm in diesen Stücken fleißig nachthut, kann sicher seyn, daß ihn Gott auch segnen und reich machen wird, wenns im nütze ist. Denn manchen Leuten ist der Reichthum so gefährlich, wie einem Kinde ein spitziges Messer; so daß sie ihrer Seelen Seligkeit dadurch verscherzen. Für diese ist es besser, sie bleiben arm, und retten ihre Seele: als daß sie hier in diesem kurzen irdischen Leben reich würden, und hernach in der Ewigkeit dafür büßen müßten. Denker war kein Geizhals: er scharrte und schabte nicht alles zusammen, und hütete sich vor ungerechtem Gut. Sein tägliches Dichten und Trachten ging auch nicht eben dahin, reich zu werden, sondern nur immer dahin, wie er jede Sache am verständigsten und beßten einrichten könne, daß es Gott wohlgefalle, und daß die Menschen Freude und Nutzen davon hätten. Da kam denn der Seegen Gottes von selbst, und er wurde reich mit Ehren. Ja wohl, kann man sagen, mit Ehren: denn, der Fürst selber ehrte diesen braven Bauersmann so hoch, daß auf seinen Befehl eine Beschreibung von Wilhelm Denkers Wirthschaftswe-

sen in das Wochenblatt gesetzt werden mußte, worin er dem ganzen Lande zum Exempel vorgestellt war. Nach seinem Tode wurde der hier abgebildete Leichenstein auf sein Grab gesetzt.

Des

Des Noth- und Hülfsbüchleins dritter Theil.

Wie man sich in allerhand Nothfällen des Lebens helfen kann.



Für jede Noth hat unser Gott
Ein Mittel uns gegeben:
Zuletzt den Tod, der alle Noth
Beschließt mit neuem Leben.

Der sterbliche Mensch geräth in seinem Leben durch und ohne seine Schuld in viele Nothfälle, wo er Hülfe bedarf, und sehr oft wird ein Uebel dadurch

größer oder gar unheilbar, daß man aus Unwissenheit keine oder verkehrte Mittel dagegen anwendet. Solche Unfälle können unsre Gesundheit und Leben, unsre Nahrung und Gewerbe, unsre Wohnung und Güter, unsre häusliche Ruhe und Zufriedenheit, unsern guten Namen und unsre Gemüthsruhe betreffen. Alle diese nen aber dazu, daß wir vorsichtig werden, sie zu verhüten, und daß sie unsern Verstand schärfen, indem wir Hülfsmittel dagegen aussinnen und anwenden.

Hier folgen nun Vorschriften, wie man vielen solchen Unglücks- und Nothfällen vorbauen, und sich und andere daraus erretten kann.

36.

Von der künstlichen Beschaffenheit des menschlichen Leibes, wie auch von der großen Kunst des Arztes, und dem gottlosen Betrug der Quacksalber und Marktschreyer.

Gift, Lug und Trug bring ich zum Kauf der dummen Welt,
Wie Mücken fallen sie von meiner losen Waare;
Doch, lägen täglich hundert auf der Bahre:
Die Narren gäben mir für Quark doch blankes Geld.

„Der menschliche Leib ist so künstlich gebauet, und aus so vielerley Theilen und Gliedern zusammengesetzt,

seßt, daß man die Weisheit und Kunst, welche Gott daran bewiesen hat, nicht genug bewundern kann. Man zählt allein 249 große und kleine Knochen am Menschen. Die Knorpel, Fleischmuskeln, Sehnen oder Flechsen, Häute, Adern und Nerven sind nicht zu zählen: und alles, bis aufs kleinste Fleisch-Fäserchen, hat seine gewisse Verrichtung und seinen Nutzen. Die Knochen geben die Festigkeit, wie das Zimmerholz in einem Gebäude, und sie sind durch Knorpel und Häute so an einander gefügt, daß sie überall, wo es nöthig ist, biegsame Gelenke haben. Die Muskeln sind Fleischklumpen, welche sich, wie eine Schnecke zusammenziehen und ausstrecken, und vermittelst der Sehnen sind sie an die Knochen befestigt; so daß durch ihr Zusammenziehen oder Ausstrecken die Knochen, und dadurch alle Glieder bewegt werden. Im Kopfe ist das Gehirn, aus welchem eine Art dünner Fäden ausgehen, die man Nerven nennt. Ein Paar geht in die Nase; vier Paar zu den Augen; eins zu den Theilen am Kopfe; eins zum Gehör; eins durch den Hals zu allen Theilen der Brust und des Unterleibes; eins zu der Zunge. Aus dem Rückenmark gehen über 30 Paar solcher Nerven aus, und alle zertheilen sich, wie zarte Zweige, in die Glieder, bis in alle Pünktchen der Haut. Diese Nerven machen, daß die Seele in uns erfährt, was wir sehen, hören, riechen, schmekken und fühlen. Im Halse ist vorn die Luftröhre, durch die wir Athem holen, und dahinter ist der Schlund oder die Speiseröhre. Der Rumpf oder Leib hat inwendig zwey Höhlen, zwischen welchen das Zwergfell ausgespannt ist. Oben ist die Brusthöhle, in der die beyden Lungen liegen, und das Herz. Die Lungen ziehen, wie Blasebälge, durch das Athemholen frische Luft in uns, um das Blut abzukühlen, daß es nicht zu heiß wird. Wenn es sich daher erhißt,

so

so geht gleich das Athemhohlen geschwinder, z. E. wenn man läuft, oder bergauf steigt, oder das Fieber hat; besonders aber im Seitenstich, in der Lungenentzündung und andern Brustkrankheiten. Vermittelst der Lunge wird auch die Stimme zuwege gebracht: indem man durch diese die Luft schnell durch die Gurgel stößt, und diese mehr oder weniger zusammen zieht, daß es klar oder grob klinget. Das Herz ist fast so beschaffen, wie eine Spritze; indem es das Blut durch die Pulsadern in den ganzen Leib und alle Glieder hinaustreibt, von da es durch die Blutadern wieder ins Herz zurück fließt; durch welchen beständigen Umlauf des Blutes der Nahrungssaft in alle Glieder geführt wird. Bey jedem Druck, den so das Herz thut, geschieht ein Pulsschlag, der das Blut in den Adern weiter rückt. Man muß daher zuweilen nach dem Pulse am linken Arme gleich hinter dem Daumen fühlen: damit man merke, wie er gewöhnlich geht, und unterscheiden lerne, wenn er unordentlich geht. Bey einem gesunden Menschen geschehen nämlich in einer Minute 60 bis 70 Pulsschläge. Zählt man nun deren bey einem Kranken über ein Drittheil mehr: so ist ein heftiges Fieber da. Der Puls ändert sich auch bey Krankheiten in der Stärke und Schwäche des Anschlagens, und in der Härte und Weichheit. Ein harter Puls schlägt wider den Finger, den man daran hält, wie wenn die Ader von Holz wäre. Zuweilen ist der Puls auch unordentlich, da die Schläge nicht immer in gleicher Zeit auf einander folgen, sondern einer länger ausbleibt, als die andern, oder bald starke bald schwache Schläge geschehen; auch bleibt zuweilen nach 5 oder 10 Pulsschlägen einer gänzlich aus.

Unter dem Zwerchfelle in der Bauchhöhle liegen nun der Magen, die Leber, die Galle, die Milz, die

die Blase, das Gekröse und die Gedärme. Im Magen wird Speise und Trank durch den hinzukommenden Magensaft, und durch die Wärme und beständige Bewegung des Magens aufgelöset und in einen Brey verwandelt. Dieser Brey geht aus dem Magen in die dünnen Gedärme. Hier scheidet sich der taugliche Nahrungssaft daraus vom dem Unrathe, und tritt in die Milchgefäße des Gekröses. Aus diesem geht er in den Milchbehälter, und von da ins Blut.

Wer dieses bedenkt, wird nun leicht begreifen, was für große Wissenschaft und Kunst dazu gehört, eine Krankheit ordentlich und mit Verstand zu curiren. Man muß nämlich alle die tausend verschiedenen Theile des menschlichen Leibes auswendig und inwendig kennen und verstehen; man muß aus gewissen Kennzeichen, aus einem besondern Schmerz in jedem Theile, aus Frost und Hitze, aus dem Pulse und Athemholen, aus dem Speichel, aus dem Schweiß, aus der Verstopfung und Oeffnung des Leibes, auch aus dem Urin, und noch aus vielen andern Dingen urtheilen können, was und wo es einem Kranken fehlt. Man muß tausend und mehr Kräuter und andere Dinge kennen, und ihre Kraft wissen. Man muß geübt seyn, zu unterscheiden, wie viel man diesem oder jenem Menschen, nach seiner Natur, von einer Arzney geben darf. Denn es gibt Arzneyen, von denen ein Körnchen zu viel den Kranken tödtet, und der geringste Fehler in einer Cur, als z. E. zur unrechten Zeit Aderlassen, purgiren, Schweiß treiben, kann einen auf zeitlebens ungesund machen, oder ihm den Tod zuziehen. Alles dieses muß man also wissen und verstehen, wenn man mit gutem Gewissen Kranke curiren will; so daß ein gewissenhafter Arzt sein ganzes Leben lang daran zu studiren hat, und doch nicht auslernt. Daraus ist nun gewiß zu schließen, daß nicht jeder Mensch sich selbst curiren

kann

kann, und Bauersleute am wenigsten, da sie nicht Zeit haben, alles dieses zu lernen.

Was ist aber wohl von Leuten zu halten, welche von allem dem kein Wort verstehen, und sich doch damit abgeben, andere zu curiren? — Sie sind Betrüger und Mörder, die ihren Nächsten aus Gewinnsucht um Leben und Gesundheit bringen. Und was soll man von denen halten, die in Krankheiten bey Marktschreyern, Scharfrichtern, Schindern, Hirten, alten Weibern und andern Pfuschern und Pfuscherinnen Hülfe suchen? — Sie sind einfältige Betrogne, die ihr Geld wegwerfen, und dazu ihre Gesundheit und ihr Leben in die Schanze schlagen. Denn, wenn auch einmal einer auf die Arzney eines solchen Quacksalbers wieder gesund wird: so hat sich die Natur selbst geholfen, und er kann froh seyn, daß er für sein Geld kein Gift bekommen hat. Wollte der Schmid Schuhe machen, der Schneider Pferde beschlagen, der Schuster weben, der Weber predigen, der Pfarrer pflügen, der Amtmann dreschen: so würde jedermann sagen, das sey die verkehrte Welt, oder: was deines Amtes nicht ist, da laß deinen Fürwitz; und keiner würde bey einem Meister wollen arbeiten lassen, der seine Kunst nicht gelernt hätte. Desto vorsichtiger sollte man also bey der Arzneykunst seyn; weil es dabey auf Gesundheit und Leben ankommt, und weil sie so gar schwer zu lernen ist. Man thut hier gewiß besser, wenn man lieber gar nichts braucht, als wenn man vor die unrechte Schmide gehet, und verkehrte Mittel anwendet."

Diese Lehren las der Amtmann Justus einmal in der Versammlung vor, die er Sonntags mit seinen Bauern hielt. Wie es unter allen Ständen Leute gibt, die etwas Besonderes an sich haben, so hatte dieser Amtmann die besondere Meinung: er sey von Gott nicht allein deswegen über die Bauern gesetzt, daß

er

er ihre Streitigkeiten ausmachen und ihre Fehler bestrafen; sondern auch deswegen, daß er ihnen in allen Fällen mit Rath und That an die Hand gehen, und ihren Vortheil suchen solle. In dieser Meinung ließ er oft des Sonntags Nachmittags eine Anzahl seiner Amts-Unterthanen, was rechtliche Männer waren, in seinem Saale zusammen kommen, und erklärte ihnen den rechten Verstand und Nutzen der Landesgesetze und Rechte, und machte ihnen auch allerhand nützliche Sachen aus Zeitungen und landwirthschaftlichen Büchern bekannt und besprach sich mit ihnen darüber. Einmal trug er nun auch diese Lehren von der Beschaffenheit des menschlichen Leibes und der Arzneykunst vor. Einige Bauern wandten ihm dagegen ein: daß doch der und jener unstudirte Bauern-Doctor so geschickt wäre, daß er aus dem Urin sehen könne, wie alt einer sey, was ihm wehe thue, und wo es ihm sonst fehle; welches die studirten Aerzte wohl müßten bleiben lassen. Darauf erzählte aber der Amtmann etliche Historien von solchen Quacksalbern, deren Betrügereyen waren aufgedeckt worden. „Sie verstehen, sagte er, die Kunst, einfältige Leute auszufragen, und hernach stellen sie sich, als sähen sie das im Urin, was ihnen diese erst selbst gesagt haben. Einige richten ihre Weiber dazu ab, daß sie die Leute, welche das Wasser bringen, ausforschen, und ihnen das vorher hinterbringen, was sie nachher aus dem Urin prophezeihen. Andere horchen hinter der Thür, oder hinter einer spanischen Wand, was die Leute, welche Arzney holen wollen, unter einander reden. Einen verdorbenen Schuster habe ich selbst gekannt, der als der größte Urinprophet und Wunderdoctor in der Gegend gerühmt wurde, dessen Schwager war Schenkwirth im Dorfe. Wenn nun ein neuer Patient kam oder schickte, dessen Umstände der Schuster noch nicht wußte: so war er allezeit nicht zu Hause,

oder hatte nothwendig zu thun, und seine Frau bestellte die Leute in einer oder zwey Stunden wieder. Da gingen sie unterdessen ins Wirthshaus, und da war der Wirth darauf abgerichtet, daß er sie alles ausfragte. Was er erfuhr, schrieb er flugs in einen Brief, und schickte ihn seinem Schwager. Kamen nun die Fremden wieder hin zum Schuster, so trat er mit einer großen Perücke hervor, nahm das Uringlas in die Hand, legte den Finger an die Nase, und erzählte ihnen so viel von ihren Umständen, daß sie vor Verwunderung Maul und Nase aufsperrten. Sie bezahlten nun dem Lügenpropheten gern, was er verlangte, und dieser theilte das Geld mit seinem Schwager. Die Pillen, die er den Leuten gab, machte er aus bloßer Semmel-Krume, und vergoldete oder versilberte sie, und seine Fieber-Pulver aus Zucker und Salz und Kreide. Und dieses war noch gut, daß er seinen Patienten keine schädlichern Sachen gab. Ich habe einen Bader gekannt, der curirte das kalte Fieber durch Tropfen, zu welchen er Arsenik oder Rattengift nahm. Davon verging das Fieber, und er war deswegen berühmt, daß ers vertreiben konnte. Aber hintennach bekamen die Leute von seinen Gifttropfen schlimmere Zufälle, als das Fieber, und blieben zeitlebens ungesund." Der Pfarrer des Orts, welcher auch in der Versammlung war, erzählte ebenfalls dergleichen Geschichten, wovon etliche den Bauern selbst bekannt waren: so daß die meisten eingestehen mußten, es sey unverständig, thöricht und gefährlich, Arzneyen von Jemanden zu nehmen der die Arzneykunst nicht gelernt habe.

„Aber, sagten etliche, wir gingen freylich lieber „zu ordentlich studirten Aerzten: wenn nur die Herren „Stadt-Doctoren nicht gar zu vornehm und zu theuer „für uns wären!" Ihr guten Leute, versetzte der Amtmann darauf: die Aerzte müssen freylich von ihrer

Kunst

Kunst leben, wie ihr von der Feldarbeit, und ich von den Rechten. Allein ihr habt durchaus Unrecht, wenn ihr glaubt ein rechtschaffener Arzt werde euch übertheuern. Ein Pfuscher kann dieses wohl eher thun, da diese auf lauter Betrug ausgehen. Aber ich muß euch sogar sagen, daß nicht leicht in einem andern Stande so viel gutherzige und mitleidige Männer gefunden werden, als unter den rechten Aerzten. Die meisten dienen den Armen gern umsonst, und wenn ihr ihnen eure Umstände sagt: so werden sie gewiß die Arzneyen so wohlfeil, als möglich, einrichten. Er fragte darauf diesen und jenen: welchen ordentlichen Arzt sie gebraucht, und zu theuer oder zu vornehm gefunden hätten? Da wußte keiner einen zu nennen: sondern sie gestanden, daß sie es noch nicht probirt hätten, und nur nach dem Hörensagen urtheilten. Dieses verwies ihnen der Prediger freundschaftlich: weil es sehr unbillig sey, so zu urtheilen. Er erzählte ihnen dagegen etliche Exempel von sehr braven Aerzten, welche sich durch ihre Menschenliebe eben so hervorgethan hätten, als durch ihre Geschicklichkeit, und setzte hinzu: solche Aerzte sind Engel Gottes auf Erden, und es gibt deren Gott Lob nicht wenig! Freylich wäre es besser, wenn in jedem Umkreise von etlichen Meilen ein Arzt und ein Wundarzt von der hohen Obrigkeit angestellt, und so reichlich besoldet würde, daß er nicht vom Curiren zu leben brauchte: welches eben so nöthig wäre, als die Unterhaltung der Lehrer in Kirchen und Schulen, und der Amtleute und Schreiber. Da es aber noch nicht so ist, so rathe ich euch, künftig in Krankheiten lieber zu den Aerzten in der nächsten Stadt zu gehen, als zu den Quacksalbern. Der Prediger nannte auch einige Aerzte, die er für gut hielt, und die Bauern versprachen, sich künftig ihrer Hülfe zu bedienen.

37.

Wie man dem Arzte von einem Kranken Bericht geben soll, wenn er nicht selbst zu ihm kommen kann.

Kannst du die Sache nicht selbst von allen Seiten beseh'n:
So frage die Kreuz und die Queer: wenn? wo? und wie? sie geschehn!

Wenn nun kein Arzt im Orte, oder so nahe ist, daß man ihn sogleich selbst kommen lassen kann, wenn Jemand von einer heftigen Krankheit befallen worden ist: so muß der Bothe, der zu ihm geschickt wird, ihm einen richtigen und umständlichen Bericht von der Krankheit geben; damit er urtheilen könne, ob es nothwendig sey, daß er den Kranken selbst besuche; oder ob es genug sey, ihm Arzeneyen zu verordnen, und was für welche. Es möchten aber wohl wenig Bothen so geschickt seyn, auf alle die Umstände zu achten, die der Arzt von einer Krankheit wissen muß, wenn er die beßten Mittel dagegen verordnen soll, und mancher möchte vielleicht das Nothwendigste unter Weges vergessen. Man hat daher alle die Fragen, welche der Arzt über die Person des Kranken und über die Beschaffenheit seines Uebels zu thun hat, schriftlich aufgesetzt, wie sie hier folgen.

I. Allgemeine Fragen,

bey jedem Kranken beyderley Geschlechts.

1. Wie heißt der oder die Kranke, und wie alt ist er oder sie?
2. Ist er groß oder klein? stark von Körper oder schwächlich? Mager oder fett? Von frischer oder bleicher Gesichtsfarbe?
3. Ist er ein starker Esser? Genießt er gewöhnlich viel Gemüse

Gemüse, Mehl- und Milchspeisen, oder viel Fleischkost?

4. Trinkt er gewöhnlich Wasser oder Bier, und starkes oder schwaches? Trinkt er oft oder selten, wenig oder viel Wein oder Branntwein?

5. Welche Handthierung treibt der Kranke? und arbeitet er viel und mit Anstrengung?

6. Wie ist seine Wohnung und seine Schlafstätte beschaffen? Trocken und luftig, oder feucht, niedrig und dumpfig? Reinlich oder unreinlich?

7. Hat er vielleicht besondere, von der gewöhnlichen Lebensart der Menschen abweichende Gewohnheiten?

8. Hat er die gewöhnlichen Kinderkrankheiten, als Pocken, Masern oder Röteln gehabt, und in welchem Alter? Und haben diese vielleicht spätere schlimme Folgen nachgelassen?

9. Ist seine Natur vielleicht zu gewissen Unpäßlichkeiten geneigt, und zu welchen?

10. Hat er vielleicht vor einiger Zeit ein Fieber oder eine andere Krankheit gehabt und was für Mittel sind dagegen gebraucht worden?

11. Wie hat er sich seitdem bis zu seiner jetzigen Krankheit befunden?

12. Wie viel Tage ist er nun schon krank?

13. Wodurch hat er sich muthmaßlich das Uebel zugezogen? Etwa durch Erkältung; übertriebne Arbeit; Trinken auf Erhitzung; Ueberladung des Magens; Aergerniß; Schrecken; Betrübniß — oder durch Ansteckung von andern Kranken?

14. Hat er vielleicht etwas Ungewöhnliches gegessen, als unbekannte Beere, Samen, Wurzeln, Schwämme und dergleichen, oder Speisen, die in kupfernen, unverzinnten Gefäßen bereitet worden?

15. Mit welchen Zufällen hat das Uebel angefangen? Mit Frost und darauf folgender Hitze? Mit Kopfweh oder andern Schmerzen? Mit Mattigkeit in den Gliedern, Betäubung und dergleichen?

16. An welchem Tage und zu welcher Tageszeit empfand er den ersten, deutlich bemerkbaren Frost? Und wie oft und in welcher Zwischenzeit ist er wieder gekommen?

17. Folgt

17. Folgt auf den Frost Hitze, und geht diese in Dunst oder gar in Schweiß über, und riecht der Schweiß sauer, süßlich, oder faul wie Moder?

18. Dauert der Dunst fort, und fühlt sich die Haut des Kranken immer locker und schlaff an, oder sehr trokken und gespannt wie Leder oder Pergament?

19. Fühlt sich der Kranke gerade so an, wie er sich klagt, oder sind seine Glieder heiß anzufühlen, wenn er friert, oder kalt, wenn er über Hitze klagt?

20. Nimmt die Hitze unter dem Finger ab, womit man den Kranken anfühlt, oder wird sie je länger desto stärker und brennender?

21. Welcher Theil des Leibes schmerzt ihn besonders, und wie ist der Schmerz beschaffen? — Ist er stumpf — drückend — reissend — bohrend — stechend? — Wird er heftiger, wenn man den schmerzhaften Theil berührt?

22. Wenn er Kopfweh hat, ist es in der Stirn? Im Hinterkopf? Auf einer Seite? An einem kleinen Fleck, oder in dem ganzen Theil des Kopfs?

23. Ist irgend ein Theil des Leibes angeschwollen oder entzündet?

24. Ist dem Kranken Tag und Nacht überein zu Muthe, oder ändert sich sein Zustand, und wie?

25. Ist die Zunge des Kranken etwa dicker, als gewöhnlich? — Ist sie rein, oder mit Schleim belegt? — Ist der Ueberzug der Zunge dünn, wie ein Flor, oder dick und pelzartig? Ist er überall gleich, oder nur an der Spitze, oder hinten an der Wurzel, oder an den Seiten zu sehen? — Ist er weiß, gelb, braun, schwarz oder hochroth *). — Ist die Zunge trocken oder feucht? dürr und rissig, oder trocken und glatt, wie lackirt?

26. Hat der Kranke einen übeln Geschmack im Munde und Neigung zum Erbrechen?

27. Hat

*) Hierbey ist darauf zu sehen, ob die Farbe der Zunge etwa von genossenen Speisen oder Getränken und nicht von der Krankheit herrührt? Eine weiß belegte Zunge wird vom Kaffee dunkelbraun, von Preußelsbeeren, Mehlbeeren, Kirschen ꝛc. violett, und behält diese Farbe eine Zeit lang.

27. Hat er Appetit zum Essen, oder nicht? Durstet ihn mehr, als sonst?

28. Hat er ordentliche Leibesöffnung, oder Verstopfung, oder Durchfall, und letztern häufig, oder nur dann und wann? Nöthigt es ihn oft zum Stuhl ohne Erfolg? vielleicht mit Schmerzen?

29. Ist der Stuhlgang hart oder weich? — schleimig? von welcher Farbe? etwa blutig?

30. Geht der Harn häufig ab? wie ist er gefärbt? Verändert er sich im Stehen, und das bald oder spät? Hat er eine Wolke und schwimmt diese oben auf, in der Mitte, oder am Boden?

31. Sind die Augen lebhaft und hell, wie sonst? oder matt und trübe? oder erhitzt? Die Augenlieder angeschwollen?

32. Ist das Athemholen beschwerlicher, als gewöhnlich?

33. Hustet der Kranke oft, und geschieht es mit oder ohne Schmerzen, trocken oder mit Auswurf? Ist dieser schleimig? dünn oder zähe? weiß oder gelb? gleichförmig roth gefärbt, oder mit einzelnen rothen Pünktchen oder Fäden gezeichnet?

34. Geht der Puls viel geschwinder, als gewöhnlich? — Wie viel Schläge thut er in einer Minute? — Schlägt er mit Kraft, wie eine gespannte Darmsaite, oder matt, so daß er sich leicht wegdrücken läßt? — Ist er voll anzufühlen, wie eine Federspuhle oder starker Bindfaden? Oder ist er leer, und wie ein schwacher Bind- oder Zwirnfaden zu fühlen? — Geht er gleichmäßig, oder bald einige Schläge schneller, bald einige langsamer? — Setzt er zuweilen ganz aus?

35. Ist der Kranke noch bey Kräften, oder schon schwach? — Taumelt er, wie ein Betrunkener, auf den Füßen? — Richtet er sich noch leicht und ohne Hülfe im Bette auf? — Kann er außer dem Bette seyn, oder muß er immer liegen?

36. Ist der Kopf frey, oder betäubt? — Der Geist munter, oder niedergeschlagen? Der Verstand wie sonst, oder redet der Kranke irre? Wovon redet er in der Hitze am meisten?

37. Schläft er viel oder wenig? — ruhig oder unruhig? Hat er heitere angenehme, oder ängstliche Träume? —

Erquickt

Erquickt ihn der Schlaf, oder fühlt er sich nach demselben eben so matt, oder noch matter, als vorher?

38. Was genießt der Kranke für Speisen und Getränke?

39. Wird die Stube oder Kammer, wo er liegt, stark geheitzt, oder kühl gehalten? Ist das Bett etwa dem Zugwind ausgesetzt? Ist er weder zu leicht, noch zu schwer bedeckt?

40. Welchen Arzt und welche Mittel hat man schon gebraucht? — Hat der Kranke vielleicht schon zu Ader gelassen, am Arm oder Fuß? und wie ist ihm darauf geworden?

II. Besondere Fragen bey Kindern.

1. Wie alt ist das Kind, nach Monaten, Wochen und Tagen? Männlichen oder weiblichen Geschlechts?

2. Trinkt es an der Mutter, oder einer Amme? — Was bekommt es, außer der Muttermilch, für Nahrung?

3. Ist die Mutter oder Amme gesund? Wie ist es mit ihrer weiblichen Ordnung beschaffen? Ist sie vielleicht wieder guter Hoffnung?

4. Wird das Kind gewickelt? Wird es immer reinlich gehalten? auch in Kleidung und Wäsche?

5. Wie oft wird es gebadet?

6. Ist die Kinderstube trocken, oder feucht und dumpfig?

7. Steht die Wiege vielleicht zu nahe am Ofen, oder in Zugluft?

8. Kommt es täglich in die freye Luft bey gutem Wetter?

9. Wenn es entwöhnt ist, seit wie lange? Und was für Nahrung bekommt es?

10. Sind die Zähne im Eintreten, oder schon durchbrochen, und wie viel?

11. Ist das Kind schon krank gewesen, und an welchen Krankheiten? — Was hat man für Mittel dagegen gebraucht?

12. Hat es Haut-Ausschläge gehabt, oder noch? Böse Augen, fließende Ohren, angeschwollene Drüsen am Halse, in den Achselgruben oder in den Weichen.

13. Hat es etwa eine auffallend dicke Oberlippe, einen kurzen Hals und sehr breite Kinbacken?
14. Hat es angeschwollene Gelenke an Händen oder Füßen?
15. Ißt es, für sein Alter, sehr stark, und wird doch nicht stark und wohlbeleibt?
16. Hat es jetzt, oder sonst oft, oder immer einen sehr starken, gespannten Unterleib?
17. Hat es die Blattern, Masern und das Scharlachfieber gehabt? Und wie hat es sich nach diesen Krankheiten befunden?
18. Sind ihm die Schutzblattern oder Kuhpocken schon eingeimpft worden?

Bey Personen weiblichen Geschlechts müssen dem Arzt noch manche andere Umstände berichtet werden, welche hier nicht wohl erklärt werden können. Aber alle diese Fragen, nebst den hier fehlenden, sind besonders gedruckt in den Buchläden unter dem Titel:

Kranken-Fragen

zur Berichts-Erstattung an abwesende Aerzte — zu haben, und kosten nur 1 gr. 6 pf. (6 kr.) Landgeistliche, Schullehrer, Ortsvorsteher und andere Landwirthe, an Orten, wo kein Arzt wohnt, können sich also solche leicht anschaffen. Wird nun Jemand krank: so nimmt ein verständiger Mann diese Fragen zur Hand, und erforscht von dem Kranken und seinen Hausgenossen alle darin erwähnte Umstände aufs genaueste, und schreibt solche, als Antworten auf die Fragen, jede mit derselben Nummer, welche die Frage hat, in einen Brief. Diesen schickt man dem Arzte, den man um Hülfe bitten will; und da dieser die Kranken-Fragen auch hat: so bekommt er auf diese Weise einen richtigern und vollständigern Bericht, nach welchem er seine Verordnungen einrichten kann, als aus der mündlichen Erzählung eines noch so redseligen Bothen.

38.

Was man bey Krankheiten nicht thun soll, wenn es der Arzt nicht verordnet.

Was deines Amts nicht ist, und was du nicht verstehest,
Da pfusche nicht hinein, daß du nicht irre gehest!

Nachdem nun der brave Amtmann Justus noch einige Bemerkungen über den Gebrauch und Nutzen dieser Kranken-Fragen gemacht und die anwesenden Gemeine-Vorsteher ermahnt hatte, ein Dutzend solcher Bogen anzuschaffen, so las er der Gesellschaft noch folgende Gesundheitslehren aus seinem Buche vor.

„Viele Menschen schaden auch dadurch ihrer Gesundheit, daß sie zu viel und zur unrechten Zeit arzneyen. Es ist mit der Gesundheit beschaffen, wie mit einer Mühle. Der Müller wird gewiß nicht eher daran flicken und ausbessern, bis etwas daran entzwey gegangen, oder verrückt ist. Also muß man auch keine Arzeneyen brauchen, es sey welche es wolle, bis man es nöthig hat. Und dieses ist besonders mit dem Aderlassen und Purgiren, oder Laxiren zu beobachten. Das Aderlassen ist ein sehr gutes Mittel bey Schlagflüssen, gefährlichen Wunden, Entzündungskrankheiten, Blutspeyen und andern Nothfällen, das Leben zu retten. Auch kann es zu einem Vorbauungsmittel für vollblütige Personen dienen. Dagegen gibt es Fälle, z. E. faule Fieber, Entkräftung und andre, wo es so gut ist, als schlüge man den Patienten mit der Hand todt, wenn man ihm zur Ader läßt. Dieses Mittel darf daher niemals ohne Vorwissen und Rath eines verständigen Arztes gebraucht werden. Die Ge-

wohnheit, daß gesunde Leute jährlich ein oder etliche mal zur Ader lassen, nachdem sie in den Calender geguckt haben, ob es gut sey; so auch, daß die Weiber während der Schwangerschaft etlichemal lassen, ist gut für die Barbierer, welche jährlich ein Paar Groschen damit verdienen. Es wäre aber besser, man gäbe ihnen das Geld umsonst, als daß man sich unnöthiger Weise das Blut abzapfen läßt. Denn häufiges Blutlassen macht alt und schwach vor der Zeit, erregt Flüsse, Wassersucht und andere schlimme Zufälle. Am wenigsten dient es aber alten kraftlosen, blassen, oder armen Leuten, die wenig Fleisch essen. Solchen ist jeder Aderlaß ein Nagel zum Sarge. Man muß daher nicht eher dazu schreiten, als bis es höchst nöthig ist; oder bis es der Arzt verordnet. Und eben so ist es auch mit dem **Purgiren** oder **Laxiren** beschaffen. Dieses muß nicht alle Jahre und zu gewissen Zeiten geschehen: sondern nicht eher, als wenn der Magen verdorben ist, oder wenn es der Arzt bey einer Krankheit vorschreibt. Es gilt auch hier was die Schrift sagt: **die Starken bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken.**" — Aber nichts für ungut, gnädiger Herr, sagte der Müller, der mit da war, ich muß doch alle Jahr meinen Mühlgraben reinigen, und den gesammelten Schlamm herausschaffen: sollte es mit dem Menschen nicht eben so seyn, daß sich von dem täglichen Essen und Trinken, und von dem vielen Staube, den man bey der Arbeit einschluckt, allerley Unreinigkeiten ansetzen, die durchs Laxiren weggebracht werden müssen? — „Da hat er Recht, Meister Jacob, antwortete ihm der Amtmann darauf, solcher Unrath sammelt sich auch wohl bey uns: aber bey einem gesunden Menschen, der sich viel bewegt und viel in der freyen Luft ist, wirft die Natur solchen Unrath von selbst hinaus, durch die Nase, den Speichelauswurf,

wurf, den Schweiß und durch den Stuhlgang. Denn der Mensch ist keine solche todte Maschine, die von einer fremden Kraft bewegt wird, wie die Mühle vom Druck des Wassers: sondern er hat eignes Leben in sich. Geht dieses ordentlich von Statten, so ist er gesund, und was er genießt, wird theils regelmäßig wieder ausgeführt, theils zur Ernährung des Leibes verwendet. Wenn aber die Lebenskraft schwach, folglich der Mensch krank ist: so entstehen mancherley Unordnungen in seinem Körper, und die Ausführungen werden gestört. Es kommt aber nicht immer darauf an, die etwa angehäuften Unreinigkeiten fortzuschaffen, sondern das geschwächte Leben selbst zu stärken, damit er wieder gesund werde. Hat nun einer auch Uebelkeit und bittern Geschmack im Munde, eine unreine Zunge, Aufstossen und Mangel an Eßlust: so zeigt dieses wohl an, daß er krank ist; aber die Ursache davon kann nur ein studirter Arzt beurtheilen. Wollte der Kranke auf seine eigne Faust purgiren und laxiren, so würde er oft das Uebel noch schlimmer machen; zumal durch sehr starke Purganzen, welche die Lebenskraft schwächen und die Eingeweide verderben. Denn die Verstopfung rührt nicht immer von Unreinigkeit im Magen und in den Gedärmen her, sondern oft von Zusammenziehung der Eingeweide durch Krämpfe, welche durch heftige Purganzen noch vermehrt werden, ohne daß Oeffnung darauf erfolge. Und so gibt es noch mancherley so versteckte Ursachen der Krankheiten, daß eine große Wissenschaft dazu gehört, sie zu heben. Es bleibt also dabey, wie der Altvater Sirach spricht: Was deines Amts nicht ist, da laß deinen Vorwitz, und ehre den Arzt mit gebührlicher Verehrung, daß du ihn habest zur Noth. Denn der Herr hat ihn geschaffen, und die Arzeney kommt vom Höchsten, und Könige ehren ihn!

Weil aber der menschliche Leib so sehr künstlich gebauet ist: so muß man nicht denken, daß sich jede Krankheit so geschwind heilen ließe, wie man einen Lappen auf ein Loch flicket. Denn der Arzt kann die Arzeney nicht gerade an den kranken Theil, z. E. an die Lunge, die Leber, ins Blut hinbringen; er müßte ja sonst den Leib aufschneiden: sondern sie kommt in den Magen, wird darin ordentlich verdauet, das beßte davon gehet in den Milchsaft, aus diesem ins Blut und wird durch den Umlauf des Blutes in dem ganzen Leibe und allen Gliedern herumgeführt. Sie kann also nur ganz allmählich helfen, indem sie nach und nach die Säfte verbessert: eben so wie einem kranken Baume nicht auf einmal zu helfen ist; sondern, wenn man Mistlache an die Wurzel gießt, es eine gute Zeit dauert, bis die nahrhaften Säfte in den Aederchen des Baums in die Höhe steigen, und den Zweigen neue Kraft mittheilen. Muß man doch bey einem Beinbruche und bey äußerlichen Wunden oft lange Geduld haben, bis die Heilung folgt: desto mehr sollte man bey innerlichen Krankheiten Geduld haben, da der Arzt nicht in den Leib sehen kann; desto accurater sollte man seine Vorschriften befolgen, und nicht gleich wenn die Besserung verzögert, zu einem andern Arzte laufen, oder einnehmen, was die Nachbarn, Gevattern und Freunde anrathen, welche nichts von der Sache verstehen.

Ein eben so großer Fehler ist es auch, wenn man zu lange zögert, den Arzt zu Hülfe zu nehmen, und ihn erst ruft, wenn es recht schlimm wird. Dann kommt die Hülfe oft zu spät, und der Kranke wird ein Opfer dieser Versäumniß.

39.

Lebens-Ordnung für Kranke.

Was heute dir genützt, kann dir wohl morgen schaden:
Drum thu' und meide, was Vernunft und Klugheit rathen.

Wenn dir nicht recht wohl ist, wenn du Kopfweh, Brustschmerzen, Leibesschmerzen, Eckel, Frost, Hitze, Mattigkeit, Reissen in den Gliedern, oder sonst etwas Unrechtes an dir spürest: so mußt du in deiner täglichen Lebensordnung inne halten, bis der Fehler wieder gut gemacht ist; eben so, wie der Müller, wenn er merket, daß an der Mühle etwas zerbrochen ist, mit dem Mahlen inne hält, bis der Schaden wieder hergestellt ist; weil sonst immer mehr daran zerbrechen würde. Thue also keine so schwere Arbeit, wie sonst; hüte dich vor Erhitzung und Erkältung; suche dein Gemüth durch etwas aufzumuntern; gehe bald, ohne Abendbrod zu essen, ins Bett, und bleibe des Morgens etwas länger darin, um die Ausdünstung oder den gelinden Schweiß abzuwarten. Sperre dich aber nicht gleich in die Stube ein: sondern bewege dich zuweilen in freyer Luft, und sorge dafür, daß auch in der Stube und Schlafkammer frische Luft sey, wie S. 184 und 224 dieses Büchleins zu lesen ist.

Vor allen Dingen iß weniger, als in gesunden Tagen, um den schwachen Magen nicht zu beschweren. Hüte dich besonders vor starken hitzigen Getränken, Eyern, Kuchen, schweren Mehlspeisen und Käse. Dafür iß lieber etwas Grütze, Reis, dünne Fleischbrühsuppe oder Biersuppe. Zur Veränderung dienen Kirschen, Erdbeeren, Johannisbeeren, Himbeeren und Maulbeeren, wenn sie recht reif sind: und im

Winter

Winter gekochte Aepfel, oder gedörrte und gekochte Pflaumen und Kirschen; nur nicht zu viel auf einmal. Bey allen heftigen Krankheiten ist es wohlgethan, den Arzt zu fragen, was man essen darf, oder nicht.

Trinken kann man in Krankheiten nach Beschaffenheit des Durstes; jedoch bey heftigem Durst immer nur wenig auf einmal, damit der Magen nicht zu sehr ausgedehnt, und in der Verdauung gestört werde. Man darf aber kein starkes und kein saures oder trübes Bier, keinen Kaffee, noch weniger Branntwein trinken, und Wein nur auf Verordnung des Arztes. Wer bey einer Unpäßlichkeit, da die Kraft des Magens allezeit schwach ist, mit nahrhaften Speisen und hitzigen Getränken in die Natur stürmt, thut eben so übel und so unklug, als ein Müller, der mehr Wasser auf die Mühle schlagen wollte, wenn etwas daran entzwey ist. Willst du also bald wieder gesund werden, so trinke reines Brunnenwasser, oder koche eine Brodrinde in Wasser ab, vermische ein oder zwey Löffel voll guten Essig und etwas Honig damit; oder mische Saft von Heidelbeeren, Himbeeren, sauren Kirschen oder reifen Pflaumen unter das Wasser. Von einem solchen Getränke trinke den ganzen Tag recht oft: aber nicht viel auf einmal und nicht zu kalt, sondern laulicht. Für Fieberkranke ist reiner, recht ausgegohrner Kofent oder Nachbier auch gut zu trinken.

Bey heftigen Krankheiten, da man im Bett liegen muß, muß man immer darauf sehen, daß es in der Stube oder Kammer nicht zu hell sey, und daß dem Kranken des Tages die Sonne, und bey Nacht das Licht nicht in die Augen scheine: denn dies vermehret die Unruhe. Die Luft um ihn her muß frisch und rein seyn. Es dürfen daher nicht viel Menschen um ihn seyn, man muß wenig reden, und kein Geräusch machen. Wenn er zu Stuhl gegangen, oder das Wasser

gelassen

gelassen hat, muß der Unrath gleich hinausgeschafft werden. Abends und Morgens muß man ein Fenster eine Weile aufmachen, damit sich die Luft erfrische. Nur darf der Luftzug nicht an den Kranken kommen. Man muß daher Stühle um das Bette stellen, und Kleider daran hängen, wenn es keine Vorhänge hat, die man zuziehen kann. Im Sommer kann bey gutem Wetter und ruhiger Luft ein Fenster, das nicht zu nahe am Bette ist, Tag und Nacht offen bleiben. Wenn es sehr dumpfig in der Kammer ist, läßt man etwas kochenden Weinessig in einem kleinen Töpfchen auf Kohlen abdampfen, welches auch wider das Anstecken der Krankheit gut ist. In der heißen Sommerszeit ist es auch gut, den Fußboden der Kammer zuweilen mit Wasser oder Essig anzufeuchten. Im Winter muß die Wärme vom Ofen lange nicht so stark seyn, als sie ein Gesunder vertragen kann, und das Krankenbett muß weit vom Ofen wegstehen. Einen Kranken braucht man nicht mit dicken und schweren Federbetten zu ängstigen, sondern je leichter, je besser: wenn er nur bedeckt ist. Dagegen muß man sorgen, daß die Füße immer warm sind, und sie durch warme Steine erwärmen, wenn sie kalt werden wollen.

So lange ein Kranker Kräfte genug hat, muß er alle Tage eine Stunde außer dem Bette seyn, wenigstens eine halbe Stunde: nur muß er nicht herausgehen, wenn er eben im Schweiß liegt. Ist aber ein Kranker zu sehr entkräftet, daß er nicht aufstehen kann: so bringt man ihn wenigstens aus dem Bett auf ein andres Lager, damit sein Bett unterdessen gemacht werden kann; und wo es möglich ist, muß er alle zwey, drey Tage frisches Leinenzeug an den Leib und über die Betten bekommen. Die Krankheitsmaterie sammelt sich sonst darin, und steckt ihn immer wieder aufs neue an. Das Leinenzeug muß aber ganz trocken und durchaus gewärmt

wärmt seyn. Dieses Verfahren ist auch bey Fiebern mit Ausschlag, besonders in den Pocken oder Kinderblattern nöthig. Viele Kranke verderben blos wegen des Schmutzes, in dem man sie liegen läßt.

Wenn bey einem Kranken die Leibesöffnung zu lange ausbleibt, muß man ihm mit Klystiren dazu helfen. Dieses ist eine vortreffliche Erfindung, durch welche schon Tausende beym Leben erhalten worden sind, und Könige und Fürsten, auch andere kluge Leute, nehmen lieber zehn Klystire, als eine Purganz, um sich Oeffnung zu verschaffen. Denn die Purganz muß erst im Magen verdaut werden, und macht gemeiniglich Grimmen und Schneiden, ehe sie den verhärteten Unrath erweicht. Durch die Klystirspritze wird aber die erweichende Flüßigkeit gerade an den Ort gebracht, wo sie losweichen soll, und hilft daher geschwinder und ohne Schmerzen. Es ist auch gar keine Gefahr dabey, wie beym Laxiren, und es kostet nichts, als die Mühe, daß man eine Hand voll Camillenblumen mit einem Nösel Wasser kocht, es durchseihet, einen Löffel voll Salz hinein thut, oder Honig, und solches vermittelst einer Klystirspritze, oder eines an eine Rindsblase gebundenen Klystirröhrchens, dem Kranken in den Mastdarm spritzet. Dieses muß aber allezeit je eher je lieber geschehen, und nicht bis auf die letzte Stunde verspart werden. Es sind aber die Klystire nicht nur bey Verstopfungen nöhig und nützlich, sondern sie dienen auch zur Stärkung der Eingeweide, und zur Ableitung der Hitze. Jedoch dürfen sie, wenn die Krankheit länger fortdauert, nur auf Vorschrift des Arztes fortgebraucht werden. Manche Leute haben eine Abneigung gegen die Klystire, weil sie sich fälschlich einbilden, der Tod folge bald darauf. Dieser Irrthum kommt aber allein daher, daß man vor Zeiten, da die Erfindung der Klystire noch neu war, solche gemeiniglich

lich nicht eher zu gebrauchen sich entschloß, bis der Tod schon vor der Thür war, und dieses Mittel nichts mehr helfen konnte.

Einen Kranken muß man vor allem Schrecken, Verdruß und Aergerniß verwahren. Man darf ihm daher nicht alles zu Ohren bringen, wenn etwa ein Unglück im Hause oder im Dorfe geschiehet, und es nicht eben nothwendig ist, daß ers wisse. Christliche Nachbarn und Nachbarskinder müssen sich auch hüten, in der Nähe eines kranken Nachbars Lärmen und Geräusch zu machen, ihre Hunde bellen zu lassen und dergleichen. Denn die Ruhe und Stille hilft sehr viel zur Genesung. Dagegen muß man suchen, dem Kranken allerhand Freude zu machen: nur nicht eine sehr große Freude zu schnell. Besonders muß man ihm, wenn er auch gleich vorgibt, daß er gern sterbe, nicht sagen, daß keine Hoffnung mehr da sey. Die Furcht vor dem Tode macht die Krankheit schlimmer, so wie auch die Einbildung, daß man gewiß sterben werde, schon manchen ums Leben gebracht hat, dem noch zu helfen gewesen wäre.

Die Personen, welche einen Kranken warten, der eine ansteckende Krankheit hat, müssen zuweilen etliche Wachholderbeeren essen, dürfen sich im Essen und Trinken nicht übernehmen, wohl aber gute Bierſuppen, Wein, oder von Zeit zu Zeit einen Schluck Branntwein genießen; und wer nicht angesteckt seyn will, muß in der Kammer oder Stube, wo der Kranke liegt, nicht essen und trinken; auch den Speichel nicht hinunter schlucken, sondern ausspeyen. Er muß auch oft ein frisches Hemd anziehen, wie der Kranke, und sich fleißig Gesicht und Hände waschen. Wer den Nachtstuhl von einem solchen Kranken wegträgt, muß sich sehr in Acht nehmen, daß er den Dunst davon nicht einathme.

40.

Lebens-Ordnung für Genesende nach überstandener Krankheit.

Wenn du genesen bist, so schone Leib und Glieder
Bis du dich stärker fühlst: das Uebel kommt leicht wieder.

Viele Menschen werden von einer überstandenen Krankheit aufs neue und mit gefährlichern Umständen befallen, oder bleiben noch lange Zeit nachher schwächlich und hinfällig: weil sie zu sehr eilen, die wieder erlangten Kräfte zu benutzen, und die Lebensart wieder anzufangen, die sie vorher, bey voller Gesundheit, führten. Jede Krankheit verursacht nämlich in der so kunstreichen Einrichtung des menschlichen Körpers gewisse Unordnungen und Störungen, welche nicht auf einmal, wie etwa ein an einem Mühlwerke entstandener Schade, sondern nur allmählich, durch die nach und nach verstärkte Lebenskraft, wieder gehoben werden können. So ist z. E. der Magen durch die Krankheit geschwächt, und die Haut durch den langen Aufenthalt in der Stube und im Bett empfindlicher gegen Luft und Nässe, Hitze und Kälte geworden. Der Genesene muß daher, wenn er sich gleich nicht mehr krank fühlt, doch eine Zeit lang die nöthige Vorsicht anwenden, um seine Gesundheit recht zu befestigen, ehe er alles wieder so treibt und thut, wie vor der Krankheit. Die wichtigsten Lebensregeln, die er zu beobachten hat, sind folgende.

Vor allen Dingen muß man, wenn die Krankheit gehoben ist, den Arzt noch einmal fragen: was man zu thun und zu meiden habe, um vor einem Rückfall in dieselbe sicher zu seyn?

Man

Man muß nicht gleich wieder so viel und solche Speisen essen, wie in gesunden Tagen. Dünne Fleischsuppe und die nicht fett ist, ein wenig Fleisch ohne Fett; Biersuppe ohne geröstetes Mehl, mit einem Ey und geriebenem Brod kann man genießen; nur meide man schwer verdauliche Speisen, als Erbsen, Bohnen, Linsen, Klöse, Mehlbrey, Wurst, gekochten Schinken und dergleichen. Am gefährlichsten ist es, den Magen zu überladen. Man esse daher, wenn der Appetit stark ist, lieber wenig auf einmal und desto öfter; auch nicht mehr als einerley Speise auf einmal. Feste Speisen kaue man recht langsam. Man trinke nun nicht mehr, als der Durst erfordert, und kein trübes oder saures, sondern helles gutes Bier, oder ein Glas guten Wein zur Stärkung und für den Durst Wasser.

Bauersleute, welche Pferde haben, thun wohl, wenn sie vor dem Mittagsessen spatzieren reiten. Diese Leibesbewegung hilft viel zur Gesundheit. Wer nicht reiten kann, muß gehen: beydes muß aber des Morgens, jedoch nicht zu kurz vor dem Mittagsessen geschehen, und nicht darnach. Des Abends muß man sehr wenig essen, bald zu Bette gehen, und frühe wieder aufstehen. 7 bis 8 Stunden, länger muß man nicht im Bette bleiben.

Wer 2 bis 3 Tage verstopft bleibt, muß ein Klystir nehmen, die Leibesöffnung zu befördern, ja kein Laxirmittel, das ihn leicht wieder krank machen könnte.

Man muß nicht eher wieder ordentlich arbeiten, bis man wieder recht stark ist. Viele fallen darüber aufs neue in schwere Krankheiten, daß sie nach einem Krankenlager nicht eine oder zwey Wochen länger ruhen, und Kräfte sammeln. Vorzüglich dürfen die Weiber nach dem Kindbette nicht zu bald wieder anstren-

strengende Arbeiten verrichten: sonst werden sie vor der Zeit alt und hinfällig.

Wenn nach einer Krankheit die Füße und Schenkel aufschwellen: so ist dieses nicht gefährlich, und man darf nichts darwider brauchen, als gelindes Reiben und Waschen mit ein wenig Wein, um die Füße vom Schmerz zu befreyen, und die Ausdünstung daran zu befördern. Es zertheilt sich von selbst, wenn man Mäßigkeit im Essen und Trinken hält, und sich Bewegung macht. Wenn jedoch der Geschwulst an vier Wochen und drüber dauert: so darf man nicht säumen, den Arzt darüber zu befragen; weil es ein Anfang der Wassersucht seyn könnte.

Noch ist über die Gewohnheit, daß man, nach einer überstandnen Krankheit, und die Weiber nach dem Wochenbett, den ersten Ausgang in die Kirche zu thun pflegt, Folgendes zu bemerken. Es ist sehr löblich und Pflicht und Schuldigkeit für jeden Christen, dem lieben Gott für das wiedergeschenkte Leben und die Erlösung von den Schmerzen der Krankheit besonders und recht feyerlich zu danken. Allein, da in den Kirchen meistens kalte, und weil sie nicht alle Tage geöffnet werden, ungesunde Luft ist, und da der gewöhnliche Gottesdienst etliche Stunden dauert: so hat schon mancher Wiedergenesene, zumal bey feuchter, kalter oder stürmischer Witterung, seine Krankheit in der Kirche wiedergeholt, oder sich daselbst eine neue zugezogen, welches dem allgütigen Gott gewiß nicht wohlgefallen kann. Es ist also besser, wenn die Familie, von der eine Person krank gewesen und wiederhergestellt ist, ein Dankfest in dem großen, freyen Tempel Gottes, der bis an den Himmel reicht, feyert. Vater, Mutter und Kinder, auch wohl einige treue Nachbarn gehn an einem heitern, warmen Tage mit dem Genesenen auf einen frey und hoch gelegenen Platz vor dem Dorfe;

knien

nien da nieder und schauen aufwärts; der Hausvater
richt ein kurzes Dankgebet und alle singen dann mit
Herz und Munde: Nun danket alle Gott! Ist in
er Folge die Gesundheit des krank gewesenen völ-
ig hergestellt und fest: so mag er Gott auch in der
Kirche dafür danken.

41. 42. 43.

Diese Vorschriften sind vorn, Seite 15 bis 33 der Geschichte des Dorfs Mildheim nachzulesen.

44.

Der Verfertiger dieses Büchleins ertrinkt beynah in der Mulde, und was man hätte thun müssen ihn wieder lebendig zu machen. Desgleichen von der Wassersnoth überhaupt.

Wer andern Lehr' und Rath will geben,
Muß selbst am ersten darnach leben!

Unter den Wohlthaten, welche Gott den Menschen durch die großen Wasserflüsse erzeigt, ist es auch eine, daß man sich darin baden, und die Glieder dadurch erfri-

erfrischen und stärken kann. Ein Vater thut daher wohl, wenn er seine Kinder daran gewöhnt. Aber, bey dem Baden ist immer zweyerley Lebensgefahr: 1) daß man dabey ersaufen, 2) daß man sich Schlagflüsse, Gicht, Schwindsucht und andere gefährliche Krankheiten dadurch zuziehen kann, wenn man erhitzt ist oder schwitzet, und sich auskleidet, und ins Wasser begibt, ehe man sich abgekühlt hat. Für das Ersaufen ist gut, daß man einen sichern Ort zum Baden aussuche, wo keine Löcher und Tümpfel sind, und wo man nicht vom Strome ergriffen und fortgerissen werden kann. Mir ist es selbst widerfahren, daß ich im Jahr 1783 im Sommer mich bey Dessau in der Mulde badete, an einem Orte, wo zwey Arme des Flusses in einem Winkel auf einander stoßen und sich vereinigen. Ich bedachte nicht, daß das Wasser durch den Zusammenstoß daselbst einen Tümpfel unter sich gewühlt haben könne. Weil mir nun das Bad wohl that, ging ich zum Vergnügen so weit vom Ufer weg, daß mir das Wasser bis ans Kinn reichte. Und siehe da! auf einmal wich der Boden unter mir weg, weil es Flugsand war, und ich stürzte wohl 10 Ellen tief in den Tümpfel hinab, der wie ein Trichter ausgehöhlt war. Unten hatte das Wasser keinen Zug, mich etwa ans Ufer zu treiben, und da ich nicht schwimmen kann, so wußte ich mir nicht zu helfen. Im ersten Schrecken schluckte ich auch schon viel Wasser ein, wodurch mein Leib schwerer wurde, und mich das stillstehende Wasser desto weniger in die Höhe heben konnte. Allein, zum Glück erholte ich mich bald vom ersten Schrecken, und da fiel mir die Regel ein: **Wenn du ins Wasser fällst, so halte den Mund zu, mache die Brust breit, ziehe den Athem an, und bewege Hände und Füße.** Dies that ich: und da hob mich das Wasser sachte wieder in die Höhe, daß ich allmählich das Tageslicht wieder

mern sah. Die Hoffnung mich zu retten, gab mir nun Kräfte, daß ich mit den Händen ruderte, als ob ich schwimmen gelernt hätte, und glücklich ans Land kam. Von der Zeit an untersuche ich allezeit den Platz, wo ich mich bade, weit umher mit einem langen Stoke, und rathe allen Eltern, daß sie ihre Kinder niemals allein, ohne Beyseyn und Aufsicht erwachsener Personen, baden lassen. Auch rathe ich gern jedem, der Gelegenheit dazu hat, ordentlich schwimmen zu lernen. Dadurch verliert man die Furcht vor dem Wasser, und wer sich nicht fürchtet und gutes Muthes bleibt, wenn er hinein fällt, kann sich leicht wieder heraus helfen. So wäre ich in der eben beschriebenen Wassersnoth gewiß umgekommen, und hätte dieses Noth- und Hülfebüchlein nicht herausgeben können: wenn ich mich nicht bald vom ersten Schrecken erhohlt hätte. Denn das Jahr zuvor waren drey Handwerksbursche auf demselben Platze ertrunken; so gefährlich war dieser Tümpfel.

Mit Ertrunkenen ist es nun eben so beschaffen, wie mit Erfrornen, daß sie wie todt aussehen, und sind es doch nicht allezeit. Es erfordert daher die Christenpflicht, daß man versuche, ob solche wieder zum Leben gebracht werden können: und oft gelingt es; wenn sie nicht, wie Herzog Leopold von Braunschweig, im Wasser einen Schlagfluß bekommen haben. Die Vorschrift, wie man mit ihnen umgehet, ist folgende.

1. Wenn ein Mensch im Wasser liegt, so bringt ihn schleunigst aufs Trockne: aber behutsam, daß er nicht verletzt werde. Es ist nicht nöthig, daß man es vorher den Gerichten anzeige, oder sich darum bekümmere, in welcher Gerichtsbarkeit er liege. Es haben vielmehr alle Landesherrschaften in ganz Deutschland verordnet, daß man solchen Verunglückten so bald als möglich helfe, und den Streit über die Grenzen hinter drein ausmache. Ja

sie

sie haben sogar fast überall Belohnungen darauf gesetzt, daß man Verunglückten je eher je lieber zu Hülfe kommen soll.

2. Stellt einen Ertrunkenen ja nicht auf den Kopf, rollt ihn nicht über Fässer, und zerrt und stoßt ihn nicht gewaltsam: davon stirbt er, wenn er noch nicht todt ist. Dagegen ist es gut, seine Glieder gelinde zu bewegen.

3. Wird er weit von einem Hause aus dem Wasser gezogen: so entkleidet ihn sogleich, schneidet die Kleider ab, wenn sie nicht leicht herausgehen, trocknet ihn mit Tüchern ab, und wickelt ihn in wollene Decken oder Kleider ein, daß blos das Gesicht frey bleibt. Machet ihm auch gleich den Mund rein von dem Schlamm oder Schaum, der darin ist, welches mit der Fahne einer Feder, mit einem Grashalm, oder was man sonst bey der Hand hat, geschehen kann. Spühlt auch den Mund mit ein wenig Wasser aus, und legt den Ertrunkenen auf die Seite, daß es wieder herauslaufen kann. Ist ein Haus nahe, so geschieht dieses bequemer, wenn er hinein gebracht ist.

4. Es muß von der Stelle an gleich ein Bothe zum nächsten Arzt und Wundarzt laufen, und beyde hohlen, und sie müssen kommen.

5. Den Ertrunkenen tragt oder fahrt ins nächste zur Wiederbelebung schickliche Haus, so daß er im Tragen oder Fahren auf Stroh oder Kleidern, dabey auf der linken Seite, mit geradem Halse, und der Kopf etwas höher liegt. Hier bringt ihn in eine Stube, die nicht zu warm ist und frische Luft hat; nur daß keine Zugluft an den Ertrunkenen gehet, und leidet nicht mehr Menschen in der Stube, als zu der Sache nöthig sind. Ist es ein schöner Sommertag, so kann die Belebung in freyer Luft vorgenommen werden, indem die Sommerwärme dabey gut ist.

6. Leget den Ertrunkenen nackend auf ein Bett oder ein anderes weiches und durchwärmtes Lager, welches so stehen muß, daß man rund herum kommen kann, und decket ihn mit wollenen Pferdedecken, Mänteln oder andern Decken zu, bis ans Gesicht. Auf die Brust, die Beine, Schenkel und den Bauch, zwischen den Beinen her, leget noch besonders gewärmte wollene Tücher, und

an die Füße warme in wollene Tücher gewickelte Steine oder Wärmflaschen.

7. Nun versuchet vor allen Dingen Luft in die Lunge zu blasen. Dieß geschieht durch einen Blasebalg, den man mit der Röhre in den Mund steckt, nachdem man einen feuchten Lappen so darum gewickelt, daß die Oeffnung damit geschlossen wird. Ist kein Blasebalg zu haben, so muß ein starker Mann durch ein Röhrchen die Luft einblasen. Beym Einblasen wird zugleich die Kehle gelinde einwärts gedrückt, und einer hält die Hand auf den Unterleib, und hat Acht, ob sich die Brust hebt. Geschieht dieses, so läßt er beym Einblasen nach, und drückt wieder gelinde nach der Brust zu, so oft der Einbläser nachläßt, immer abwechselnd. Dieses wird eine Weile fortgesetzt, wenn es auch scheint, als hohlte der Ertrunkene selbst Athem, und er muß immer dabey unter der Decke liegen bleiben.

8. Wenn nun das Lufteinblasen wenigstens eine gute Viertelstunde lang fortgesetzt worden ist, so müssen zuerst die Unterschenkel und Vorderarme fleißig mit der warmen Hand, oder mit einem Hasenfell, oder einem wollenen Lappen, der auch mit Wachholderbeeren durchräuchert werden kann, gerieben werden. Allmählich fängt man auch an, die Oberschenkel, Oberarme und den Unterleib zu reiben, wobey man gelinde nach der Brust zu drücket. Die Fußsohlen kann man mit einer Bürste reiben, aber immer unter der Decke, damit kein Glied entblößt werde. Man legt auch den Körper zuweilen auf eine Seite und reibt stark den ganzen Rückgrath hinunter. Wo man inne hält mit Reiben, müssen gewärmte Tücher, Wärmflaschen oder warme eingewickelte Steine angelegt werden.

9. Nachdem man nun auch mit dem Reiben und Erwärmen eine kleine halbe Stunde fortgefahren, so wird wieder auf die vorhin beschriebene Art Luft eingeblasen, und beydes, sowohl das Lufteinblasen als Reiben muß immer abwechselnd fortgesetzt werden. Während dem Lufteinblasen kann man auch, mit großem Nutzen, einzelne Tropfen warmes Wasser, warmen Wein oder Branntwein, vermittelst einer Thee- oder Kaffeekanne, so hoch wie möglich, auf die Herzgrube herabfallen lassen. Dieses thut man zu mehrern malen, aber jedesmal wird der Kranke sogleich abgetrocknet, wohl bedeckt, und ruht eine Weile darauf. Auch kann man Lappen in warmen Wein tunken,

ten, oder auch nur in warmes Wasser, und mit stark-riechendem Spiritus besprengen und auf die Herzgrube legen.

10. Mit solchem Spiritus, z. B. Hirschhorn-Spiritus, Salmiak-Spiritus, Wein oder Branntwein, kann man auch, wenn das trockne Reiben nicht hilft, die Reibetücher besprengen, doch müssen die Tücher immer warm bleiben.

11. Ist jemand da, der damit umzugehen weiß, so kann man dem Ertrunkenen ein reitzendes Klystir setzen lassen, wozu man ein halbes Nösel scharfen Essig und eben so viel Camillenthee nimmt. Hat man Salmiak-Spiritus bey der Hand, so kann man zu einem Nösel Camillenthee ein reichliches Theelöffelchen voll mischen, und es zum Klystir brauchen. Sind keine Camillen da, so kann man bloßes Wasser nehmen.

12. Kommt das Athemhohlen nicht bald wieder, so kitzelt den Ertrunkenen mit dem Rauhen einer Feder in der Nase: blaset ihm ein wenig Schnupftaback hinein, haltet ihm geriebenen Merrettig oder Kreen, oder frisch gestoßenen Senf, auch Marum verum unter die Nase; bestreicht die Schläfe, die Gegend hinter den Ohren, den Rückgrath, die Lenden, die Brust, das Inwendige der Hände und die Fußsohlen mit Salmiak-Spiritus, Hirschhorn-Spiritus oder Branntwein, und reibet diese Theile immer dabey. Will alles dieses nicht helfen, so stichelt die Fußsohlen und unter den Nägeln an Händen und Füßen mit Nadeln, tröpfelt brennendes Siegellack auf die Haut und dergleichen.

13. Außer diesen Mitteln wird man wohl thun, den Ertrunkenen so bald wie möglich in ein warmes Bad zu setzen, welches durch allmähliches Zugießen von heissem Wasser warm erhalten wird. Während des Badens wird das Reiben und Lufteinblasen, wie oben beschrieben worden, angewendet. So bald man ihn aus dem Bade nimmt, muß man ihn sogleich in gewärmte Tücher einwickeln und in ein warmes Bett legen. Sollte sich, nachdem man dieses Verfahren ein Paar Stunden fortgesetzt hat, noch kein Leben zeigen: so läßt man ihn in dem Bette liegen, welches fortdauernd warm erhalten werden muß, bis der Arzt kommt.

14. Zeigt sich bey einer von diesen Proben ein Zucken im Gesicht, an den Augenliedern, oder in den Gliedern, eine

eine röthere Farbe auf den Lippen und Backen, ein Zittern der Lippen, ein Stöhnen, ein Heben oder ein Laun der Brust, ein schwaches und unordentliches Herzklopfen, ein Kollern und Rumpeln in den Gedärmen, oder geht von neuem Schaum aus dem Munde, so sind dieses Zeichen, daß das Leben wieder kommt.

15. Nun setzet das Lufteinblasen (Nr. 7.) und das Reiben und Erwärmen (Nr. 8.) behutsam fort; decket ihn mit durchräucherten und gewärmten Bettdecken zu, leget einen gewärmten in ein Tuch geschlagenen Ziegelstein auf die Herzgrube, und warme Flaschen oder Steine an die Fußsohlen. Für ein ertrunkenes Kind ist das beßte, wenn sich zwey gesunde Personen in ein warmes Bett legen und das Kind zwischen sich nehmen.

16. Wenn die Wärme und das Athemhohlen allmählich wieder kommt, so versuchet auch, ob das Hinunterschlingen wieder geht. Gebt dem Kranken ein wenig Thee mit Wein oder Branntwein vermischt, oder auch Warmbier in den Mund: aber nicht eher etwas frisches, bis das vorige hinunter ist.

17. Geht das Schlucken, und der Kranke hat noch Schleim in der Luftröhre, daß er röchelt, oder er will sich brechen: so gebt ihm ein paar Tassen Camillenthee mit Honig und sucht das Erbrechen zu befördern, indem ihr den Schlund mit dem in Oel getunkten rauhen Theil einer Feder reitzet, und zugleich die Herzgrube reibet, und ihm gelinde auf den Rücken klopfet.

18. Fällt er in einen ruhigen Schlaf; so laßt ihn schlafen, und wenn er erwacht, so gebt ihm ein gutes Warmbier.

19. Sobald der Arzt kommt, so thut, was dieser verordnet, und es muß ein Arzt gehohlt werden, wenn auch der Ertrunkene wieder erwacht: weil die schlimmsten Zufälle oft erst nachkommen.

20. Leute, die im Winter ertrinken und zugleich erfrieren, werden erst wieder aufgethaut, so wie es Seite 27 bis 33 dieses Buches gelehrt worden.

Bey manchen Flüssen haben die Fischer, Müller und andere Leute den Aberglauben, daß das Wasser alle Jahr einen Menschen haben müsse, der darin ersaufe;

aufe: gleichsam als wäre der Fluß ein Götze, der ei-
nen Menschen zum Opfer verlange. So haben ins-
besondere unter den Halloren in Halle, welche die ge-
schicktesten Schwimmer in Deutschland sind, einige
den falschen Glauben: die Saale müsse vor Johan-
nis-Tag einen Menschen haben, und weigern sich
wohl gar deswegen, einem darin Verunglückten Hülfe
zu leisten; daß also dieser Glaube eben so unchristlich,
als albern ist.

Was sonst ein großer Strom, ein Fluß, ja auch
ein kleiner Feldbach für eine herrliche Wohlthat Got-
tes sey, wird von uns Menschen nicht genug erkannt;
wenn wir uns gleich der Fischerey, der Schiffahrt, der
Mühlen, ja auch des Wasserkieses und des Schlam-
mes zu unserm Nutzen bedienen. Dagegen murren
viele gewaltig wider den guten Vater im Himmel, wenn
das Wasser, wie es seine Natur mit sich bringt, ein-
mal aus den Ufern tritt, und ihre Gebäude und Gär-
ten beschädigt; da sie doch selbst Schuld daran sind,
daß sie dieselben an gefährlichen Plätzen anlegen. Der
Wasserbau an großen Flüssen gehört aber für die hohen
Obrigkeiten, und Bauersleute können dabey nichts
thun, als daß sie ihre Steuern redlich dazu geben.
Bey Ueberschwemmungen muß jeder seinem Nächsten,
der in Noth kommt, treulich beystehen, und die Ein-
wohner eines Orts müssen gemeinschaftlich Hand anle-
gen. Viele Hände können bald einen Graben machen
oder räumen, einen Damm aufwerfen, oder ein Loch
zustopfen; und oft kommt es nur darauf an, daß der
anschwellenden Fluth zu rechter Zeit und am rechten
Orte Luft gemacht, oder ein kleiner Riß zugestopft wer-
de, um ein ganzes Dorf zu retten. Es kann daher
von großem Nutzen seyn, wenn man an jedem Orte
bey Zusammenkünften von jungen und alten Leuten da-
von spricht: was wohl anzufangen sey, wenn einmal

eine

eine Wasserfluth, etwa von einem Wolkenbruche, kommen sollte? Man kann sich viel leichter helfen, wenn man mit einer Gefahr voraus bekannt ist.

Das größte Uebel von Ueberschwemmungen für Menschen und Vieh kommt aber erst nach der Gefahr. Von dem ausgetretenen Wasser bleiben in den Gebäuden und Kellern, so auch auf Wiesen und Feldern, Tümpfel, Pfützen, und Schlamm zurück, woraus böse faule Dünste aufsteigen, und bey Menschen und Vieh oft schlimme Krankheiten verursachen. Um diese Gefahr abzuwenden, muß man das im Felde und auf den Wiesen stehen gebliebene Wasser durch Gräben ableiten, und das Vieh nicht aus faulen Pfützen saufen lassen. Die Brunnen müssen erst gefegt werden, ehe man wieder daraus trinket, und es ist besser, sich einstweilen des Flußwassers zu bedienen. Wasser und Schlamm muß aus den Gebäuden und Kellern, so bald als möglich, herausgeschafft, und durch Oeffnung der Thüren und Fenster alles ausgetrocknet werden. Auf die Fußböden in Stuben und Kammern streut man des Abends trocknen Sand, und schafft ihn des Morgens wieder hinaus. Wenn das Wasser zwischen den Dielen durchgedrungen ist, und die Füllung angefeuchtet hat: so muß man lieber den Fußboden aufreissen, und es damit machen, wie Seite 184. dieses Büchleins, wegen des Schwammes, vorgeschrieben ist. Man muß die Stuben, Kammern und Keller oft mit Wachholderbeeren durchräuchern, auch des Tages etliche mal Essig auf glühende Steine tröpfeln, daß er abdampfet. Alles feuchtgewordene Geräthe, auch leinen Zeug und Kleider, muß man wohl an der Luft trocknen und durchräuchern, ehe man es gebraucht. Man thut auch wohl, wenn man den ganzen Sommer hindurch lieber auf dem Dachboden schläft, als in den feuchten Stuben und Kammern. Im Felde oder auf

Wiesen

Wiesen darf man sich bald nach einer Ueberschwemmung ja nicht auf die Erde legen und schlafen, und überall muß man den Leib und die Füße wärmer halten, als sonst.

45.

Wie man Leute, die von Kohlendampf und andern Dünsten erstickt sind, wieder zum Leben bringt. Desgleichen von Basilisken, und von der Kunst Geister zu citiren.

Erforsche nur den Grund von jedem Uebel recht!
So wirst du sehn, daß Gott, nicht Satan es dir schicket,
Um dich zu bessern! Dann gebrauch die Mittel recht:
So wirst du, wenn dirs nützt, gewiß mit Hülf erquicket.

In der berühmten Stadt Danzig begab sichs im December des Jahres 1784, daß vier Leute Abends Pfannkuchen gegessen, und Branntwein darauf getrunken hatten. Nun machten sie vor dem Schlafengehen frisch Feuer in den Ofen, und legten sich zu Bett, ehe es ganz abgebrannt war. Den andern Morgen ließ sich von diesen Leuten niemand sehen, und als man gegen Mittag ihre Stubenthür aufbrach, fand man sie alle vier von dem heißen Ofendunst jämmerlich erstickt.

Man brauchte nun gleich die rechten Mittel, solche von Dunst Erstickte wieder zu beleben, welches folgende sind:

1. Man öffnet eiligst Thüren und Fenster in der Stube oder Kammer, wo einer erstickt ist, und bringt den Erstickten heraus an die freye Luft.

2. Man

2. Man entkleidet ihn geschwind, macht vor allen Dingen die Strumpfbänder, Gürtel, Halsbinde, Schnürleib oder Schnürbrust, und alles, was fest anliegt und drücket, los; legt ihn, wenn er nur nicht bis zum Erstarren kalt ist, im Freyen auf den Erdboden hin, mit dem Kopfe etwas höher, und bespritzt ihn mit kaltem Wasser, besonders den Kopf. Auch bläset man ihm Luft ein, wie Seite 356 beschrieben steht, und besprengt während dessen die Herzgrube oft mit kaltem Wasser.

3. Unterdessen läuft einer zum Arzt, und ein anderer macht eine Bank zurecht, worauf man den Erstickten setzen und ihn daran binden kann.

4. Sitzt er darauf fest, so fähret man fort, ihm ein Glas eiskaltes Wasser ums andere aus einiger Entfernung ins Gesicht und in die Herzgrube zu spritzen. Man legt ihm auch in kaltes Wasser getunkte Tücher oder Stücken Eis unter die Achseln und auf die Brust.

Diese Mittel, die man allezeit zuerst braucht, wollten aber bey diesen vier Leuten nicht anschlagen: weil sie nicht blos betäubt, sondern wirklich erstickt waren. Man brachte sie daher in eine Stube, die nicht eingeheitzt war, und machte die Fenster darin auf. Man setzte sie auf eine Bank und hing ihnen Mäntel um. Die Beine der vier Leute setzte man bis an die Knie in ein laulichtes Fußbad, zu dem nach und nach mehr warmes Wasser zugegossen wurde. Der Wundarzt schlug jedem eine Ader am Halse. Man hielt ihnen Essig und starken Branntwein unter die Nase, auch Hirschhorn-Spiritus und dergleichen. Man blies ihnen aufs neue Luft in die Lunge; und als einer Zeichen des Lebens von sich gab, spritzte man ihm wieder frisches Wasser ins Gesicht, und fuhr damit lange fort. Auf solche Art kamen nach einer halben Stunde zwey von den Leuten wieder zu sich selbst. Diese kleidete man nun wärmer an, führte sie ein wenig herum, daß sie in Bewegung kamen, gab ihnen viel Wasser mit Essig und ein wenig Salpeter vermischt zu trinken, und ließ

sie

ie hernach einnehmen, was der Doctor verordnete. Mit den andern beyden dauerte es länger. Endlich brachte man sie durch Tabaksklystire wieder zum Leben. Sie blieben aber alle vier etliche Tage krank, und einer davon starb den dritten Tag. — Aderlässe und Tabaksklystire dürfen in solchen Fällen nicht eher gebraucht werden, bis es der Arzt für gut findet.

Man hat auch Exempel, daß Leute im Keller ersticken, wenn Bier, junger Wein, oder Aepfel- und Birn-Most darin liegt und gährt oder arbeitet. Da geht aus dem Getränke, durch die innerliche Bewegung, eine Art Dunst-Luft heraus, welche die Lichter auslöschet und Menschen und Thiere erstícket. Eben dieses geschiehet bey den Bäckern und Schmiden, wenn sie ausgedämpfte Kohlen im Keller aufschütten. Aus solchen Exempeln ist nun der Aberglaube gekommen, daß gewisse Geister und Gespenster den Leuten die Lichter ausblasen, und ihnen den Hals umdrehen sollen; welches der weise und gütige Schöpfer gewiß nicht zulassen würde, wenn es auch möglich wäre. Man kann aber einem solchen Unglücke auf folgende Art zuvorkommen. Man laufe nicht gerades Weges in einen Keller hinein, wo gährende Getränke oder dunstige Kohlen sind: sondern man werfe, ehe man hinunter steigt, angezündetes Stroh oder Papier vor sich hin. Brennt dieses fort, so ist keine Gefahr vorhanden: löscht es aber aus, so muß man bey Leibe nicht gerade zu gehen: sondern erst den Keller von den bösen Dünsten reinigen. Man legt nämlich vor die Kellerthür ein Bund Stroh und zündet es an. Die Flamme davon zieht nun die Luft außer dem Keller stark an an sich, so daß ein Wind entsteht, welcher die Dünste hinausjagt. Ist das Bund Stroh verbrannt, so macht man die Probe noch einmal. Es ist auch gut, etliche Flintenschüsse hinein zu thun. Geschieht aber ein sol-

cher

cher Fall, daß ein Mensch, der in einem Keller etwas zu schaffen hat, über die Zeit ausbleibet: so muß nicht geradezu ein anderer hineinlaufen, ihn zu suchen; sondern man muß die gefährliche Luft auf die eben beschriebene Art erst aus dem Keller schaffen. Auf allen Fall kann man auch eine Kohlpfanne oder eine Schaufel nehmen, darauf ein helles Feuer von Stroh und Reisholz anzünden, und es vor sich her in den Keller hinein tragen. Die verunglückte Person bringt man alsdann sogleich an die frische Luft, und macht es so mit ihr, wie es oben beschrieben worden.

Eben so gefährliche Dünste sind in Kellern, Gewölben und tiefen Brunnen, welche lange Zeit nicht geöffnet worden. In solche darf man nicht gerade hinein steigen: sondern es ist besser, daß man erst etlichemal etwas Schießpulver in eine Scherbe thue, und ein Stückchen brennende Lunte oder Feuerschwamm auf solche Art hinein lege, daß es über eine Weile das Pulver ergreifen kann. Das Gefäß befestigt man an einen Strick oder an eine Stange und läßt es vorsichtig in das Gewölbe oder den Brunnen hinunter, so daß auch niemand durch das Pulver zu Schaden kommen kann, wenn es abbrennt. Das Losplatzen des Schießpulvers erschüttert nun die Luft so, daß die giftigen Dünste hinausfahren.

Sonst haben einfältige Leute von solchen Kellern und Gewölben den Aberglauben, daß sich Basilisken darin aufhalten. Dieses sollen Thiere seyn, welche aus dem Ey eines Hahns, dergleichen er alle sieben Jahre legen soll, von einer Kröte ausgebrütet werden. Man sagt, ein Basilisk sähe aus, wie ein welscher Hahn, mit einer großen blauen Nase und feurigen Augen, und sey so giftig, daß man vom bloßen Ansehen desselben sterbe. Dagegen könne man ihn nicht anders umbringen, als durch einen Spiegel, den man ihm vor-

vorhalte; da er dann vor Aerger über seine eigne Gestalt zerplatze. Diese ganze Erzählung ist ein Kindermährchen. Denn, ein Hahn legt nun und nimmermehr ein Ey, weil er keinen Eyerstock im Leibe hat, und eine Kröte kann keines ausbrüten, weil sie immer eiskalt ist. Es liegt aber die Lehre in diesem Mährchen: daß man einen Hahn nicht länger als sechs Jahr auf dem Hofe behalten soll, weil er alsdann zur Zucht nicht mehr taugt; und daß man sich nicht ohne Vorsicht in alte Keller und Gewölbe wagen soll, wegen der giftigen Dünste, die darin seyn können.

Der Gebrauch mancher Weiber, sich über Kohlentöpfen zu erwärmen, ist auch überaus schädlich. Davon hat man ein merkwürdiges Exempel auf der berühmten Universität Jena erlebt.

Ein Student daselbst, Namens **Weber**, welcher gerne ohne Mühe reich werden wollte, hatte sich mit zwey Bauersmännern, die eben nicht klüger waren als er, vereinigt, einen Schatz zu heben, der in einem vor der Stadt gelegenem Weinberge eines Schneiders stehen sollte. Von den Bauern hieß einer Gesner, der andere Zenner. Diese drey begaben sich in der heiligen Christnacht im Jahr 1715 in das im Weinberge befindliche Häuschen, und wollten den Geist citiren, der den Schatz bewachte. Nach der Meinung des Studenten hieß der Geist Och, wie der König zu Basan, und der sollte seinen Diener, Namens Nathanael schicken. Weber schrieb etliche närrische Worte an die Thür, und dann setzten sie sich alle drey nieder, legten Fausts Höllenzwang nebst gewissen Charakteren und vier Beuteln zu den Heckthalern, auch einige Pfennige vor sich auf den Tisch. So saßen die Narren bis 10 Uhr. Da machte der eine Bauer mit Webers Degen einen Kreis an die Decke, welches er alle Viertelstunden dreymal wiederholte,

und

und Weber las die Beschwörung aus Fausts Höllenzwang. Es wollte sich aber kein Geist durch diese Possen bewegen lassen, zu kommen, um ihnen den Schatz anzuweisen. Da es nun sehr kalt und in dem Häuschen weder Ofen noch Rauchfang war: so hatten die Geisterbanner ein starkes Kohlenfeuer angezündet, um sich daran zu wärmen, und die Fensterladen und Thüren hatten sie fest zugemacht. Die aus den Kohlen aufsteigenden schlimmen Dünste konnten sich also nicht verziehen, und stiegen den drey Leuten in den Kopf: wovon sie ganz verdüstert wurden, daß ihnen Hören und Sehen verging; bis sie endlich gar erstickten. Des andern Tages kam nun der Schneider von ungefähr in sein Weinberghäuschen, und fand, zu seinem großen Schrecken, die drey todten Männer darin, welche ganz fürchterlich aussahen. Gesner lag mit herabhängendem Kopfe auf der Bank, und Zenner unter der Bank, den Kopf zwischen den Beinen, und die Zunge gräßlich herausgereckt, auch mit rothen und blauen Flecken im Gesichte, wie es allezeit geschieht, wenn einer von giftigen Dünsten erstickt. Weber lag auf der Bank hinter dem Tische noch halb lebend, aber sprachlos, und hatte eine Verletzung am Arm, und rothe Flecken, Geschwulste und Blasen auf der Brust. Nun hatte man in der damaligen Zeit noch den falschen Glauben, daß der Teufel, dem der Herr Jesus längst alle Macht benommen, auf der Erde noch allerhand Unfug treibe, und den Menschen, die doch Gott so lieb hat, übel mitspielen dürfe. Man wollte also gern dahinter kommen, ob der Teufel wirklich das Unglück angerichtet habe, und stellte drey Wächter, Namens Beyer, Krempe und Schuhmann bey die zwey todten Leichname in das Gartenhäuschen. Als nun diese froren, machten sie auch ein Kohlen-Feuer, und hielten Thür und Fenster zu. Es

ging

zing ihnen daher eben so wie den Geisterbannern. Sie wurden von den Kohlendünsten betäubt, und des Morgens fand man sie halb todt. Sie erholten sich aber wieder, bis auf Beyern, welcher bald darauf starb. Schuhmann sagte nun aus: es sey ihm gewesen, als ob er auf der Bank eine Strecke fortgeschoben worden; er habe aber nichts gesehen und gehört. Dagegen Krempe, um sich ein Ansehen zu geben, wenn er die Sache recht wunderbar machte, vorgab: er habe den Teufel gesehen, und ein Kratzen an der Thür gehört. Als er nun im Verhör gefragt wurde, wie der Teufel ausgesehen habe? antwortete er: „der Teufel sah aus, als hätte er keine Gewalt über mich." Mit dieser ungeschickten Antwort wurde er ausgelacht, und als er hernach Nachtwächter geworden, riefen ihm die Spaßvögel unter den Studenten, wenn er herum ging und die Stunden abrief, aus den Fenstern zu: He da! Krempe! wie sieht der Teufel aus? so daß er sein Leben lang damit gefoppt wurde. Indessen ist aus dieser wahrhaften Geschichte deutlich genug zu ersehen, daß man in zugemachten Kammern, wo kein Rauchfang ist, weder Holz- noch Kohlenfeuer machen darf.

46. Wie

46.

Wie man erhenkte oder erwürgte Menschen wieder lebendig macht.

Es ist ein Mensch und ist dein Bruder, der da hängt:
Hilf ihm geschwind! Der Gott, der alles weislich lenkt,
Will Menschenlieb' und Treu von dir bewiesen sehen:
Drum ließ er diese That vom kranken Mann geschehen.

In einem Dorfe in Frankreich, 7 Stunden hinter Paris, lag der Bauer Christian Robert am hitzigen Fieber darnieder. Einen solchen Kranken muß man niemals allein lassen. Es war aber in der Heuerndte:

da

a waren seine Frau und Kinder auf die Wiesen gegan-
en, und niemand bey ihm geblieben. Nun überfiel
hn die Hitze, und es kam ihm vor, als sollte er sich
rhängen. Er sprang auch wirklich, wie er war, im
loßen Hemde zur Thür hinaus, über den Hof weg,
ahm eine Halfter, und hing sich damit an einen Bal-
en in der Scheure. Zum guten Glücke wars eben
eyerabend und die Leute kamen vom Felde nach Hause.
Christians Frau und Kinder kamen also auch, und da
ie ihren Vater hängen sahen, schlugen sie die Hände
iber dem Kopfe zusammen, rauften sich die Haare aus,
nd schrieen: ach! daß sich Gott im Himmel erbarme!
er Vater hat sich erhängt. Das Geschrey kam auch
ns Dorf: Christian Robert hat sich erhängt! Da
ief alt und jung zusammen, ihn zu sehen, aber keiner
hat das Werk der Barmherzigkeit an ihm, daß er ihn
bgeschnitten hätte: weil sie meinten, sie griffen damit
em Schinder ins Handwerk, und würden unehrlich.
Endlich kamen der Herr Pfarrer und Schullehrer des
Orts auch dazu und brachten einen fremden Barbier
nit, der sie eben besucht hatte. Diese drey waren
klüger, als die ganze Gemeinde. Der hochwürdige
Herr stieg die Leiter hinauf, rief den beyden andern zu,
sie sollten den Gehenkten halten, daß er nicht auf die
Erde falle, und schnitt mit seinem Taschenmesser die
Halfter entzwey. Darauf brachten sie den armen
Christian ins Bett, und machten ihn wieder lebendig.
Die Bauern standen dabey, und sperrten vor Ver-
wunderung die Mäuler auf, wie obiges Bild zeiget.
Christian wurde aber wieder gesund, und hätte nun
gern das Leben für den Pfarrer und Schullehrer ge-
lassen, so lieb hatte er sie. Als hernach die Sache
vor den König kam, wurde der Pfarrer und der Schul-
lehrer von ihm sehr gelobt und beschenkt, und die
Bauern wurden gestraft, daß sie ihren Mitbruder

nicht gleich abgeschnitten hatten, wie es Gott und der König haben will.

Die Art, wie man einen Erhängten oder Erwürgten wieder lebendig macht, ist aber folgende:

1) Wer einen Menschen hängen sieht, muß ihn den Augenblick losschneiden. Er mag sich selbst gehängt haben, oder es mag von bösen Leuten geschehen seyn; es mag seyn Freund oder Feind, bekannt oder unbekannt, Mann oder Weib; ja wenns auch ein Schelm wäre, wenn er nur nicht auf Befehl der Obrigkeit gehängt ist, so muß man ihn abschneiden.

2) Beym Abschneiden muß man Acht haben, daß der Körper nicht hart auf die Erde falle: und wenn er liegt, macht man ihm gleich den Strick, das Halstuch, die Hemdeknöpfe, Westenknöpfe, Strumpfbänder, den Leibgurt und Hosenbund, oder wenns ein Weibsbild ist, das Mieder oder Schnürleib und den Rockschurz los.

3) Riecht nun der Körper nicht schon nach Fäulniß und Moder; so bringt man ihn auf ein Lager von Stroh und Betten, so nahe, als mans haben kann, an einen Orte wo frische Luft ist, nicht in einer dumpfigen oder heißen Stube. Man kann ihn dahin tragen oder fahren, nur sacht und so, daß er auf der rechten Seite und der Kopf und die Brust höher liegen, als die Füße. Sie legt man ihn auch auf dem Lager, welches so gestellt werden muß, daß man rund herum kommen kann. Hier zieht man ihn vollends nackt aus, und bedeckt ihn mit einer leichten gewärmten Decke, oder mit Tüchern, die gewärmt sind.

4) Man schickt eiligst nach dem nächsten Arzt und Wundarzt; und unterdessen bläst man ihm Luft ein, wie es Seite 356 Nr. 7. dieses Büchleins beschrieben worden.

5) So bald sich das Herz bewegt, aber nicht eher, reibt man gelinde und behutsam das Gesicht, den Bauch, den Rücken und die Füße. Auch nimmt man warm Wasser mit der Hälfte Essig, taucht Tücher darein, drückt sie stark wieder aus, und legt sie ihm um den Kopf und Hals: nur so, daß Nase und Mund frey bleiben. Wenn die Tücher kalt sind, macht man sie wieder warm, und das Lufteinblasen geht unterdessen immer fort.

6) Man

6) Man hält dem Todtscheinendem gestoßenen Kümmel
l Essig gemengt unter die Nase, oder geriebenen Meer-
ettig, Zwiebeln, Marum verum, Salbey: aber ja kei-
en Schwefel. Auch bestreicht man ihm die Schläfe mit
ssig oder Branntwein.

7) Man weht ihm mit einem Bündel Laub fleißig
ische Luft ins Gesicht, und spritzt ihm kaltes Wasser
der Weinessig hinein.

8) Kommt der Wundarzt, so schlägt er ihm die
rosselader am Halse, wenn es der Arzt verordnet, oder
ffnet eine Ader am Arm. Viel Blut darf er anfangs
icht weglassen; sondern muß lieber die Ader noch ein-
al öffnen. Oft ist das Aderlassen sehr schädlich. Der
rzt und Wundarzt befehlen was geschehen soll, so bald
e dabey sind. Unterdessen wird mit Lufteinblasen und
eiben immer fortgefahren, und der Leib, auch Hände
nd Füße, müssen so viel möglich immer dabey zugedeckt
eiben, und unter den Decken gerieben werden. Alles
ieses muß wenigstens zwey bis drey Stunden lang fort-
esetzt werden, ehe man schließen kann, daß der Mensch
odt sey.

8) Fängt er aber an, sich zu regen und Athem zu
ohlen: so weht man ihm viel Wind ins Gesicht, und
espritzt ihn mit kaltem Wasser, worein Spiritus oder
ssig gemischt ist. Man hört nun nach und nach auf zu
eiben, deckt ihn etwas wärmer zu, und gibt ihm, wenn
: schlucken kann, löffelweis warmen Thee von Flieder-
der Hollunderblüthen, Salbey, Melisse oder Raute mit
was Honig. Geht das Athemhohlen noch schwer: so
nn man ihm ein Klystier von demselben Thee mit Honig
nd etwas Salz geben, oder von Milch und etwas Salz,
eydes nur lauwarm. Bekommt er nun hinterdrein noch
n Fieber, oder andere Zufälle: so muß man den Arzt
agen, und er muß wenigstens etliche Tage sich vor hefti-
er Bewegung, vor Unmäßigkeit im Essen, und vor star-
en Getränken hüten.

Wird ein solcher Verunglückter nicht wieder leben-
ig: so begleiten seine Freunde und Nachbarn die Lei-
e zum Grabe, weil er ihr Mitnachbar und Bruder
eweſen ist; trösten seine hinterlassene Wittwe und
Kinder, und denken: wir sind alle arme Sünder!

Gott gebe uns einen sanften Tod! Will aber ein un
der andere Nachbar bey einem solchen christlichen Li
beswerke, aus Furcht oder Eckel, nicht mit Hand a
legen, wenn er dazu kommt, oder gerufen wird: di
halten die andern für einen schwächlichen Mensche
Aber, wenns ihm übel geht, helfen sie ihm doch: der
Gott hat es befohlen, daß einer dem andern in d
Noth beystehe, und wer es nicht thut, wenn er kan
ist kein guter Christ.

47.

Von giftigen Gewächsen.

Alles, was Gott schafft und thut,
Ist fürwahr recht schön und gut:
Wenn man nur bedenket wohl,
Wozu jedes nützen soll.

Unter den vielen Tausenden schöner Blumen, Krä
ter, Stauden und Bäume, womit Gott die Erde g
schmückt hat und Menschen und Thiere ernähret un
erquicket, gibt es auch mehrere, deren Genuß d
Gesundheit der lebendigen Wesen zerstöret und ihne
einen schnellen Tod zuziehet. Man nennt sie Giftpflan
zen oder Giftgewächse, und mancher möchte sich dar
über verwundern, daß der weise und gütige Schöpfe
so schädliche Dinge erschaffen, und zum Theil mit schö
nen, anlockenden Blumen und Früchten versehen ha
be, in welchen Schmerz und Tod verborgen sind. Ma
muß aber bedenken, daß solche Pflanzen nur schädlic
sind, wenn man sie isset. Sonst haben sie ihren gute
Nutzen, manche als Arzeney für Menschen und Vieh
andere zum Färben und Beitzen, andere das Ungeziefe

z

vertreiben. Sie haben auch das Gute, daß sie böse
ünste aus der Luft in sich saugen, welche sonst in das
etreide und in die Früchte, die wir essen, und durch
n Athem und den Schweiß in uns selbst eindringen
ürden. Bey vielen wissen wir freylich den Nutzen
och nicht: wir werden ihn aber künftig noch erfahren,
enn wir ferner fleißig über die schönen und großen
Werke Gottes nachdenken, und durch sorgfältige Pro-
en erforschen, wozu uns jedes dienen kann. Wenn
ber auch manche Gewächse uns und unserm Vieh gar
ichts nützen: so dienen sie doch andern Thieren zur
Nahrung oder zur Gesundheit; und der liebe Gott
uß, als ein guter Vater seiner Geschöpfe, auch für
en geringsten Wurm sorgen, daß er nicht Noth leide,
lange er lebt. Uns Menschen hat er aber Augen,
Geruch, Geschmack und Vernunft dazu gegeben, daß
ir unterscheiden sollen, was uns zur Nahrung dien-
ch, und uns vor dem hüten, was uns schädlich ist.
r hat auch Lehrer in den Kirchen und Schulen dazu
estellt, daß sie den gemeinen Mann, der wegen sei-
er Arbeit nicht genug Zeit hat, sich um alles zu be-
ümmern, in solchen Dingen, die ihm nützen oder
chaden, unterrichten sollen; und gute Obrigkeiten se-
en darauf, daß keiner ein Lehramt bekomme, der sol-
he Sachen nicht fleißig studirt hat.

Da ist nun bey dem Gift die erste und vornehmste
Regel: daß man nichts esse, was man nicht kennt.
Die zweyte ist: wenn sich in einer Gegend Kräu-
er oder Früchte finden, die zur Nahrung dienlich
cheinen; so frage man erst verständige Aerzte und
Kräuterkenner darüber, ehe man sie zur Speise
raucht. In dieser Absicht stehen in den folgenden
Nummern auch lateinische Namen bey den Giftgewäch-
en, auf den Fall, wenn ein Gewächs in einer Ge-
end anders heißt, als es hier genannt ist. Man zei-

ge alsdann nur den lateinischen Namen einem studirte Doctor: so wird er gewiß sagen können, welches Krau gemeint sey.

Man hat aber auch ziemlich gewisse Zeichen, wo an man die giftigen Gewächse erkennet: z. E. wer das Rind- und Schafvieh ein Kraut auf der Weid stehen läßt, wie das Wolfs- oder Hundsmilchkrau noch mehr, wenn es auch unterm Futter solches nid mitfressen will, und fressen auch die Schweine e Kraut nicht, so ist es gewiß giftig. Die meisten Gif gewächse sehen auch widerlich und garstig aus. Mand sind mit einer klebrigen Schmiere überzogen; die Bl men und Blühten haben schwarzblaue, schlechtgelb braunliche, oder schwarz geäderte Farben; ihr Geru ist stinkend oder so stark, daß er taumlich macht. J doch treffen diese Zeichen nicht bey allen Giftgewächse zu, und wenn man davor recht sicher seyn will, mu man sie der Gestalt und dem Namen nach kennen.

Ueberhaupt thut man aber wohl, sich vor den G wächsen zu hüten, welche in stehenden Wassern, Sün pfen, Morästen und Teichen, oder auch nur an seh feuchten Orten wachsen, wo wenig Sonne hinkomn und die Luft keinen freyen Zug hat. Auch gesun Pflanzen werden schädlich, wenn sie gar zu feucht, od in einem faulen dumpfigen Boden erwachsen.

Die Eigenschaften und Wirkungen dieser gefährl chen Gewächse und ihrer Wurzeln, Blätter, Blüthe und Früchte sind aber nicht gleicher Art, und erforder daher auch verschiedene Gegenmittel, wie aus folge den Beschreibungen zu ersehen ist.

48.

Von betäubenden Giftgewächsen.

Iß nichts, das du nicht kennst, wenns noch so süße schmeckt:
Weil oft der bittre Tod in süßen Wurzeln steckt.

Es gibt Pflanzen, deren Genuß als Speise, oder auch schon deren Ausdünstung und Geruch den Kopf betäubt, schläfrig macht, die Besinnung und den Verstand angreift und den Tod nach sich zieht, ohne sonderliche Schmerzen zu verursachen: diese nennt man betäubende Pflanzen. Ihre schrecklichen Wirkungen zeigt folgende wahre Geschichte.

In

In einem Kloster zu Rheinau im Elsaß wurd vor 150 Jahren an einem Abend ein Salat von Weg wartwurzeln oder Cichorien (Wegeleuchten) für di Mönche gemacht. Unter diese waren aus Versehe etliche Wurzeln von dem hier oben abgebildete schwarzen Bilsenkraut genommen worden. Als nu der Pater Küchenmeister den Salat auf die Tafel brach te, aßen alle, welche in der Gesellschaft speiseten, be gierig von den dicken und fetten Wurzeln, dergleiche sie zuvor nicht gesehen hatten. Weil aber eine groß Schüssel aufgetragen war, so blieb auch den Schülern und Schneidern im Kloster etwas übrig. Bald dar auf ging ein jeder schlafen; wie denn in vielen Klö stern die ungesunde Gewohnheit war, gleich nach den Abendessen zu Bett zu gehen. Da fingen einige Mön che an, über Schwindel im Kopfe, andere über Trok kenheit im Munde, andere über Bauchgrimmen und Schmerzen in den Gliedern zu klagen. Einer wollte sich durch Gurgeln helfen: aber die Zunge war ihm wie gebraten, und das Gurgeln half nichts. Nachts um zwölf Uhr, als man sie zum Gebet weckte, war einer schon so von Sinnen gekommen, daß man ihm die letzte Oelung geben mußte. Ein andrer bildete sich ein, er beiße Nüsse auf, und werfe die Kern seinen Finken vor. Er trieb mit einer Hand die Pfauen weg, und murmelte vor sich hin: fort ihr Schelmen, komm Finkli, komm Finkli, Finkli! Ein anderer schrie: die Eingeweide würden ihm im Leibe zerrissen. Die in den Chor kommen waren, um ihre Andacht zu verrichten, konnten kaum die Augen öffnen oder lesen. Einer unter ihnen, der für sich beten wollte, hielt, als er das Buch öffnete, die Buchstaben für belebt, und glaubte einen Haufen Ameisen zu sehen, welche alle durch einander liefen. Der arme Schneidermeister, der den andern Morgen wieder arbeiten wollte,

war

war blinder, als sein Stuhl. Er konnte die Nadeln weder einfädeln, noch einen Stich machen, und wenn man ihm einfädelte, stach er sich in die Finger und Knie, und machte allerhand wunderliche Sprünge. Mit diesen Uebeln kämpften einige bis an den Morgen. Nun wurde ein Arzt geholt, und weil dieser erfuhr, daß die Kranken Bilsenwurzeln genossen hatten: so gab er ihnen Gegengift, wodurch sie wieder hergestellt wurden, bis auf einen, der das Gesicht verlohr. Dieses schwarze Bilsenkraut nennt man auch Hundszunge, Bilsensamen, Tollkraut, Schlafkraut, Zigeunerkraut, Rindswurzel, Saubohnen, Teufelsaugen (Hyosciamus niger) — an einem Orte so, am andern anders. Es blühet im Julius und August. Die Blume ist blaßgelb mit zarten dunkelrothen Adern durchzogen. Das Kraut wird eine Elle hoch, hat überall haarige, auch etwas klebrige Blätter, einen stinkenden Geruch, und eine lange dicke runzelige, auswendig braune und inwendig weiße, fette Wurzel. Es wächst allenthalben im Schutt auf Baustellen, Kirchhöfen, an Wegen und Gräben in den Dörfern und auf dem Felde.

Solche betäubende Giftgewächse sind auch alle Arten von Nachtschatten, vorzüglich der schwarze Nachtschatten (Solanum nigrum) welcher an Gartenzäunen, Misthaufen und wüsten sandigen Plätzen häufig wächst. Er wird über einen Fuß hoch, hat weiße Blümchen, und trägt schwarzglänzende Beeren, etwas größer als Erbsen, davor man naschhafte Kinder warnen muß.

Ferner Christophskraut, auch Schwarzwurz, Wolfswurz und Wunderkraut (Actaea spicata) genannt, welches auf hohen waldigten Bergen zwey Fuß hoch wächst. Die Wurzel ist schwarz, rauh und haarig; die Blätter ausgeschnitten und glänzend;

die kleinen weißen Blumen bilden einen eyförmigen Strauß; die Beeren sind schwarz, und so giftig, daß eine einzige ein Huhn tödtet.

Noch gefährlicher ist der Stechapfel, den man auch Dornapfel, Rauchapfel, Stachelnuß, Igelkolben (Datura Stramonium) nennt. Die Blume ist weiß, und die Frucht braunlich grau, gestachelt und hat inwendig zwey Fächer voll schwarzer Samenkörner. Seine Gestalt ist folgende:

Diesen

Diesen Stechapfel pflanzen in Niedersachsen unkundige Bauersleute sogar in ihre Gärten, indem sie denselben mit dem Schwarzkümmel, (Nigella sativa) verwechseln, welches ein ganz anderes Gewächs ist, wie folgendes Bild davon zeiget.

Weil nun der Schwarzkümmel ein Magen stärkendes, Blähungen treibendes Mittel seyn, auch bey Menschen und Vieh die Milch vermehren soll: so geschieht oft das größte Unglück, wenn man statt dessen Stechapfelsamen braucht. So geschahe es im Jahr 1781, im Kirchspiel Diepholz im Hannöverschen, daß ein gesunder und starker Bauer des Abends über Schmerzen in der Schulter klagte. Die Magd rieth ihm, Schwarzkümmel einzunehmen, so werde es bald vergehen. Der Mann nahm also des Abends 8 Uhr Stechapfelsamen, den er für Schwarzkümmel hielt. Davon wurde er des Nachts todtkrank. Man holte ein Brechpulver aus der Apotheke; das wirkte

nicht.

nicht. Des Morgens wurde aber der geschickte Doctor und Landphysicus Wedekind zu ihm gerufen. Dieser brauchte alle dienliche Arzneymittel, den Mann zu retten. Allein das Stechapfelgift war zu stark; der Kranke verschied unter den heftigsten Verzuckungen und Schmerzen; nachdem er das Gift 30 Stunden im Leibe gehabt hatte. Eine Amme in Berlin trank 2 Loth Stechapfelsamen, den sie auch für Schwarzkümmel gehalten, in Kaffee gekocht, um die verlorne Milch wieder zu bekommen, und starb davon.

Zu den betäubenden Giftpflanzen gehören auch die in nassen Jahren häufig im Getreide wachsenden bekannten Unkräuter:

der Lolch, Sommerlolch, Dort, Trespendort, Hämerlein, Toberich, Tollkorn, Kuhweitzen, Schwindelhafer, Lollhafer (Lolium temulentum); und

die Trespe, Twalch, (Bromus secalinus).

So war in Ostergothland in Schweden im Jahr 1756, wegen des nassen Frühlings, viel Lolch und Trespe gewachsen. Als nun die Einwohner dieses schädliche Gesäme mit unter dem Brode aßen, wurden viele wie betrunken, bekamen Schwindel, Dunkelheit vor den Augen, Kopfschmerzen, Zittern und Taubheit in den Gliedern, konnten nicht schlucken und nicht reden. Der Magen war ihnen wie zugeschnürt. Sie wollten sich erbrechen, und konnten nicht. Alsdann folgten kalte Schweiße, häufiges Harnen, Geschwulst, Zuckungen und andere schlimme Zufälle: bis einige gar toll davon wurden, oder an plötzlichen Schlagflüssen starben. Wer sich also nicht selbst oder andere um Gesundheit und Leben bringen und dadurch schwere Verantwortung zuziehen will, muß, wenn er viel solches Gesäme unter dem Getreide hat, solches durch ein Trespensieb, oder durch fleißiges und geschicktes Wurfen,

sen, davon reinigen, ehe er es mahlet oder verkauft. Die Branntweinbrenner und Bierbrauer, welche so gottlos sind, das Getränke durch diesen Lolch stärkend und berauschend zu machen, werden in der ewigen Verdammniß dafür büßen; wenn ihre Spitzbüberey nicht schon hier an den Tag kommt und von der Obrigkeit bestraft wird. Der Same aus diesem Unkraut dauert drey Jahre lang unter der Erde aus, darum ist es schwer auszurotten; und daher kommt auch die Meinung einiger Landleute, daß aus Rockenkorn in gewissen Jahren Trespe werde, wenn sie reinen Samen gesäet haben, und doch viel Trespe bekommen. Es ist nämlich die in der Erde gebliebene Trespe, welche erst aufgeht, wenn es ein nasses Frühjahr ist. Das beßte Mittel dagegen ist, daß man die Winterfrucht frühzeitig bestelle, keine Trespe in den Mist kommen lasse, und den Samen jedesmal recht davon reinige, oder fremden Samen kaufe, der rein ist. Kluge Hauswirthe lassen auch die Trespe durch Kinder aus den aufgebundenen Garben herausziehen, und verbrennen sie.

Noch hüte man sich vor dem Genuß folgender betäubenden Pflanzen, als:

Alraun-Wurzel (Atropa Mandragora), welche vor Zeiten von betrügerischen Leuten an Einfältige für sogenannte Heckmännchen verkauft wurde; — Giftige Erven (Ervum ervilia); — Wilder Lattich oder Salat, Scariol (Lactuca scariola); — Gift-Lattich (Lactuca virosa); — Einbeere, Wolfsbeere, Sternkraut, Schweinsauge (Paris quadrifolia) mit schwarzblauen oder dunkelbraunen Beeren; — Orant, Dorant, Kalbsnase, Affenschädel, Todtenkopf, wildes Löwenmaul (Antirrhinum Orontium), welches auf Brachfeldern als Unkraut wächst; —

Fal-

Falscher Gänsefuß, Saumelde, Sautod, Neunspitze (Chenopodium hybridum).

In Lustgärten großer Herren muß man sich vor der rothen Beeren des Tarbaum, Taxus, If, Eibenbaum hüten, und die Blätter davon nicht unter das Viehfutter bringen. Auch der Kirschlorbeerbaum ist so giftig, daß etliche Tropfen von dem daraus gezogenen Oel ein Thier tödten.

Ueberhaupt ist es nicht gut, an Blumen, welche einen starken Geruch haben, auch sogar an Rosen und Mayblumen, viel und stark zu riechen: noch weniger dergleichen in den Kammern und Stuben zu haben, wo man schläft, oder wo wenig frische Luft hinein kommt. Die starken Dünste, welche aus solchen Blumen aufsteigen, erregen Kopfweh, Betäubung, auch zuweilen Schlagflüsse und andere gefährliche Zufälle.

Ist nun das Unglück geschehen, daß Jemand aus Unwissenheit solche betäubende Giftpflanzen genossen hat, und fangen die oben beschriebenen Wirkungen an, sich an ihm zu zeigen: so muß man eiligst einen Arzt zu Hülfe rufen. Indessen nehme der Vergiftete ein Brechmittel aus Brechweinstein, oder viel warmes Wasser mit Butter, bis er sich erbricht; hernach Essig, Citronen, Sauerampfer, Obst, sehr starken Kaffee, Klystiere mit Essig und Seife, Blasenpflaster, mit Essig benetzte Tücher um den Leib. Auch halte man den Leidenden in kühler, reiner Luft und verhindre ihn am Einschlafen.

49.

Von betäubend-scharfen Giftpflanzen.

Schwarz Beerchen, sey du noch so schön!
Kenn ich dich nicht: laß ich dich stehn.

Die betäubend-scharfen Giftgewächse haben einen brennenden Geschmack und scharfen stechenden Geruch, und verursachen nicht bloß Betäubung des Kopfes, Schwindel, Schlafsucht, Erstarrung, Ohnmachten, Blindheit der Augen, sondern auch Schmerzen im Magen, Krämpfe, Blutflüsse und andre schmerzhafte Zufälle, und baldigen Tod.

Ein

Ein zehnjähriger Knabe kam einmal aus dem Walde nach Hause, und erzählte, daß er wilde Kirschen gefunden und gegessen habe. Er ließ sich das Nachtessen wohl schmecken, und klagte nichts: aber mitten in der Nacht bekam er einen heftigen Durst, und konnte das Wasser, das man ihm zu trinken gab, nur mit großer Beschwerlichkeit hinunter bringen. Er fing an, verwirrt zu reden, klagte über Magenkrampf, und mußte sich erbrechen. Endlich fiel er in einen tiefen Schlaf. Als es Tag war, zeigte es sich, daß er stockblind war, und man sah doch keinen Fehler an seinen Augen, außer daß der Stern erweitert war, und daß sie unbeweglich offen standen. Der Arzt fand den Puls sehr schwach, die Gegend unter den Rippen sehr gespannt, die Augen offen, und in den Gliedern eine brennende Hitze. Er merkte aus der Erzählung der Eltern, daß das Kind die Beere der Wolfskirsche gegessen hatte, und gab ihm etwas zum Brechen ein, durch welches viele Beeren und Samen weggingen: so daß auch das Kind wieder gesund wurde. Dagegen wollte vor etlichen Jahren eine Frau in der Stadt Altdorf in Franken Lerchenbeere zu einer Latwerge sammeln, und kannte sie nicht. Sie nahm unglücklicher Weise Wolfskirschen dafür, kochte die Latwerge und gab ihren beyden Kindern davon; und beyde mußten elendiglich sterben. Die Blätter sind aber noch giftiger, als die Beeren.

Diese Wolfskirsche nennt man auch Tollkirsche, Wald-Nachtschatten, Tollkraut, Tollwurzel, Tollbeere, Wuthbeere, Teufelsbeere, Schlafbeere, Schlafkraut, Saukraut, Walkenbaum, Bollwurz (Atropa Belladonna) und was sie sonst noch für Namen haben mag. Sie siehet so aus, wie sie oben abgebildet ist, hat im Julius und August dunkelrothe Blüthen, hernach schwarze Beeren wie kleine Kirschen. Der Stängel ist dunkelroth, drey bis vier Fuß hoch, mit einer langen dicken Wurzel. In

In Gärten und Kraut-Aeckern findet sich oft ein
ukraut, Gleiße oder kleiner Schierling von folgen-
:r Gestalt:

Dieses riß zu Eitelbrunn bey Regensburg ein
Bauer mit anderm Unkraute aus seinem Acker. Seine
wey Knaben waren dabey, nahmen die Wurzeln, die
e für Petersilienwurzeln hielten, und aßen davon.
Der eine, der 6 Jahre alt war, fing nun gleich an,
ber Magenweh zu schreyen; schwoll auf, wurde
ber den ganzen Leib schwarzblau, sein Athem ging
mmer schwerer, und um Mitternacht starb er. Der
ndere von 4 Jahren hatte weniger davon gegessen,

und brach sie wieder weg. Aber er wurde doch irr
im Kopfe, und sahe überall Hunde und Katzen, bi
sein Vater einen klugen Arzt von Regensburg holt
der den Knaben wieder gesund machte. Diese Gleiß
welche auch Gleißkraut, Peterpiel, kleiner Schier
ling, Gneiß, Hundspetersilie, Glanzpeterlein
Krötenpeterlein, Katzenpeterlein, Stinkpeterlein
tolle Petersilie, faule Grete (Aethusa cynapium
genannt wird, mischt sich oft unter den Körbel und di
Petersilie. Sie hat aber, wie obiges Bild zeige
unter den Blumenschirmen auf der einen Seite dre
lange spitzige herunterhängende Blättchen, und di
Blätter glänzen stark an der untern Seite; daran kan
man sie von der Petersilie, dem Körbelkraut, Dil
Fenchel und Möhrenkraut unterscheiden. Auch da
man nur etwas davon zwischen den Fingern reiben,
stinkt es.

Eben so gefährlich ist auch der große Schierling
welcher auch Blutschierling, Wuthschierling, Tol
körbel, Tollkraut und Hundspetersilie (Conium
maculatum) genannt wird. Dessen Blätter sin
oben glänzend schwarzgrün, und feiner gezackt, al
die Petersilie. Der Stängel wird 3 Fuß hoch, un
hat blutrothe Flecken. Die Blumen haben rothe Pun
te. Die Wurzel ist dick, und riecht wie Pastinake
Man hat Exempel, daß ganze Haushaltungen ums L
ben gekommen sind, welche im Frühjahr grünen Krä
terkohl gegessen, und aus Versehen solchen Schierlin
darunter genommen haben.

Nicht minder giftig ist ferner der Wasserschierling
giftiger Wüthrig, Parzenkraut, Apothekerschierling
(Cicuta virosa). Die Wurzel ist sehr groß, inwen
dig weiß, voller kleiner Höhlungen mit weißlichem
Saft angefüllt. Sie riecht fast wie Pastinakwurzel
aber eckelhafter, und von außen bemerkt man an ih

fün

inf und mehr Ringe mit kleinen Grübchen, wie Nadelstiche. Aus dem Knotenringe brechen lange Haare hervor, die wie ein Judenbart aussehen und im Wasser schwimmen, oder im Schlamme wurzeln. Sie treibt mehrere Stengel, welche 2 Ellen hoch werden. Die Blätter sind fast wie die Petersilienblätter. Der weiße Blumenstrauß ist groß, und der Same gleicht dem Petersiliensamen. Der widrige Geruch ist aber ein sicheres Zeichen, woran man dieses und mehr ähnliche Giftgewächse von Petersilie, Körbel, der Pastinakwurzel und der gelben Rübe unterscheiden kann: woraus zu schließen ist, was es für eine große Wohlthat Gottes sey, daß wir Nasen haben, und riechen können.

Noch gehören zu den betäubend-scharfen Giftpflanzen:

Die Gichtrübe, Zaunrübe, Giftwurz, Teufelsirsche, weisser Enzian, weisse Weinrebe, (Bryonia alba), ein wildes Rebengewächs mit schwarzen Trauben. — **Wilder Kälberkropf**, wilder Körbel, Buschmöhren, Scheer, Kuhpetersilie (Chaerophyllum silvestre). — **Bolliger Kälberkropf**, Peperlein, Erdkastanie, Pimperlimpimp, (Chaerophyllum bulbosum). — **Wassermerk**, Wasserpeterlein, Froschseppig, Wasserpetersilie, **Wasser-Pastinak**, (Sium latifolium). Die Wurzel davon, welche von unwissenden Kindern für Pastinak-Wurzel gegessen worden, hat solche rasend gemacht und getödtet. Man hat sogar Beyspiele, daß die süße Pastinakwurzel selbst giftig wird, wenn sie über Winter in der Erde stehen bleibt. Sie erregt dann Erbrechen, Kolik, Betäubung, Schwindel und Wahnsinn. — **Beständiges Bingelkraut**, Hundskohl, Hundsmelde, Purgirmelde, (Mercurialis perennis). — **Oleander**, ein ausländisches baumartiges Gewächs, mit schönen ro-

then Blüthen. — Auch der Tabak ist ein Giftgewächs, dessen Dünste Schwindel, Bangigkeit, Betäubung und Erbrechen verursachen, wie jeder Anfänger in der Kunst zu rauchen erfährt.

Zur Hülfe gegen Vergiftung durch betäubend scharfe Pflanzen dienen Brechmittel, viel laues Wasser mit Zucker versüßt, Milch, Oel, Butter, Essigwasser, Molken, Klystire aus Honig, Salz und Seife. Man verschaffe sich aber so bald als möglich den Beystand eines Arztes.

50.

Von scharfen Pflanzengiften.

Sieh wohl zu, was du nimmst! Es steht
Oft Gift im schönsten Gartenbeet.

Viele Pflanzen haben einen scharfen ätzenden Saft bey sich, deren Genuß keine Betäubung des Kopfes sondern Brennen und Krämpfe im Magen, Kolik, Blutflüsse, Durchlauf und oft den Tod verursachet, und auch äußerlich auf der Haut Blasen erreget; solche nennt man scharfe Giftpflanzen.

Im Jahr 1773 geschah es zu Naerden in Holland, daß ein dasiger Herr, Namens Nording, für sich und seine Tochter und eine Magd Erdäpfel zubereiten ließ. Kaum hatten sie diese Speise gegessen, so überfiel sie alle eine Unpäßlichkeit, und weil sie sich schnell vermehrte, so ließ er alsbald einen Arzt kommen. Dieser merkte, daß sie Gift genossen hatten, und gab ihnen dienliche Mittel dagegen. Bey der Jungfer that es die gewünschte Wirkung, und die Magd kam

am auch davon: Herr Nording aber starb nach etli-
hen Stunden. Der Hund des Hauses half sich durch
Brechen: aber die Katze krepirte. Am folgenden Ta-
e fand man nun, daß im Keller neben den Erdäpfeln
llerhand Blumengewächse lagen, und unter andern
Mönchskappen oder Wolfswurzel, ein Gewächs mit
unkelblauen Blumen, welches auch Sturmhut (Aco-
itum napellus) heißt, und dessen Wurzeln den Erd-
pfeln etwas ähnlich, und überaus giftig sind. Der-
leichen hatte die Magd aus Versehen mit den Erd-
pfeln gekocht.

Eben so gefährlich ist auch Bergsturmhut, blauer
Eisenhut, (Aconitum cammarum), und gelber Ei-
enhut, gelber Sturmhut, gelbe Wolfswurzel, (Aco-
itum lycoctonum). In Antwerpen brachte die
Wurzel davon, die man als Salat gespeist hatte, eine
ganze Tischgesellschaft ums Leben.

Ein sehr scharfes Gift enthält die überall auf Wie-
en wachsende Zeitlose, Herbstzeitlose, Herbstblume,
Michelsblume, auch wilder Safran, Hundshode, nack-
e Jungfer und Spinnblume (Colchicum autumna-
e) genannt. Sie hat die sonderbare Natur, daß ihre
schöne lilafarbne, fast wie eine Lilie gestaltete Blume
m Herbst ganz nackt hervor kommt, und der Stengel
nit lilienartigen Blättern erst im folgenden Frühling
achwächst, und einen birnförmigen mit vielen Körnern
ngefüllten Samenkopf trägt, den man Guckucksweck
der Schlottern nennt. Menschen und Thiere erkran-
en und sterben vom Genuß der Zwiebel, der Blüthe,
Blätter und des Samens dieser Pflanze. Im Früh-
ing 1791 hatte bey Erlangen ein Müller das Kraut
ieser Zeitlose aus seiner Wiese ausgerauft, und die
Frau eines Taglöhners nahm es mit nach Hause und
gab es ihren drey Kühen unter das Futter, und all-
drey starben davon.

Solcher scharfen Giftgewächse gibt es noch seh viele in Gärten, Wiesen, Aeckern und Wäldern, wel che aber eben nicht so beschaffen sind, daß Kinder ode Unkundige leicht verführt werden könnten, etwas da von zu genießen. Auch ist die Schärfe, die sie be sich führen, nicht bey allen gleich stark; daher nur ei nige der gefährlichsten hier benannt werden, als:

Die Kaiserkrone, (Fritillaria imperialis), ein der prächtigsten Frühlingsblumen, deren Wurzelzwie bel noch den Schierling an Schärfe übertrifft. — Läusekraut, Rodel, Sumpfrodel, groß Fistelkrau (Pedicularis palustris), auf feuchten Angern un Wiesen wachsend; dem Rindvieh und den Schafen ver ursacht es Blutpissen. — Fingerhut, Fingerkrau Waldglöckchen, Waldschelle (Digitalis purpurea) ein Waldgewächs, mit schönen purpurrothen, ein lange Aehre bildenden Blüthen; so auch gelber Fin gerhut, Gelbglöckchen, Bocksbart, große Bergsc nikel, (Digitalis lutea). — Weisse Nießwurz Wendenwurz, Dolltocken, (Helleborus albus). — Schwarze Nießwurz, Christwurz, Winterrose (Helleborus niger). — Stinkende Nießwurz (Helleborus foetidus). — Schwarzwurzel, grün Nießwurzel, Bärenfuß, (Helleborus viridis). — Kellerhals, Kellerkraut, Seidelbast, Sebast, Ze land, Pfefferstrauch, Brennwurz (Daphne meze reum), dessen Rinde als ein Arzneymittel gebrauch wird, um damit Blasen auf der Haut zu ziehen, wi mit spanischen Fliegen. — Schöllkraut, Scharbock kraut, Schmirgeln, Feigwarzenkraut, kleine Schwal benwurz, Eppich (Ranunculus ficaria). — Gift hahnenfuß, Gleisblume, Wassereppig, Froschpfeffer (Ranunculus sceleratus). — Brennender, gemei ner Hahnenfuß, Schmirgeln, (Ranunculus acris). — Ackerhahnenfuß, (Ranunculus arvensis). — Set

ten

enkirsche, Teufelskirsche, Fliegenkirsche, Waldwin-
e, Frauenholz, Seelholz, Zwergkirsche, (Lonicera
ylosteum). — Spillbaum, Spindelbaum, Zweck-
olz, Pfaffenmütze, (Evonymus europaeus). —
Großes Schöllkraut, Schwalbenwurzel, Gelb-
oldwurzel, (Chelidonium maius) und andere mehr.

Gegen die Folgen des zufälligen Genusses solcher
harfen Giftpflanzen brauche man ein Brechmittel
us weißem Vitriol, fette Suppen, Gerstenschleim
it Oel, Milch mit Oel und Butter, erweichende
lystire; und trinke dabey viel laues Wasser mit Ho-
ig, dann mit Essig vermischt, bis der Arzt zu Hülfe
ommt.

51.

Von giftigen Schwämmen.

Des Leckermaules Lüsternheit
Bringt öfters großen Schmerz und Leid.

Die Schwämme und Pilze sind eine gefährliche Speise. Auch die eßbaren schaden der Gesundheit, wenn man viel davon isset; weil sie leicht in Fäulniß übergehen, und voller Ungeziefer stecken. Die giftigen verursachen Eckel, Magendrücken, Angst, Ohnmachten, Verstopfung, Blutabgang, Schlafsucht, Wahnsinn, Wuth, Zittern, Krämpfe, Zuckungen, Schlucken, kalten Schweiß und Tod. Dergleichen sind:

Der blutrothe Fliegenschwamm, (Agaricus muscarius), der in Wäldern und auf Waldwiesen im August und September wächst. Er hat einen dicken, knolligen Stiel, einen erst runden, hernach kegelförmigen

migen, dann glockenförmigen rothen Hut, am Rand weißgelb gestreift. Das Fleisch ist gelb oder weiß röthlich, der Geschmack ist scharf und der Geruch stinkend.

Der Pfefferschwamm, (Agaricus piperatus) auf Weiden und in Wäldern im Frühjahr. Er sieht erst weiß, dann gelb, braun, feuerroth und zuletzt kastanienbraun aus, hat einen erst flachen, hernach trichterförmigen Hut und einen nackten Stiel. Das Fleisch enthält einen ätzenden Milchsaft.

Der blutrothe Speyteufel, mit krummen Stiel, erst gewölbtem, dann flachen, zuletzt vertieftem Hut; erst blutroth, dann blaßroth, gelb, braun schattirt und getüpfelt. Das Fleisch ist rauh.

Der Gifttaubling, der vom eßbaren Taubling nur durch den widrigen Geruch und scharfen Geschmack zu unterscheiden ist; der Giftbrätling, Mordschwamm, Löcherschwamm und andere Arten.

Auch die eßbaren Morcheln, Maurachen (Phallus esculentus) müssen mit großer Vorsicht, von Leuten, die sie recht kennen, gesammelt werden. Es gibt eine Art, welche einen breitern, plattern, in der Mitte eingebognen Hut, einen dickern Stiel und ein feisteres Ansehn hat, als die eßbare Morchel, auch einen widrigen Geruch. Von diesen aßen im Jahr 1787 zu Karlsbad in Böhmen acht Personen, und wurden bald darauf von Kopfweh, Schwindel, Ohnmachten, Uebelkeit und Gallenruhr befallen. Ein Kind starb auch davon; aber die übrigen vergifteten Personen wurden noch durch Hülfe eines geschickten Arztes gerettet.

Wer nun der Lüsternheit, Schwämme zu essen, nicht widerstehen kann, brauche doch die Vorsicht, mit denselben eine oder etliche ganz weiße Zwiebeln zu kochen. Verlieren diese ihre weiße Farbe und werden

hwärzlich: so ist es ein Zeichen, daß Gift im Topfe
y, und man muß das ganze Gericht an einen sichern
rt verschütten, wo weder Kinder noch Thiere dazu
mmen können.

Zur Kur durch Vergiftung mit Schwämmen die-
en gleich Anfangs Brechmittel, Abführungen, viel
ltes Wasser, Oel, Essig, Klystire mit Oel. Jedoch
uß allezeit ein geschickter Arzt zu Hülfe gerufen
erden.

52.

Von andern Giften, welche Menschen und Vieh krank machen und tödten können.

Nur einen Eingang hat das Leben,
Und tausend Thore gehn hinaus;
Ringsum Gefahren es umschweben,
In Feld und Wald, in Hof und Haus:
Doch kluge Vorsicht leitet dich,
Mit Gottes Schutze, sicherlich.

Außer den Gewächsen, deren Genuß Menschen und Vieh krank macht oder gar tödtet, gibt es auch noch viele andre Dinge, welche zu Arzeneyen, Farben, und zu mancherley Arbeiten der Metall-Gießer, Goldschmide, Apotheker, Porzellan-Macher, Töpfer und andrer Künstler und Handwerker mit Nutzen gebraucht werden, aber die Gesundheit zerstören und oft einen schnellen und schmerzhaften Tod nach sich ziehen; wenn sie aus Unvorsichtigkeit, oder durch Bosheit ruchloser Menschen, unter die Speisen oder Getränke gemischt und verschluckt werden. Wer daher solche gefährliche Sachen nicht braucht, muß sie nicht im Hause leiden,

und

und wer sie nicht entbehren kann, muß sie sorgfälti
verwahren, und an die Schachtel oder das Papie
worin das Gift sich befindet, deutlich anschreiben, wa
darin ist. Dergleichen Dinge sind:

1. Das allergefährlichste solcher Gifte, Arseni
oder Hüttenrauch, dessen man sich so häufig als Ra
ten- und Mäuse-Pulver bedient, da es doch andre
weniger gefährliche Mittel gibt, diese unangenehme
Gäste zu vertreiben. Es ist geschehen, daß ein Haus
wirth solches in Scherben auf dem Boden zwischen da
Getreide unter das Dach gestellt hatte, und dies
Scherben wurden von Mäusen oder Katzen umgesto
sen und das Gift kam unter das Brodkorn. Davo
wurde die ganze Familie auf einmal todtkrank, un
man glaubte, sie wäre behext. Aber als der Arz
kam und merkte, daß sie Gift bekommen hatten, auc
hörte, daß dem Manne kurz zuvor zwey gesunde Pfer
de und ein Hund plötzlich krepirt waren: suchte er über
all nach, und fand die Giftscherben, aus welchen, de
sie umgestoßen worden, das Gift zwischen den Boden
Dielen herunter in die Krippe gefallen war, wovo
man noch Spuren an der Stallwand entdeckte. Si
wurde auch zu Gohlis bey Leipzig im October 178
eine ganze Haushaltung vergiftet, und der Hausvate
und eine Schwester von ihm starben daran: weil die
Magd, als ihre Frau eine Mehlspeise bereitete und sie
mehr Mehl dazu holen sollte, einen Teller mit Mehl
ergriff, unter welches Arsenik für die Mäuse gemischt
war. Wer also kein Unglück anrichten will, sehe sich
vor! Geschieht es aber, daß jemand ohne sein Wis
sen solches Gift verschluckt, und davon plötzliches Knei
pen, Stechen und Brennen im Magen und in den
Gedärmen, heftigen Durst und Brennen im Halse,
Herzklopfen, Schaudern und Zittern des ganzen Kör
pers, schreckliche Angst, Zuckungen, kalten Schweiß,

Ohn

ohnmachten und andere heftige Zufälle bekömmt: so
ufe man eiligst den Arzt zu Hülfe, ehe der Tod ihm
vorkommt. Unterdessen nehme der Kranke Oel und
Milch ein, bis zum Erbrechen, und bis man Seifen-
wasser auf folgende Art zubereitet hat. Man löset 1
Theil Seife in 4 Theilen siedendem Wasser unter be-
ständigem Quirlen auf, und versüßt es mit Zucker.
Davon muß der Vergiftete in jeder Viertelstunde 2 bis
3 mal einige Loth warm trinken, so daß er binnen ein
Paar Stunden etliche Pfund verschlucket. Das dar-
auf folgende Erbrechen muß man nicht aufhalten, viel-
mehr Anfangs durch Kitzeln im Schlunde mit einer in
Oel getunkten Feder befördern. Alsdenn muß er noch
einige Tage vieles Honigwasser trinken, dann Schwe-
felbäder brauchen und Schwefelwasser trinken — alles
nach Vorschrift des Arztes — um, wo möglich, die
schrecklichen Folgen dieses Giftes abzuwenden. Bey
einer Vergiftung durch Opperment (Auripigment)
oder Rauschgelb und Sandrach, welche aus Arse-
nik und Schwefel bestehen, ist, statt des Seifenwas-
sers, Milchrahm hinreichend, muß aber fortgesetzt
werden, bis man nichts mehr von den übeln Wirkun-
gen dieses Giftes empfindet.

Auch das Kobolt-Erz, und die daraus bereitete
blaue Smalte oder Stärke, auch Sächsisch-Blau ge-
nannt, die man häufig zur Wäsche braucht, enthält
Arsenik und ist ein Gift, das man vor naschhaften
Kindern verwahren muß.

2. Queckſilber, Mercurius, kann im flüssigen
Zustande ohne Gefahr verschluckt werden, indem es
unverdaut durch alle Gedärme hindurch aus dem Kör-
per wieder hinaus lauft; aber mit Fettigkeiten zu ei-
ner Salbe gemacht und unvorsichtig, ohne Vorschrift
des Arztes, äußerlich wider die Krätze und andre Haut-
krankheiten, oder wider die Läuse gebraucht, verur-

sacht

sacht es Krämpfe, Speichelfluß, Blutspeyen, G
schwüre und nicht selten den Tod. Eben so gefährli
ist das aus Queckſilber bereitete Sublimat, Präci
tat und der Zinnober. Wer damit vergiftet wird, mi
sehr viel laues Wasser mit Gersten- oder Haferschlei
Milch und Oel trinken, bis der Arzt ihm zu Hül
kommt. Tödtlich sind auch die Queckſilber-Dün
aller Art.

3. Spiesglas, Spiesglanz, Antimonium, ut
alle davon bereitete Dinge, sind schädliche Gifte; s
es gleich auch zu Arzeneyen gebraucht wird, wie zu
Brechpulver. Auch dieses tödtet, wenn man zuvi
davon nimmt. Man brauche dagegen Oel, Mil
und schleimige Getränke, und eile zum Arzt.

4. Das Kupfer wird zu einem tödtlichen Gift
wenn es sich durch saure, fettige oder salzige Flüssi
keiten, oder bloß durch Nässe und Luft in Grünspa
auflöset, und unter Speisen und Getränken von Me
schen und Thieren genossen wird. Wenn man sich de
her kupferner Kessel, Töpfe und Pfannen zur Bere
tung der Speisen bedient, müssen sie immer ganz rei
gehalten werden, und man muß vor jedem Gebrauch
nachsehen, ob sich etwa Grünspan darin angesetzt habe
In Paris wurden vor mehrern Jahren 40 Mann von de
königlichen Leibgarde, die zusammen speisten, durch grü
ne, in einem kupfernen Kessel gekochte Bohnen vergiftet
und mehrere davon starben unter heftigen Schmerzen
und Zuckungen. Noch gefährlicher ist es, Speisen
vorzüglich Milch, Fett und säuerliche Speisen in kup
fernen Gefäßen erkalten zu lassen oder aufzubewahren
So hatte man auf einem Landgute im Meklenburgi
schen Zwetschen-Muß gekocht, und wie es sich gebührt
noch heiß aus dem Kessel genommen, aber den Kesse
nicht sogleich gereiniget. Des Morgens darauf stri
chen zwey lüsterne Mägde das wenige am Kessel kle
ben

n gebliebene Muß ab und genossen es. Davon wur-
n sie bald darauf von den heftigsten Zufällen der
ergiftung befallen und dem Tode nahe gebracht. Man
ite sich also noch mehr, Essig zum Einmachen der
urken oder zu andern Speisen in kupfernen Gefäßen
ufzusieden. Im Jahr 1798 erkrankten in Bleicherо-
e, einer kleinen Stadt in der ehemaligen Grafschaft
ohenstein, auf einmal eine Menge Menschen, an
ibschneiden, Erbrechen und heftigem Laxiren, und
an fand, daß das von ihnen getrunkene Bier die Ur-
che davon sey. Bey der von den Aerzten deshalb an-
estellten Untersuchung erfuhr man nun, daß das zu
esem Bier gebrauchte Malz auf einem Backofen ge-
örrt worden, auf welchem kurz vorher Grünspan ge-
ocknet worden war, von dem etwas zurück geblieben
nd unter das Malz gekommen seyn konnte. Wer das
nglück hat, durch Grünspan vergiftet zu werden,
uß sogleich ein Brechmittel nehmen, und wenn es ge-
irkt hat, 2 Quentchen gepülverte Krebssteine mit
em ausgedrückten Saft von 3 Citronen in einem Gla-
e vermischt, in dem Augenblicke, da es aufbrauset.
Dieses Mittel muß man wiederholen, so oft man wie-
er Schmerzen verspüret.

5. Das Bley wird von Säuren, Oel, Milch,
Wein, Salz, Luft und Feuchtigkeit aufgelöset und in
einen weißlichen süßlicht schmeckenden Staub verwan-
elt, welcher ein tödtliches Gift ist; und eben so ge-
ährlich sind Bleyasche, Bleygelb, Mennige, Glätte,
Bleyglas, Bleyweiß, Bleyzucker und Kasseler Gelb.
Die oft nur langsam erfolgenden aber desto schwerer zu
heilenden Wirkungen der Bleyvergiftung sind Mattig-
eit, Magendrücken, Eckel, Brechen, Verstopfungen,
Kolik, Angst, Krämpfe, Fieber, Durst, Schwindel,
Kopfweh, Raserey, Erstarrung, Zuckungen, Schlag-
luß und der Tod. Man warne also Kinder oft und

ernst-

ernstlich, daß sie nicht an Bley lecken; man nehme keine bleyerne Röhren zu Wasserleitungen; man halte sich nicht in zugemachten Stuben und Kammern auf, die mit Bleyfarben frisch angestrichen sind. Ein Bäcker hatte einmal seinen Backofen mit altem Holz geheitzt, das mit Bleyweiß angestrichen war; und von dem darin gebackenem Brod bekamen neun Personen die Bleykolik, und zwey davon mußten sterben.

Die Dünste und der Staub des Bleyes erzeugen bey den Personen, die solche bey der Arbeit einschlucken, besondere Arten von tödtlicher Kolik, die man bey den Malern die Malerkolik, bey Bergleuten die Bergkolik und bey Hüttenleuten die Hüttenkatze nennt. Man könnte noch dazu setzen, den Glasurtod der Töpfer, welche ihre Waare mit sogenannter Silber-Glötte, die aus verkalktem Bley besteht, glasiren, und bey der Arbeit so viel Dunst und Staub davon einschlucken, daß sie mehr oder weniger an oben beschriebenen Folgen der Vergiftung leiden, und im besten Alter dahin sterben. Ja man hat auch viele Beyspiele, daß Speisen, besonders säuerliche und Milch, in schlecht gebrannten Töpfen gekocht oder aufbewahrt, durch die abspringende oder sich auflösende Bleyglasur vergiftet werden, und schwere Krankheiten verursachen. Es ist daher besser, die Töpfer-Waare ohne alles Bley zu glasiren, welches auf folgende Weise geschiehet.

Vorschrift zu einer Töpfer-Glasur ohne Bley.

Man nimmt, anstatt der Glötte, Natron oder mineralisches Alkali, und läßt es, in einem eisernen Kessel, unter beständigem Umrühren mit einem eisernen Spatel, über dem Feuer erst flüssig werden, dann wieder austrocknen und bis nahe zum Glühen erhitzen. Dadurch wird es kalcinirt oder verkalkt.

Darauf vermischt man vier Theile von diesem kalzinirten

n Natron mit fünf Theilen weißem Sand, der kein Ei-
n bey sich führt, und reibt es zu einem feinen Pulver.

Dieses Gemengsel füllt man in flache, aus feuerfestem
on gebrannte Käpseln, die vorher inwendig mit etwas
reide ausgestrichen worden, verstreicht den Deckel recht
st, und stellt sie im Töpferofen an einen Platz, wo sie
e stärkste Hitze empfangen. Nach geendigtem Brande wird
an die Masse geschmolzen und in eine Art löcherichtes
las verwandelt finden.

Diese Glasmasse nimmt man aus den Kapseln, und
rmahlt sie zum feinsten Pulver, so ist die Glasur fertig,
elche dann, wie gewöhnlich, mit Wasser angerieben, und
en so, wie die Bleyglasur, auf das Töpfergeschirr ge-
acht wird.

Das Einbrennen dieser Glasur erfordert keine größere
itze, als man bey jener anwendet; sie macht einen schö-
en Glanz, und ist so fest, daß auch scharfe Säuren und
ugen sie nicht zerstören, so daß man die damit glasir-
n Töpfe ohne Gefahr zu Allem brauchen kann. Auch
nn man ihr eben solche Farben geben, wie der gewöhn-
chen. Dazu kommt noch der Vortheil, daß sie nicht
eurer, sondern noch etwas wohlfeiler zu stehen kommt,
ls die gefährliche Bleyglasur.

Solche Töpfer, die nicht selbst so verständig sind,
on dem gewohnten Schlendrian abzugehen, und sich
ieser unschädlichen, bessern und wohlfeilern Glasur
u bedienen, sollten daher von der Obrigkeit dazu
ezwungen werden.

Geschieht nun, durch Zufall, eine schleunige Ver-
iftung von Bleygift, so muß man sogleich ein
Brechmittel nehmen und viel laues Wasser mit Milch
achtrinken; auch Baumöl und fette Brühen verschlin-
en, bis der Arzt zu Hülfe kommt. Aber wenn das
Gift allmählich, durch Beschäftigung mit Bleykalken,
n den Körper gekommen ist, und seine schrecklichen
Wirkungen sich zeigen, kann nur ein geschickter Arzt hel-
en, wenn es noch Zeit dazu ist.

6. Das Zinn führt Arsenik bey sich, welches sich
war nicht so leicht auflöset, als das Bley: man darf

aber

aber doch nichts Saures oder Salziges in zinnernen Gefäßen kochen oder stehen lassen. Auch ist es oft mit Bley vermischt, und wird dadurch gefährlich. Zum Verzinnen des Kupfers und Eisenblech muß daher ganz reines Zinn genommen werden.

7. Auch das Silber und Gold kann der Gesundheit schaden, wenn es mit viel Kupfer versetzt ist, aus dem sich Grünspan erzeugt. Ein warnendes Beyspiel davon steht in der National-Zeitung der Deutschen 1795. S. 296. Ein Mädchen hatte ein Stück Kupfen gegessen und war davon vergiftet worden. Und bey der angestellten Untersuchung fand sich, daß auf diesem Stückchen ein silberner Löffel gelegen hatte, der vorher in Essig gewesen, und weil er aus Versehen nicht abgewischt worden, von Grünspan angelaufen war. — Knallgold ist ein tödtliches Gift.

8. Scheidewasser, Vitriol-Oel, Metallauflösungen, Schwefelgeist aus Versehen verschluckt, verbrennen wie Feuer den Mund, die Zunge, den Hals, Schlund, Magen und die Gedärme, ziehen die Luftröhre zusammen und bewirken Erstickung. Viel laues Wasser ist dagegen das erste und beßte Mittel; dann wenn das Gift dadurch verdünnt ist, brauche man Weinsteinsalz, Oel und schleimige Sachen, besonders Quittenschleim und Klystire. Die Dämpfe und Ausdünstungen solcher Sachen verursachen Bluthusten, Lähmungen, Zittern der Glieder und Schwindsucht.

9. Gyps und gelöschter und ungelöschter Kalk schaden der Gesundheit auf die Art, wie die Bleygifte. Eingeathmeter Kalkstaub verursacht Bluthusten und Schwindsucht, und eben so gefährlich sind die Dünste beym Brennen und Löschen des Kalks. Brechmittel, dann saure Speisen und Getränke, fette Suppen, Oele,

Kly-

lystire brauche man, bis man die Hülfe des Arztes langt.

10. Feste und scharfe Sachen, als Glas, Edelstei-, zu Pulver gestoßen, oder spitzige und scharfe Stük- n Metall, als Nadeln, Nägel, Draht; dann isch-Gräten und Knochen-Spitzen, können durch Ver- undung des Schlundes und der Eingeweide den Tod rursachen. Wer dergleichen verschluckt hat, muß gleich viel Mehlbrey, Klöse, Kartoffeln essen, dann uen guten Schluck Oel, und hernach erst ein Brech- ittel nehmen.

11. Viele Arzneyen können der Gesundheit und m Leben des Menschen verderblich werden, wenn an zuviel davon nimmt, oder sie zur Unzeit und ohne orschrift des Arztes gebraucht. Solche sind z. E. pium, Campher, spanische Fliegen, Krähen-Augen, ummigutt und die meisten andern Purgirmittel, rechmittel, Schwefel-Salbe, u. dergl.

12. Auch die gewöhnlichen Speisen, besonders tte Fleisch- und Mehlspeisen können zu Gift werden, enn man den Magen damit so sehr überladet, daß sie nicht ordentlich verdauen kann, und daß sie in äulniß übergehen. Durch ein Brechmittel kann man en schlimmen Folgen davon zuvor kommen.

Alle diese Dinge, welche der Gesundheit und dem eben Gefahr bringen, und so manchen Menschen vor er Zeit unter schrecklichen Schmerzen und Qualen ins rab stürzen, sind an sich von so mannigfaltigem und roßem Nutzen, daß wir nicht denken dürfen, Gott ätte wohl besser gethan, sie nicht zu erschaffen: son- ern wir müssen sie nur mit der größten Vorsicht und Bedachtsamkeit dazu gebrauchen, wozu sie gut sind. uch müssen wir unsre Kinder so frühe als möglich von er Beschaffenheit und Gefahr solcher Sachen unter- ichten, sie, durch Erzählung von Unglücksfällen, die

dadurch geschehen sind, vor dem Mißbrauche derselb warnen, und solche auch sorgfältig vor ihnen verwa ren und verschließen, und ihnen recht ernstlich einsch sen, daß sie nichts in den Mund nehmen, belecken od genießen, was sie nicht als unschädlich kennen.

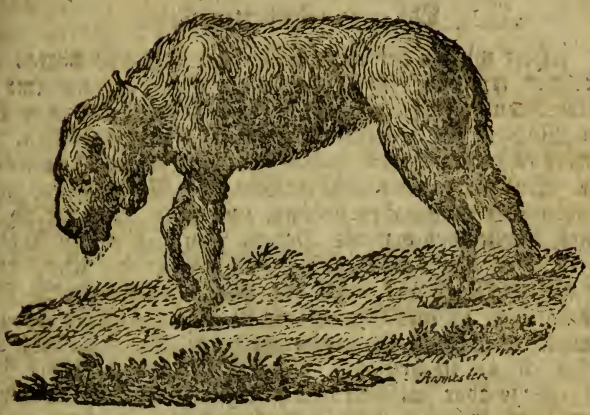
Ein unverantwortlicher Leichtsinn ist es z. E. we die Drechsler und andere Verfertiger von Spielsach solche mit giftigen Farben bunt malen, und die Obr keit sollte sie durch Strafen nöthigen, sich unschädlich Farben dafür zu bedienen, nach folgender Vorschri

Giftige Farben sind:	Unschädliche Farben dafü
Weiß: Bleyweiß, Kremserweiß, Schieferweiß.	Weiß: Präparirte Kreide, mit Wasser gelöschter, w der getrockneter und pulverter Gyps.
Gelb: Operment, Rauschgelb, Königsgelb, Caßlergelb, Neaplergelb, Bleygelb, Gummigut.	Gelb: Kurkume, Schittge Safran, Orleans, Ock gelb.
Grün: Grünspan, Braunschweiger-Grün, Berggrün, Bremergrün, Schwedisch oder Scheelsches Grün.	Grün: Saftgrün, und all Grün, das man dur Mischung von Gelb u Blau selbst machen kan
Blau: Bergblau, und alles Blau, was sich die Maler aus Kupfervitriol, Kalk und Salmiak bereiten.	Blau: Berlinerblau, N blau, Indigo und La mus.
Roth: Zinnober und Mennige.	Roth: Karmin, Kugella Berlinerroth, Florentin Lack, Fernambuck, Bra lienholz, armenischer B lus, rothe Eisenerde, Te tenkopf.

Noch unverantwortlicher ist es, wenn Zucke bäcker ihre Naschwaare mit gefährlichen Sach bunt färben. Auch das Rothfärben der Oblate womit man Briefe versiegelt, sollte man verbiete weil dazu Mennige oder Zinnober genommen wir welches gefährliche Gifte sind.

53.

Vom tollen Hundsbiß und den beßten Hülfsmitteln dagegen.



Stille Hunde sind gefährlich:
Wird der deine stumm und grämlich,
Schlag' ihn ohne Zaudern todt!
Schrecklich ist der Tollheit Noth.

In einem wohlbekannten Dorfe hatte der Pfarrer eine Lesegesellschaft von 12 lehrbegierigen jungen Bauersmännern, nebst dem Schulmeister und ihm selbst, angestellt. Diese kamen alle Sonntage Nachmittags auf zwey Stunden in des Predigers Wohnung zusammen, und lasen die Zeitungen und allerhand nützliche Schriften, die der Prediger aussuchte. Jedes Mitglied von der Gesellschaft zahlte dafür jährlich einen Gulden: nur der Schulmeister war frey; dafür las er den andern ein Stück ums andere vor. Ueber das Gelesene

sprachen sie hernach unter einander, jeder sagte sei
Meinung, und der Pfarrer erklärte dies und jene
was etwa den Bauersmännern nicht deutlich war. I
dieser Gesellschaft wurde unter andern einmal Folge
des in der Zeitung gelesen.

M .... den 7ten Febr.

„Hier wurde der Kuhhirte, der das Lob hatte, e
ehrlicher frommer Mann zu seyn, und der sein Amt m
vieler Treue und Gewissenhaftigkeit verrichtete, vor ein
gen Wochen von einem wüthenden Hunde gebissen. E
achtete es nicht, und brauchte kein wirksames Mittel dag
gen. Darauf zeigten sich Anfälle von Raserey bey ihm
er ging aber noch dabey herum, und war abwechselnd si
seines Verstandes bewußt. Den 26. Jan. ließ er am Arme
Ader; aber den Tag darauf, frühe gegen 10 Uhr, bra
die völlige Wuth aus. Er bat nun seine weinende Fra
und Kinder, ja aus dem Hause zu gehen, daß er sie nic
unglücklich mache. Darauf riegelte er die Thür zu, fi
entsetzlich an zu brüllen, riß sich in der Angst die Ad
auf, schrie aber zwischen den heftigsten Anfällen immer
Gott, daß er seine Leiden bald endigen möchte. Di
geschah noch denselben Tag gegen Abend, da starb e
Der unglückliche Mann verlangte, als er die Annäherun
des Todes fühlte, aufs sehnlichste, daß ihm der Pfarr
in den letzten Stunden seines Lebens noch einigen Tro
zusprechen möchte. Allein dieser schlug es ihm ab: we
er der Meinung war, daß sogar der Hauch eines solch
Unglücklichen wüthend mache. Dem Kranken that dies
so wehe, daß er sagte: „Wenn dem Herrn Pfarrer ei
„Kuh krank ist, so muß Johannes (so hieß er) glei
„da seyn: nun ich den Herrn Pfarrer verlange, der i
„doch etwas mehr als eine Kuh bin, da muß der arm
„Johannes ohne Trost verderben. Nun Gott wird m
„auch helfen." Ein Candidat, der dieses hörte, ka
darauf ungerufen, betete mit ihm um Erlösung, u
stärkte ihn durch trostreichen Zuspruch. Als nun der T
endlich erfolgte, wollte niemand die Hand an den Körp
legen, und ihn in den Sarg bringen: weil man fürch
te, dadurch angesteckt zu werden; ja die Furcht ging
weit, daß man es Jemandem schon für eine Verwege
heit auslegte, daß er zum Fenster hineinsahe. Endl
verstar

rstand sich ein durchreisender Matrose oder Bootsknecht
zu, den Körper zu beerdigen. Da er aber nicht allein
mit fertig werden konnte, weigerte sich der Todtengrä-
r so hartnäckig, das geringste damit zu thun zu haben,
ß er es nicht ins Werk hätte richten können; wäre
cht der eigne Sohn des Predigers, ein Candidat, dazu
kommen, der sich nicht scheute, mit diesem Matrosen
s letzte Werk der Barmherzigkeit an dem Verunglück-
n auszuüben. — Uebrigens war der Hirt selbst gewisser-
aßen Ursache an seinem Unglücke. Er sah nämlich ein
eines unbekanntes Hündchen laufen, und merkte die
ennzeichen der Tollheit nicht an ihm: sondern lief nach,
schte es mit den Händen und wurde von ihm gebissen."

Wie der Schulmeister diese Geschichte vorgelesen
tte, wurde die ganze Gesellschaft sehr traurig und
chdenkend darüber. Doch unterbrach endlich der
farrer das Stillschweigen und sagte: „es ist wahr,
ese Geschichte ist sehr betrübt. Aber desto mehr
ünsche ich, daß mir jeder seine Meinung recht offen-
erzig davon sage, damit wir das Gute daraus neh-
en, welches der himmlische Vater für uns auch in
ieses große Unglück gelegt hat." Darauf sagten sie
ach einander ihre Meinung nach der Reihe, wie sie
ßen. Einer, Namens **Pfeifer**, fing an: Mich
hrt der arme Johannes, **daß man keinen fremden**
und angreifen muß, und ich will diese Lehre mei-
en Kindern recht einprägen, wenn ich ihnen heute
bend diese Geschichte erzähle. Sein Nachbar, To-
ias **Bing**, sagte: ich sehe daraus, daß unsre hohe
brigkeit es recht gut meint, wenn sie uns solche Ver-
rdnungen gibt, wie die von tollen Hunden. Ich
ill auch heute noch in die Schenke gehen, und die
arinne beschriebenen Kennzeichen lernen, woran man
eht, ob ein Hund toll ist; wenn nur diese Verord-
ung nicht schon von der Tafel abgerissen ist." Hier
ahm der Schulze das Wort und sagte: Gevatter
obias, die Kennzeichen, welche die **Verordnung**
angibt

angibt, sind: daß ein Hund, welcher erst toll werde
will, nicht säuft, nicht bellt, mit hängenden Ohre
und Schwanz herumschleicht, oder wie schlafend he
um taumelt, auch fremde Personen heimtückisch a
fällt, und gegen Bekannte nicht so freundlich, a
sonst thut. Wenn ein Hund so ist, soll man ihn ei
sperren, und Acht haben, ob er besser oder schlimm
wird. Wird er nun immer magerer, bekommt er r
the triefende Augen, sperrt den Rachen auf, weist d
Zähne, oder läßt die Zunge aus dem Halse hänge
hört nicht mehr auf das Zurufen seines Herrn: so i
es hohe Zeit, ihn todt zu schlagen, und soll man eine
solchen Hund recht tief in die Erde verscharren, oh
ihn mit bloßen Händen zu berühren, und soll all
verbrennen, was sein Geifer beschmutzt haben kann."

Der Pfarrer lobte den Schulzen sehr, daß er d
herrschaftliche Verordnung so wohl inne habe, ur
setzte hinzu: es ist wohl am besten, man tödtet eine
Hund lieber gleich, wenn er die ersten Zeichen der Tol
heit an sich hat. Es gibt ja Hunde genug, und da
Unglück, das daraus entstehen kann, ist so entsetzlich
daß ich lieber hundert Hunde todtschlagen, als mi
und andere Menschen einer solchen Gefahr aussetze
wollte. Besonders muß sich der Herr eines solche
Hundes in Acht nehmen, daß er ihn ja nicht strä
wenn der Hund hämisch und tückisch gegen ihn selb
thut; weil er da leicht gebissen werden kann: sonder
es ist besser, einen solchen Hund gleich todt zu schießen.
Ein Bauer sagte darauf: mich wundert doch, daß de
Kuhhirt so unglücklich gewesen, da er den Name
Johannes geführt, welches ein glücklicher Nam
seyn soll! „Ihr könnt daraus abnehmen, antworte
der Pfarrer, daß es ein falscher Glaube ist, daß de
Name einen Menschen glücklich oder unglücklich mach
Man hat z. E. auch die Meinung, daß einer nich

al

t werde, der mit dem Vornamen Erdmann heißet. ber mein Vater und Großvater haben so geheißen, d sind beyde, Gott Lob! zu einem schönen Alter gelangt. ein Großvater hat es auf 76 und mein Vater auf Jahr gebracht." Zuletzt sagte noch der Schulmei- r: Ich denke bey der Geschichte: unser lieber Herr farrer hätte den armen Johannes wohl nicht in der oth verlassen, und hätte ihm gern Trost aus Gottes ort zugesprochen, wenns auch Gefahr gehabt hätte. ch danke ihnen für das gute Zutrauen, erwiederte r Pfarrer, und setzte dazu: aber wir wollen doch n Herrn Pfarrer zu M... nicht deswegen für einen rten und unbarmherzigen Mann halten, daß er den ohannes nicht besuchen wollte. Muth und Herzhaf- keit sind eine Gabe Gottes, die nicht jedermann ge- ben ist, und wenn man einmal gewisse Jahre erreicht t, kann man diese schönen Tugenden nicht mehr er- ngen. Hätte nun der Herr Pfarrer sich mit Gewalt pingen wollen, zum Johannes zu gehen; so wäre vielleicht vor Furcht und Angst krank worden: da tte er dann sein Amt nicht verwalten können, und e ganze Gemeinde hätte darunter gelitten. Daß aber n junger Candidat sich die Gewalt anthat, das war cht gut. Denn, wer noch jung ist, kann sich Muth d Herzhaftigkeit geben, wenn er die Furcht mit Ge- alt bezwingt. Es gilt auch hier: Richtet nicht, so erdet ihr auch nicht gerichtet: verdammet nicht, werdet ihr auch nicht verdammet; ob ich gleich eber kein Geistlicher geworden wäre, wenn ich nicht e Herzhaftigkeit hätte, zu den gefährlichsten Kran- n zu gehen. Jedoch muß ich auch sagen, daß die urcht, durch das Angreifen solcher Personen ange- eckt zu werden, keinen Grund hat. Ihr Gift steckt os an, wenn sie beißen, und der Speichel in die Wunde kommt. Mehrere Aerzte haben sogar die Lei-

chen

chen toller Hunde und an der Hundswuth Gestorben
zerschnitten, um die Natur dieser Krankheit zu erfo
schen, und es hat ihnen nichts geschadet: weil sie vo
sichtig damit umgegangen sind. Daher kann man
ohne Gefahr anrühren, um sie zu begraben, und ka
es allenfalls mit Handschuhen thun, und diese herna
mit den Kleidern und Betten verbrennen, in welch
der Verstorbene geschwitzt hat.

Der Pfarrer sagte hierauf: man weiß eigentli
noch kein ganz gewisses Mittel, einem Menschen, d
von einem tollen Hunde gebissen worden, zu helfe
als dieses: daß man den Augenblick, da der Biß g
schehen, in die nächste Schmide lauft, und ein gl
hend Eisen auf die Wunde setzt; oder daß man a
das verletzte Fleck Schießpulver streuet und abbrenn
läßt, etlichemal nach einander. Auch kann man, we
es an einem Orte ist, wo man ohne Lebensgefahr schn
den kann, das gebissene Fleck mit einem scharfen M
ser herausschneiden, oder dieses noch lieber durch
Wundarzt thun lassen. Die Wunde wird hernach
mit scharfer Lauge oder Kalkwasser ausgewaschen, u
hat man nicht gleich Lauge, so thut man Asche od
Salz in laues Wasser, und reibt sie damit aus. H
man nichts anderes bey der Hand, so wäscht man
mit Urin aus. Das Waschen muß aber lange fo
gesetzt werden, um wo möglich das Gift auszuspühle
Vorzüglich gut zum Abwaschen der gebissenen Stel
auch wenn es keine Wunde ist, möchte mit Wasser v
dünntes Vitriol-Oel dienen, wobey man den beißend
Schmerz nicht achten darf. Nachher muß die Wun
so lange wie möglich, wenigstens bis in die 8te W
che offen und im Schwären erhalten werden, welch
ein Wundarzt besorgen muß. Wenn aber, fuhr
fort, das Gift schon ins Blut übergegangen ist:
ist bis letzt die Wolfskirsche oder Tollkirsche (Bel
dom

onna, welche in diesem Büchlein Seite 383 abgebildet ist,) als das beßte Mittel befunden worden.

Man sammelt die Wurzeln, wenn sie zwey bis dreyjährig sind, vor der Blüthe, wäscht sie in kaltem Wasser, putzt die Fasern ab, spaltet sie und trocknet sie auf einem luftigen Boden. Wenn sie ganz trocken sind, werden sie geraspelt, im Mörser gestoßen und gesiebt. Dieses Pulver läßt sich in einem mit einer feuchten Blase zugemachtem Glase bis ins dritte Jahr gut erhalten. Die Blätter bricht man ebenfalls vor der Blüthe ab, und trocknet sie auf Weidenflechten oder bretternen Hürden, auf einem luftigen Boden, und kann sie in bedeckten Fäßchen zwey Jahr lang gut erhalten. Die Cur damit ist aber sehr gefährlich und muß dem Arz überlassen werden. Jedoch ist es gut, wenn in jedem Dorfe immer ein Vorrath von dem Wurzelpulver und von den Blättern vorhanden ist, um es in Nothfällen, und auch fürs Vieh zu brauchen.

Hier fragte der Schulmeister: Was halten Sie wohl davon, Herr Pastor, daß Leute, die von tollen Hunden gebissen sind, manchmal hundert Meilen weit nach Sanct Hubert im Ardenner Walde reisen, und sich daselbst eine Reliquie von dem Priesterrocke des heiligen Huberts in die Stirn einheilen lassen? Es sind ja, wie in den Zeitungen gestanden, noch im Jahr 1784 dreyzehn solcher Personen von München in Bayern dahin gegangen, und sind davon frisch und gesund wieder gekommen. „Ich halte dafür, antwortete der Prediger, daß die Wolfskirsche, als ein Kraut, die Kraft hat, das Hundsgift durch den Schweiß aus dem Leibe heraus zu treiben: ich begreife aber nicht, wie ein Lappen von einem Priesterrocke dieses thun könne, da er weder Saft noch Geruch hat. Ich halte es auch für eine sehr gefährliche Sache, die gebissenen Leute erst nach St. Hubert zu schicken, wenn man nähere

Hülfe

Hülfe haben kann. Denn, wenn sie wirklich von einem tollen Hunde gebissen sind, und dessen Geifer in die Wunde gekommen ist; so können sie leicht schon unter Wegs sterben: aber das Wahre von der Sache ist, daß die Hunde nicht überein toll sind. Bey manchen ist die Wuth von der Art, daß sie nicht ansteckt. Mancher Hund wird auch für toll gehalten, und ist es gar nicht: und so mag es wohl bey den 13 Leuten aus München gewesen seyn. Drey davon sind aber auf der Reise gestorben. Ich weiß auch, daß manche Leute den Gebissenen geschriebene Zettel von Papier eingeben, welches gar albern ist, und gottlos, wenn sie darüber die Hülfe des Arztes versäumen. Diese muß man gleich auf der Stelle suchen, weil alles darauf ankommt, was in den ersten Tagen zur Rettung des Gebissenen geschieht; und man muß sich nicht an sogenannte weise Männer oder Frauen, Schäfer, Jäger, Scharfrichter und dergleichen Personen wenden, welche Mittel wider den tollen Hundsbiß zu besitzen vorgeben, sondern an einen rechten Arzt.

Zu merken ist hierbey noch, daß man den Hunden im Winter nicht gestatten darf, unter dem heißen Ofen zu liegen, und daß man ihnen, bey hartem Frost, ein warmes Lager geben muß: weil sie von großer Hitze und Kälte leicht toll werden können. Kettenhunden darf man es nie an frischem Wasser fehlen lassen, damit sie keine Mistpfütze saufen, wovon sie auch toll werden sollen.

Wenn man im Gehen von einem nicht tollen, aber bissigem Hunde angefallen wird, ist es besser, sich zu bücken, als wolle man einen Stein zum Werfen aufheben, als sich mit dem Stocke zu vertheidigen. Noch besser ist es, man nimmt den Hut in den Mund, zwischen die Zähne, macht große Augen dazu und geht mit gekrümmtem Rücken auf den Hund los; so nimmt er

gewiß

gewiß Reißaus. Auch einen stößigen Ochsen kann man auf diese Art von sich abhalten.

Man hat auch Beyspiele, daß Bisse von Katzen, Hamstern, Gänsen und andern Thieren, wenn sie zornig sind, sehr gefährlich werden können. Man muß also eine solche Wunde nicht gering achten, sondern bald einen Arzt darüber um Rath fragen.

54.

Von Ottern, (Addern, Vipern, Nattern,) Kröten, Spinnen, Bienen, Wespen und andern Thieren, welche dem Menschen durch Bisse oder Stiche schaden und beschwerlich sind.

Der Thiere Biß und Stich soll dich vorsichtig machen:
Die Vorsicht nützt dir dann zu vielen andern Sachen.

Die Ottern, Vipern oder Nattern, welche braungrau aussehen, mit einem schwarzen Streif auf dem Rücken, haben in der obern Kinnlade zwey lange und spitzige Zähne, welche inwendig hohl sind, und unter denselben sind Bläschen voller Gift, welches in die Wunde dringt, wenn sie im Zorn mit diesen Zähnen beißen. Davon wird der Verwundete bald bleichgelb, schwillt in wenig Stunden sehr auf, bekommt kalte Glieder, heftiges Erbrechen, und was er ausbricht ist alles gelb; endlich folgen Zuckungen und der Tod, wofern nicht bald die rechten Mittel gebraucht werden.

Wenn du also in das Bein oder in den Arm von einer Otter gebissen wirst: so nimm das Strumpfband, oder sonst ein Band, oder einen Bindfaden, und binde so geschwind als möglich das verletzte Glied etliche

Dau-

Daumen breit über der Wunde so fest, als du es nur leiden kannst. Darauf nimm frische Rinde und Laub von Eschen oder von Hollunder, quetsche es, und belege das Glied unterhalb des Bandes rund um damit, und umwickle es mit einem Tuch, daß es fest bleibt. Reiß lieber gleich ein Stück vom Hemd, wenn du kein anderes Tuch hast. Sind keine Eschen- oder Hollunderbäume in der Nähe, so nimm frisch ausgegrabene Erde und schlage sie um das Glied. Gehe gleich nach Hause und trinke Thee von Eschen- oder Hollunder-Rinde, laß eiligst den Wundarzt hohlen, und laß ihm sagen, daß er Salmiak-Spiritus und Schröpfköpfe mitbringe. Er muß nämlich das Blut mit Schröpfköpfen aus der Wunde ziehen, und dazu die Wunde größer machen, wenn sie so klein ist, daß kein Blut fließt. Alsdann muß er Salmiak-Spiritus mit etwas Baumöl oder Wasser vermischt hinein tröpfeln, und eine damit angefeuchtete Beusche darauf legen. Das ganze Glied wird darauf über ein wenig Kohlenfeuer lange mit Baumöl gerieben, und die Wunde über die Beusche her mit gequetschten Hollunderblättern und Rinde verbunden. Innerlich nimm, nach dem Alter, von 3 bis zu 8 Tropfen Salmiak-Spiritus in einem halben Glas Wasser ein, und wiederhole dieses einige Tage lang alle 3 Stunden, und noch öfter, wenn sich die Zufälle verschlimmern. Dabey muß sich der Kranke warm halten, und durch Thee von Hollunder-Blüthen oder Pomeranzen-Schalen den Schweiß zu befördern suchen. Ist kein Wundarzt zu haben, so streue man bald etlichemal Schießpulver auf die Wunde und zünde es an, und trinke von Zeit zu Zeit etliche Löffel voll Baumöl. Das Band wird wieder losgemacht, wenn die Wunde ordentlich besorgt ist.

Die Nattern beißen aber nicht eher, als wenn man unversehens auf sie tritt, oder sie sonst erzürnet. Sie sind auch weiter nicht giftig, außer den beyden

Gift-

Giftzähnen, und man kocht Kraftbrühen für gewisse Krankheiten aus ihrem Fleische. Die Ringel-Natter oder Wasserschlange, welche ein gelbweißes Halsband hat, und so auch die Blindschleiche oder Bruchschlange, die man mit einem dünnen Stecken in Stücken zerschlagen kann, beißen nicht und haben kein Gift.

Bespritzt dich eine Kröte, (ein Lork,) so wasche das Fleck gleich mit Urin oder Salzwasser, das ist, Wasser, worin so viel Salz zergangen ist, als darin zergehen will. Hernach koche Hollunderblüthen oder Kamillenblumen in Wasser, feuchte damit einen Lappen fleißig an, und lege ihn auf die Stelle, oder reibe sie mit Oel. Man kann auch mit Nutzen frischgequetschte Rautenblätter oder frische Erde auf die Stelle legen. Sonst sind die Kröten eben nicht giftig, außer der Feuchtigkeit, die sie im Zorn aus ihren Warzen spritzen.

Die Spinnen, Kanker, sind nicht so giftig, daß man sich davor zu fürchten braucht. Wenn dich eine gestochen hat: so bade den verletzten Fleck nur in Milch. Wer eine Spinne unversehens verschluckt hat, und sich davor eckelt, muß ein Brechmittel nehmen, und wenn es gewirkt hat, 4 bis 6 Tropfen Salmiak-Spiritus in Wasser.

Die Bienen, Immen, sind sehr gefährliche Thierchen, wenn man sie erzürnt. Im Jahr 1770 fuhren fünf Wagen von Nostitz in der Oberlausitz mit Hafer nach Bernstadt. In Bischdorf, eine halbe Stunde von Bernstadt, ging der Weg bey einem Bauernhause vorbey, an dessen Wand, ziemlich nahe am Wege, aber doch etwas hoch, acht Bienenstöcke standen. Der Weg war schlecht, und als der erste Wagen, der 4spännig war, eben bey dem Bienenhause stecken blieb, trieb der Fuhrmann die vordern Pferde so stark an, daß eins davon auf den hohen Rand sprang,

und einen Bienenstock umstieß. Darüber wurden die Bienen nicht allein in diesem, sondern auch in den übrigen Stöcken dergestalt erzürnt, daß sie über das Pferd herfielen, und es so zerstachen, daß es umfiel und zwey Stunden darauf krepirte. Der Fuhrmann nahm Zweige, und wollte sie damit verjagen: dadurch reizte er sie gegen sich selbst, daß sie ihn am Kopf, im Gesicht und am ganzen Leibe so arg stachen, daß er nach Bernstadt gefahren werden mußte. Doch wurde er durch Hülfe des Arztes wieder hergestellt. Die übrigen Fuhrleute und Pferde bekamen auch mehrere Stiche, und die Bienen schwärmten weit und breit herum, und stachen, was ihnen in den Weg kam. Darüber büßte der Bauer vier Stöcke ein, die zu Grunde gingen, und man lernt daraus, daß ein Bienenstand nicht nahe an einem gangbaren Wege seyn, und daß man diese nützlichen und fleißigen Thierchen in ihrer Wohnung nicht beunruhigen muß.

Wider ihren Stich ist es am beßten, gleich den Stachel aus der Wunde zu drücken, und frische feuchte Erde oder warmen Urin aufzulegen; auch Oel, oder gesalzenen weißen Zwiebelsaft; oder rohe Kartoffeln zu Brey gerieben; noch besser das gequetschte Kraut von Malven oder Käsepappeln (Malva rotundifolia). Zärtliche, zum Fieber geneigte Personen nehmen innerlich etwas Salpeter und Flieder-Thee. So macht man es auch, wenn man von Wespen oder Hornissen gestochen wird. Ist ein solcher Stich inwendig im Halse, so mische Honig, Oel und Essig unter einander, und verschlucke es löffelweis. Der Stich von der großen Holzwespe ist noch gefährlicher. Da muß der Stachel eiligst ausgezogen, und die Wunde, durch den Wundarzt zum Schwären gebracht werden.

Willst

Willst du von Mücken- und Schnacken- oder Galsen-Stichen keine Beulen haben, so reibe die Stelle bald mit Baumöl.

Wenn dir ein Ohrwurm oder Gabelzange, oder ein anderes Ungeziefer ins Ohr kriecht, und du empfindest plötzlich Schmerzen darin: so lege dich auf die andere Seite, und laß dir ein wenig Baumöl, Branntwein oder Essig, was am geschwindesten bey der Hand ist, in das Ohr gießen, wo das Thier steckt, und darauf das Ohr mit Baumwolle, oder ausgezupfter Leinwand zustopfen. Der Stöpsel muß aber mit einem Faden umwickelt seyn, daß man ihn wieder herausziehen kann. Nach etlichen Stunden mache das Ohr wieder auf, und versuche den auf diese Weise getödteten Wurm mit einem Ohrlöffel heraus zu hohlen.

Sollte Jemand so unvorsichtig gewesen seyn, aus großem Durst, in Wasser Blutigel mit verschluckt zu haben, die sich dann im Magen ansaugen: so trinke er Essig, gesalzenes Wasser, Oel, und nehme Klystire mit Essig.

Weniger gefährlich sind zwar die Bisse und Stiche von Läusen und Flöhen, aber doch sehr beschwerlich, und es ist eine schändliche Faulheit, sie lieber zu dulden, als sich von dieser Plage zu befreyen. Das beßte Mittel dagegen ist aber Reinlichkeit. Wer sich fleißig wäscht, badet und kämmet, die Leib- und Bettwäsche oft genug wechselt, die Kleider ausbürstet, die Fußböden in den Wohnstuben und Kammern immer rein hält, auch den Haushund dann und wann mit Seifenwasser wäscht und ihm den Pelz auskämmet, der wird nicht leicht von diesem Ungeziefer geplagt werden.

Haben aber deine Kinder vielleicht aus der Schule oder vom Spielplatze Einquartierung auf dem Kopfe mit nach Hause gebracht, und die Mutter ist es nicht bald genug gewahr worden, so daß sich das Volk so ein-

genistet und vermehrt hat, daß es der Kamm nicht mehr bezwingen kann: so hüte dich ja, Läusesalbe oder Läusepulver, am wenigsten Quecksilber, dagegen zu brauchen, wodurch man den Kindern gefährliche Krankheiten und selbst den Tod zuziehen kann; sondern wasche den Kopf mit Seifenwasser und kämme die Haare fleißig durch. Um die zurück bleibenden Nüsse wegzuschaffen, nehme man Weinstein-Oel, gieße davon etwas in die Hand, und bestreiche und reibe damit des Abends die Haare ein; kämme sie dann den andern Morgen mit einem engen Kamme recht aus, so gehen alle Nüsse herunter. Etwas von diesem Oel in Wasser getröpfelt, und den Kopf damit gewaschen, befreyt ihn auch von den beschwerlichen Gästen.

Hat eine Mutter, aus Faulheit, Leichtsinn, oder auch während einer eignen Krankheit, die Reinigung ihres Kindes so lange versäumt, daß die Läuse sich in die Haut eingefressen und den häßlichen Kopfgrind verursacht haben: so scheere man auf den Stellen, wo er sich zeigt, die Haare weg, und wasche sie täglich etlichemal mit einer Abkochung von Alant- und Klettenwurzel; oder man lege frische Klettenblätter auf die bösen Stellen, bis sie geheilt sind. Dabey ist es sehr dienlich, ausgedrückten Klettensaft, täglich zweymal, nach Beschaffenheit des Alters von einem Thee- bis zu einem Eßlöffel voll, innerlich zu brauchen. Sobald der Schorf abgefallen ist, mischt man Weinstein-Oel und Leinöl unter einander und bestreicht damit die leeren Stellen täglich einigemal, bis die Haut völlig gesund ist. Auf eben diese Weise kann man auch den sogenannten Milchschorf am Kopfe und im Gesicht bey kleinen Kindern behandeln.

Ein sehr gutes Mittel wider den Grind ist auch das Freisamkraut, Dreyfaltigkeitsblume, Flockenblume (Jacea, viola tricolor), welche auf den Wiesen

ſen wächſt. Man nimmt zu jeder Portion ½ Loth des riſchen, oder 1 Quentchen des getrockneten und ge-ulverten Krauts, kocht es mit Milch, gießt es durch in Tuch und läßt davon trinken. In kurzer Zeit be-ommt davon der Urin einen häßlichen Geruch, und ie Heilung erfolgt. Es muß aber nachher noch we-igſtens drey Wochen fortgeſetzt werden.

Alle andre Schmieren und Salben wider den Grind ſind gefährlich, und man muß, wenn dieſe Hausmittel nicht bald helfen, einen Arzt um Rath ragen.

Sehr beſchwerliche Gäſte in Schlafkammern und Betten ſind auch die Wanzen oder Wandläuſe, wel-he in den Spalten und Ritzen der Wände und Bett-ellen wohnen, woraus ſie bloß des Nachts hervor-ommen, und die Schlafenden durch ihre Stiche quä-en. Man hat eine Menge Mittel ſie zu vertreiben, ozu meiſtens giftige oder theure Sachen genommen erden, und welche doch nicht auf die Dauer helfen, enn man ſie nicht ſorgfältig genug anwendet. Sind e einmal in den Wänden einer Kammer eingeniſtet, o ſind ſie bloß dadurch zu vertreiben, daß man allen alk davon ſorgfältig abkratzen, und ſie mit einem fri-hen Kalk-Ueberzug verſehen läßt. Zugleich muß man ie Bettſtellen ins Freye bringen, aus einander ſchla-en, mit heißer Lauge abwaſchen, und wenn ſie trok-en ſind, alle Fugen, Spalten und Ritzen aufs ſorgfäl-gſte, mittelſt eines kleinen Pinſels, mit Baumöl be-reichen; auch die Federbetten genau durchſuchen, daß ins dieſer Plagthiere darin verſteckt bleibe. In Bett-ellen, die in- und auswendig mit Oelfarbe bemahlt nd, können ſie ſich nicht einniſten.

55.

Von Verletzungen durch Fallen, Stoßen, Schlagen, Quetschen, Verbrennen, und dergleichen.

Wo du gehest, wo du stehest,
Sey Vorsichtigkeit
Dir zur Seite, und geleite
Dich mit Sicherheit!

Der Mensch braucht im täglichen Leben und zu mancherley Geschäften so viel scharfe und spitzige Werkzeuge, daß es auch dem Vorsichtigsten einmal begegnen kann, sich damit zu verwunden, und dem Ungeschickten widerfährt es oft genug. Man muß daher die Kinder bey Zeiten Messer und Gabel, Beil und Säge, Bohrer und Pfrieme, Meißel und Zange und andere stechende und schneidende Werkzeuge gebrauchen lehren und ihnen darin Unterricht geben, wie im Lesen und Schreiben. Auch ist der Körper beym Gehen, Laufen, Klettern, Reiten, Fahren, Heben und Tragen mancherley Verletzungen durch Fallen, Stoßen, Klemmen und gewaltsames Anstrengen ausgesetzt, und wie oft wird er nicht durch Brand und Frost und beym Gebrauch des Schießgewehrs beschädigt! Es ist daher gut, zu wissen, wie man sich in solchen Nothfällen selbst helfen könne, und wo man den Beystand des Wundarztes suchen müsse.

Eigentlich ist aber der liebe Gott selbst der rechte Arzt und Wundarzt, welcher alle Wunden und Schäden heilt, indem er in alle lebende Körper den Trieb gelegt hat, die verletzten Theile durch das beständige Wachsthum der Knochen, des Fleisches und der Haut von selbst wieder herzustellen, so wie die in ein

Bau

Baum gemachten Einschnitte wieder verwachsen. Die Kunst des Arztes thut nichts weiter dabey, als daß sie die verletzten Theile in eine solche Lage bringt und darin erhält, daß sie allmählich wieder zusammen wachsen und die Lücken sich ausfüllen können. Dabey kommt es hauptsächlich darauf an, 1) daß die getrennten Theile eines zerbrochenen Knochens, oder einer Fleisch- und Hautwunde, so nahe als möglich wieder zusammen und in ihre rechte Lage gebracht und darin erhalten werden; 2) daß keine Unreinigkeit und nichts Fremdes zwischen den getrennten Theilen sey, welche sich wieder vereinigen sollen. Wer dieses wohl überlegt, wird folgende kurze Vorschriften mit Nutzen befolgen können.

1. Leichte Fleischwunden, von einem Schnitt oder Hieb, heilen von selbst, wenn man sie mit einem lassen Schwamm rein auswäscht, die getrennten Theile durch Heftpflaster zusammen zieht, oder ein Läppchen mit Tischler-Leim darauf klebt, und die Wunde mit Leinwand umwickelt.

2. Verblutungen zu hemmen, dient weich gehämmerter Lerchenschwamm, drey- oder vierfach über einander und das obere Stück immer größer als das untere, über die Wunde gelegt und verbunden. Auch ist Bovist, halb verbrannte Brodrinde, oder starker Branntwein zu gebrauchen. — Wo man nicht binden kann, ist folgendes Mittel vortrefflich, das man immer vorräthig haben sollte: 8 Loth flüssiges Laugensalz mit 1 Pfund Wasser vermischt; damit wird die Wunde bepupft, bis das Blut steht. Bey Bluthusten und Blutspeyen nimmt man bisweilen einen Zuckerlöffel voll davon ein, oder einen halben Eßlöffel voll Küchensalz, bis der Arzt kommt. Bey Nasenbluten, wenn es zu lange dauert, schnupft man das Laugensalzwasser in die Nase.

3. Quetschungen, durch Fallen, Stoßen, Schlagen, Drücken, Klemmen lassen sich durch folgendes bewährte Mittel heilen, wenn man es so bald wie möglich anwendet. Man setzt gleich einen Topf mit einen halben Maaß Wasser übers Feuer, wirft drey Hände voll Salz hinein und läßt es wohl kochen. Während des Kochens thut man einen Linnen-Lappen mit in den Topf und läßt es noch etwas kochen, hebt den Lappen mit einer Gabel heraus, läßt ihn etwas überschlagen und legt ihn auf die gequetschte Stelle so warm, als es der Kranke leiden kann, etwa 6 bis 8 mal hinter einander, und hernach von Stunde zu Stunde. Auch Seifenspiritus ist gut bey Quetschungen zu gebrauchen und sollte in jedem Dorfe vorräthig seyn, da man ihn selbst machen kann, auf folgende Weise:

Man füllt in eine Bouteille ein halb Maaß guten Franzbranntwein, acht Loth ganz klein geschnitten venedische Seife, ein Loth Pottasche und zwey Löffe voll Bierhefen. Man bindet die Flasche mit eine Blase zu, steckt eine Stecknadel hinein, damit sie nich zerspringe, und läßt solche 24 Stunden an einem warmen Orte stehen, so ist alles aufgelöst und der Seifenspiritus fertig, den man zur Aufbewahrung in Gläser füllt.

4. Verrenkungen und Verdrehungen der Glieder müssen von einem geschicktem Wundarzte wieder eingerichtet werden. Dann wäscht man fleißig mit Seifenspiritus, der noch mehr wirkt, wenn etwas Kampfer in Terpentinöl aufgelöst, dazu genommen wird.

5. Bey einem Knochenbruch muß man eiligst nicht den wohlfeilsten, sondern den erfahrensten Wundarzt zu Hülfe rufen, und indessen das gebrochene Glied von Kleidungsstücken, die es drücken könnten, befreyen und in einer ruhigen Lage halten. Dann muß man alle Vorschriften des Arztes pünktlich befolgen, und

sich

sich mit einem großen Vorrath von Geduld versehen: weil die Heilung eines Knochenschadens nur sehr langsam geschehen kann, und weil Ungeduld und andere heftige Gemüthsbewegungen jedes Uebel schlimmer machen.

6. Ist ein Mensch durch einen Fall oder Schlag auf den Kopf betäubt und gibt kein Lebenszeichen von sich: so hebe man ihn mit Vorsicht, und den Kopf oben, auf, und bringe ihn behutsam an einen Ort, wo die Luft frisch und kühl ist. Da lege man ihn auf eine weiche Unterlage auf einen frey stehenden Tisch, so daß Kopf und Brust viel höher liegen, als die Füße. Dann spritze man dem Verunglückten sogleich kaltes Wasser ins Gesicht, und lege ihm nasse, kalte Tücher auf den Kopf. Den übrigen Körper decke man leicht zu, daß er warm bleibe, und reibe ihm die Schenkel und Schienbeine, wenn sie nicht durch den Fall beschädigt sind, langsam und sanft mit wollenen Tüchern, oder nur mit der bloßen Hand. Dann setze man ihn, mit aufrechtgehaltenem Kopf, bis an die Knie in ein lauwarmes Fußbad, in welches einige Handvoll Kochsalz und Asche gethan worden, und dem man von Zeit zu Zeit wieder warmes Wasser zugießt. Die kalten nassen Tücher auf dem Kopfe dürfen auch nicht trocken werden, sondern man muß sie von Zeit zu Zeit mit frischem Wasser anfeuchten.

Sobald nun der Scheintodte wieder zur Besinnung kommt, nehme man ihn aus dem Fußbade, trockne die Füße mit warmen Tüchern ab, lege ihn wie vorher auf ein Lager, und flöße ihm Flieder- Melissen- oder Balsamkraut-Thee ein. Die naßkalten Tücher auf dem Kopfe müssen liegen bleiben, und klagt er über Schmerzen an einem andern Theile des Körpers, so legt man auch solche nasse Tücher darauf, bis der Arzt

kommt,

kommt, nach dem man einen reitenden Bothen schi
ken muß.

Blutet der Verunglückte heftig aus der Nase un
dem Munde: so braucht man zugleich das oben Nr. 2
beschriebene Laugensalzwasser wider die Verblutung.

7. Der sogenannte **Wurm**, Fingerwurm, i
kein wirklicher Wurm, sondern eine Quetschung de
Flechsenscheide im ersten Gliede des Fingers, welch
in ein gefährliches, den Knochen anfressendes Geschwü
übergeht, wenn man nicht gleich Anfangs diensam
Mittel dagegen braucht. Diese Krankheit fängt mi
einem unerträglichen Schmerz, mit Pochen und Klop
fen im Finger an. Verspürt man dieses, so halte ma
sogleich den schmerzhaften Finger in heißes Wasser
mehrere Stunden nach einander, bis der Schmerz auf
hört. Je eher dieses geschieht, desto gewisser hilft es
Oder man schlage alle 4 Stunden frische zerrieben
weiße Rüben darum. Auch Seifenspiritus, mit de
Hälfte Terpentinöl vermischt, und damit einen Lappe
benetzt, der 5 bis 6fach um den Finger gewickelt un
immer damit feucht erhalten wird, ist gut dagegen.

Hat man aber damit so lange gezaudert, daß ei
inneres Geschwür entsteht: so nehme man zerstoßenes
fein gesiebtes weißes Glas 3 Messerspitzen voll, neu
gestoßene Knoblauch-Zehen und einen halben Löffel vol
Honig, mische alles wohl durch einander, und leg
davon die Hälfte auf den kranken Finger. Hat sich
nach zwölf Stunden der Eiter noch nicht zusammen ge
zogen, so legt man auch die andre Hälfte auf, worau
die Wirkung gewiß erfolgt. Nun schneidet man da
reife Geschwür mit einem scharfen Federmesser auf
drückt den Eiter aus und verbindet die Wunde mit fol
gendem Hausepflaster, davon man in jedem Hause ei
nen Vorrath haben sollte, da es bey mancherley Ver
letzun

letzungen zu brauchen ist, und von jedem Verständigen selbst gemacht werden kann.

„Man nimmt ½ Pfund fein gepülverte Bleyglötte, ½ Pf. Schweineschmalz und ½ Pf. Baumöl, kocht dieses in einem reinen eisernen Tiegel über dem Feuer, bis sich die Bleyglötte wohl aufgelöset hat; dann mischt man dazu 4 Loth Wachs und 4 Loth venedischen Terpentin; kocht es, unter gelindem Umrühren so lange, bis ein davon auf einen kalten eisernen Deckel gefallener Tropfen zeigt, daß das Pflaster weder zu flüssig, noch zu hart sey; gießt es dann aus und hebt es zum Gebrauch auf. Sollte es schon zu hart geworden seyn, so setzt man noch etwas Schweineschmalz zu und kocht es noch ein Paar Minuten."

8. Langwierige Geschwüre und offene Schäden an andern Theilen und Gliedern des Leibes, welche meistens von verdorbenen Säften herrühren, darf man nicht selbst durch Salben und Pflaster zu heilen suchen, sondern muß einen Arzt zu Hülfe nehmen: weil zu schnelle Heilung derselben leicht andere Krankheiten oder gar den Tod nach sich ziehen kann. Hingegen sind sogenannte Schwären, Blutschwären, Blutaiten, welche von selbst entstehen, bey einem sonst gesunden Menschen leicht zu heilen. Man legt Honig mit Mehl vermischt darauf, bis das Geschwür reif wird, so daß sich der dicke Eiter herausdrücken läßt, und braucht dann obiges Hauspflaster. Will es nicht bald heilen, so nimmt man eine rothe Waldschnecke, schneidet sie entzwey und bindet die Hälfte davon auf die Wunde. Selten hat man nöthig die zweyte aufzubinden.

9. Leichte Brand-Verletzungen kann man mit bloßem kalten Wasser heilen, wenn man das verletzte Glied hinein hält, oder damit angefeuchtete Lappen darum wickelt und sie alle Viertelstunden wieder frisch anfeuch-

anfeuchtet: man muß es aber so lange fortsetzen, bis der Schmerz aufhört. Sind schon Blasen entstanden, so muß man sie aufschneiden und die Feuchtigkeit heraus fließen lassen, aber das dünne Häutchen nicht wegnehmen. Dann legt man frischen Milchrahm auf.

Ist aber Jemand durch Beschütten mit heißem Wasser, Lauge, Oel oder auf andre Weise stark verbrannt worden: so reibe man Kartoffeln, oder gelbe Wurzeln (Möhren) zu einem Brey und lege ihn so bald wie möglich auf die verletzte Stelle, und fahre fort, immer frischen aufzulegen, so oft dieser Umschlag warm geworden ist. Hat man dergleichen nicht bey der Hand, so nehme man frischen Kuhmist oder frische feuchte Erde.

Auch ist es gut, sogleich Oel und Weinessig, in einer Flasche tüchtig unter einander zu schütteln, und den Schaden damit zu bestreichen; noch besser aber klares Kalk-Wasser mit gleichviel Rüböl in einer Flasche unter einander geschüttelt. Dieses gibt eine gelbe Salbe, wie Butter, die man auf den Schaden streicht, und ihn mit dergleichen bestrichenen Tüchern bedeckt, und dieses wiederholt, bis die Heilung erfolgt, oder der Wundarzt kommt, den man rufen muß, wenn die Verletzung groß ist. Kalkwasser, das man beym Kalklöschen, wenn es klar geworden ist, abschöpft und in verstopften Krügen verwahrt, sollte man immer im Hause vorräthig haben.

Hat man unvorsichtiger Weise durch heiße Suppen den Mund und Hals verbrannt, so esse man nach und nach eine gute Menge süßen Milchrahm, bis der Schmerz aufhört.

10. Die Sonnenhitze, wenn man sich ihr mit bloßem oder zu leicht bedecktem Kopfe zu lange aussetzt, verursacht zuweilen einen lebensgefährlichen Zufall, den man den Sonnenstich nennt. Man fühlt plötzlich

sehr

sehr heftige Schmerzen im Kopfe, eine brennende Hitze über den ganzen Leib mit großer Mattigkeit, und die Augen sind trocken und werden roth. Einen solchen Kranken muß man sogleich zu Bett bringen, ihn mit dem Kopfe recht hoch legen, mit frischem Wasser genetzte Tücher um den Kopf schlagen, ihm kühlende Getränke geben, und den Arzt eiligst zu Hülfe rufen, auch den Wundarzt, um ihm zur Ader zu lassen.

11. Wenn Jemand einmal ein Glied oder Stellen daran erfroren, und versäumt hat, das oben S. 33 beschriebene Mittel anzuwenden: so pflegt zur Herbstzeit, wenn die ersten Fröste kommen, ein heftiges Jucken, Geschwulst und Röthe, auch wohl, wenn man nichts dagegen braucht, bösartige Geschwüre an dem durch den Frost verletztem Theile zu entstehen. Wenn man dieses verspürt, muß man die erfrornen Theile in eiskaltem Wasser baden und reiben, oder mit Schnee. Ist dieses mehrmals geschehen, so reibt man sie mit Steinöl, wodurch das Aufbrechen verhindert wird. Sind aber die Frostbeulen schon wirklich aufgebrochen, so heilt man sie mit einer Salbe von kleingestoßenen gefrornen Rüben, welche mit Schmelzbutter oder Baumöl über dem Feuer zu einer Salbe zusammen gerührt werden.

Ein bewährtes Mittel gegen solche Frostschäden ist auch das Kalkbad. Man nimmt ein Stück ungelöschten Kalk, etwa einer Faust groß, und rührt es in 4 Maaß kochendem Wasser so lange um, bis es nur lauwarm bleibt. In dieses setzt man eine Viertelstunde lang das erfrorne Glied. Nach dem Bade wird eine Salbe von gleichviel Hirschtalg und Lorberöl aufgelegt. Dadurch wird der Schmerz und die Geschwulst sogleich vermindert, und wenn man das Bad noch etlichemal wiederholt, wird der Schade von Grund aus geheilt.

12. Sehr

12. Sehr schmerzhaft ist es, wenn Kranke, be langwierigem Lager, sich endlich wund liegen. Diese kann man dadurch verhüten, wenn man alle Tage fr sche leinene Decken unter den Rücken legt, um di Hitze der Federbetten zu mildern, welche meistens a Durchliegen Schuld ist. Auch muß das Krankenbe keinen bretternen Boden haben, sondern in Gurte hangen. Setzt man nun täglich ein Paar mal eine Topf mit frischem Quellwasser darunter: so wird sic der Kranke nicht durchliegen.

Ist aber das Uebel einmal geschehen, so legt ma leinene in kaltes Wasser mit etwas Kalkwasser vermisch getauchte Tücher auf die wunde Stelle; oder Umschlä ge mit Essig oder Wein; oder zusammengeschlagene Eyweis mit Branntwein; oder auch frische Kletten Blätter, wenn es deren gibt.

13. Die Krätze, eine dem Ansehn nach leicht Hautkrankheit, hat schon Tausende ums Leben gebracht welche sich schämten, einen Arzt dabey zu brauchen und solche durch Salben von Schwefel, Queckſilber und andern Giften zu vertreiben suchten; wodurch die ses Uebel von den Gliedern in den Körper zurück ge trieben wird, und dann Abzehrung, Wassersucht, Eng brüstigkeit, Gicht und andre langwierige Uebel, auch wohl einen schnellen Tod verursacht. Diese Krank heit entsteht theils durch Ansteckung von andern Krätzi gen, theils von großer Unreinigkeit, oder vom allzu häufigem Genuß gesalzener, geräucherter, scharfer und hitziger Speisen. Das Erste, was man zu thun hat, wenn sie sich zeigt, ist diese Ursachen zu meiden. Dann nehme man ein halbes Pfund Alantwurzel, schäle und zerschneide sie, koche sie mit Wasser zu ei nem Brey, und vermische diesen mit einem Viertel pfund Schmelzbutter, daß es eine dünne Salbe gibt. Die Wurzelfäßerchen müssen beym Kochen mit einem

Spa

Spatel weggenommen werden. Mit dieser Salbe reibt man Abends alle krätzige und juckende Stellen, und des Morgens wäscht man die Salbe mit Seifenwasser wieder ab. Abends und Morgens trinkt man auch etliche Tassen stark gezogenen Thee von der Alantwurzel, und legt oft reine Wäsche an. Hilft dieses nicht bald, so muß man dem Arzte die weitere Untersuchung und Cur dieses Uebels überlassen.

56.

Von den Kinder-Blattern oder Pocken.

Mit frommen Dank laßt uns das Herz zu ihm erheben,
Dem Gott, der einer kleinen Noth
Der Kuh die große Kraft verlieh'n, des Menschen Leben
Zu schützen vor dem frühen Tod!

Unter den Krankheiten, die den Menschen ohne seine Schuld befallen, sind die Kinder-Blattern oder Pocken eine der gefährlichsten. Man hat ausgerechnet, daß vormals in Deutschland in jedem Jahr 72000, also in hundert Jahren 7 tausend mal tausend und 200000, und in ganz Europa 40 tausend mal tausend Menschen von dieser Seuche weggeraft worden sind. Und wie viel Tausend wurden nicht durch die Narben, die sie zurück läßt, der schönen Gestalt beraubt, die ihnen Gott gegeben hatte! Wie viel verloren das Augenlicht, das Gehör oder mußten ihr Leben lang andere Nachwehen dieser Kinderpest empfinden! Dabey ist diese Krankheit so ansteckend, daß nur selten Jemand gefunden wird, der sie nicht gehabt habe; so daß sonst viele glaubten, sie gehöre gleichsam zur menschlichen Natur, und jeder Mensch müsse sie einmal ausstehen,

als habe es Gott bey der Erschaffung unsers Geschlecht so angeordnet. Gleichwohl weiß man aus der Geschichte, daß diese Krankheit erst vor etwa zwölf hundert Jahren aus dem Mohrenlande in Afrika nach Egypten und von da nach Europa und Deutschland gekommen ist, wo sie vorher ganz unbekannt war.

Weil nun diese Krankheit nicht allezeit mit gleicher Todesgefahr verbunden ist, sondern in manchen Jahren und bey manchen Personen ganz leicht vorüber geht so fiel man auf ein sonderbares Mittel, sie weniger gefährlich zu machen. Man nahm von Kindern, welche gutartige Blattern hatten, den in den Pusteln reif gewordenen Eiter, und steckte damit andre gesunde Kinder an, welche die Blattern noch nicht gehabt hatten; indem man ihnen einen kleinen Einschnitt in die Haut des Oberarms machte, und Etwas von der Blatternmaterie in die Wunde strich. Dies nannte man das Einimpfen oder die Inoculation der Blattern, und die so angesteckten Kinder bekamen nun die Krankheit leicht und mit weniger Gefahr. Die Erfahrung zeigte auch, daß wenn von hundert mit den natürlichen Blattern befallenen Kindern immer vierzehn ein Raub des Todes wurden, von hundert eingeimpften nur eins starb. Viele Tausend wurden auf diese Weise beym Leben erhalten und gegen die schlimmen Folgen dieser Krankheit gesichert: aber manche Eltern machten sich doch ein Gewissen daraus, ihre Kinder dieser geringern Gefahr noch auszusetzen und konnten sich nicht zur Einimpfung entschließen; auch wurden von den eingeimpften Kindern oft andere zufällig angesteckt, und also die Seuche durch die Einimpfung selbst weiter verbreitet. Der Verheerung der Blatterpest wurde also durch diese Erfindung zwar einiger Einhalt gethan: aber sie fuhr dennoch immer fort umher zu schleichen

und

nd der Gesundheit und dem Leben der Kinder nach-
ustellen.

Da kamen menschenfreundliche Aerzte auf den Ge-
anken, diese fremde Pest lieber aus Europa ganz wie-
er hinaus zu schaffen. Dieses wäre wohl möglich,
eil die Blattern niemals von selbst entstehen, noch
urch nachtheilige Witterung oder ungesunde Lebens-
rt des Menschen hervorgebracht werden, sondern nicht
nders, als durch wirkliche Ansteckung, indem das
Blattergift vom Körper eines Kranken, oft auf uner-
lärbare Weise, zum Körper eines Gesunden gebracht
ird. Man könnte also die weitere Verbreitung des
Uebels dadurch verhüten, wenn man die Blatterkran-
en von allen denen Personen, welche die Blattern noch
nicht gehabt haben, so lange absonderte, bis sie ganz
enesen wären, und alle ihre während der Krankheit
ebrauchten Kleidungsstücke, Betten und andre Din-
e aufs sorgfältigste reinigte, und zum Theil verbrennte,
amit das Blattergift dadurch nicht weiter verpflanzt
erden könnte. Jedes Haus, wo sich diese Krankheit
n einem Orte zuerst zeigte, müßte sogleich mit Wache
esetzt, und Niemand heraus und hinein gelassen wer-
en, als der Arzt; oder man erbaute eigne Blatter-
häuser in einiger Entfernung von andern Wohnungen,
wo die Blatterkinder verpflegt würden, und wo nie-
mand, auch die Eltern und Geschwister nicht, sich ih-
nen bis zur Berührung nähern dürfte. Geschähe die-
ses aufs pünktlichste an allen Orten in Europa, so
müßte diese Seuche allmählich seltner und endlich ganz
aus diesem Erdtheile verbannt werden. Mehrere
Aerzte haben daher die Landesobrigkeiten aufgefordert,
solche Verfügungen und Anstalten dagegen zu machen,
und mit größter Strenge in Ausübung zu bringen,
dergleichen in den Seestädten wider die Einbringung
er eigentlichen Pest aus der Türkey durch fremde
Schiffe

Schiffe angeordnet sind, wodurch diese verheerend Krankheit seit mehr als hundert Jahren von den christlichen Ländern Europas wirklich abgehalten worden ist. Allein, um solche Anstalten an allen Orten zu treffen, müßten alle Landesobrigkeiten sich dazu vereinigen, viele tausend Köpfe unter einen Hut gebracht, und die Menschen alle so sehr vernünftig werden, daß sie auch dem Vater- und Mutter-Herzen Gewalt anthun, und ihre lieben Kinder im Augenblick der Gefahr von sich lassen und fremder Sorge und Pflege übergeben könnten. Diese und andere Schwierigkeiten standen der Ausführung dieses Vorschlages im Wege, und wer weiß, wie lange noch die Blatterseuche in der christlichen Welt fortgedauert und von Zeit zu Zeit hier und da zum Ausbruch gekommen wäre.

Nunmehr hat aber der allgütige Gott den menschlichen Verstand ein Mittel wider dieses Uebel entdekken lassen, welches ohne alle Gefahr zu brauchen ist, das keine strengen Anstalten wie das vorige erfordert, das den Menschen gegen alle Ansteckung von Blattergift sichert; und durch dessen sich immer weiter verbreitende Anwendung die gefährlichen Pocken allmählich ganz verschwinden werden, weil zuletzt niemand mehr da seyn wird, der davon angesteckt werden könnte. Und dieses Mittel ist so sonderbar, daß man dessen Wirkung kaum für möglich halten sollte, wenn nicht tausendfache Erfahrungen sie bestätigt hätten.

Ein berühmter Arzt in England, Doctor Eduard Jenner genannt, wurde im Jahr 1796 auf ein großes Landgut berufen, wo die Pockenseuche ausgebrochen, und sehr ansteckend und mörderisch war. Alle Menschen, jung und alt, welche diese Krankheit vorher noch nicht gehabt hatten, wurden davon befallen: nur mehrere Viehmägde blieben verschont, ob sie gleich die Blattern vorher noch nicht gehabt, und sich

jetzt

etzt den Kranken ohne alle Vorsicht näherten und sie pflegten. Da dieser Arzt gewohnt war, bey allen Dingen nach dem rechten Grunde zu forschen, so frug er weiter nach, und man sagte ihm: diese Mägde, so wie viele andere Personen des Orts und der Gegend, blieben von den Menschen-Pocken deshalb frey, weil sie die Kuhpocken gehabt hätten. Die Kühe sind nämlich einer Art Blattern unterworfen, die am Euter und den Strichen ausbrechen, aber nicht gefährlich sind. Mit diesen werden die Personen, welche die Kühe melken und etwa eben eine kleine Verwundung in den Händen haben, angesteckt, so daß sie einige ähnliche Blattern an den Händen, mit einem leichten Fieber, bekommen, ohne besonders krank dabey zu seyn. — Und wer diese blauen Kuhpocken einmal gehabt hat, ist auf immer vor den Menschenpocken gesichert. Dieses wußten die Landleute in dortiger Gegend seit mehr als hundert Jahren, ohne daß dieser merkwürdige Umstand den gelehrten Aerzten in den Städten bekannt worden war. Doctor Jenner hielt es also der Mühe werth, die Sache durch eigne Erfahrung zu bewähren. Er suchte Kühe auf, die gerade mit dieser Krankheit behaftet waren, und impfte mit der aus ihren Blattern genommenen Materie zuerst am 14. May 1796 einem Knaben die Kuhpocken ein, und nachdem diese völlig vorüber waren, die Menschenpocken. Auch ließ er diesen Knaben zu Blatterkranken ins Bett legen und setzte ihn auf alle mögliche Weise der Ansteckung aus, ohne daß das Blattergift bey ihm haftete. Er machte dieselben Versuche an mehreren Personen mit gleichem Erfolg. Es entstand bey allen an der Impfwunde eine oder etliche blaulichte Blattern mit einem rosenrothen Umkreise, welche eine wässerichte Materie enthielten. Mit dieser impfte er wieder andre Personen, und es erfolgte dieselbe Wirkung,

kung, als von der von Kühen genommenen Blatter Materie. Er machte nun diese Entdeckung bekannt, und viele andre Aerzte in England stellten dieselbe Proben an und fanden die Sache bewährt. Doctor Jenner erhielt darauf von dem englischen Parlament ein Geschenk von 60000 Thalern für die Bekanntmachung dieser für das Leben und die Gesundheit der Menschen so heilsamen Entdeckung, und von England aus wurde nun durch menschenfreundliche Aerzte dieses Mittel weiter durch ganz Europa bekannt gemacht, und die Kuhpocken-Materie überall hin versendet, bis nach Constantinopel in der Türkey, und nach Ost- und West-Indien. Und überall zeigte die Erfahrung, daß diese leichten und niemals mit Gefahr verbundenen blauen Kuh-Pocken den Menschen auf Lebenszeit vor der Ansteckung der aus Afrika gekommenen Mohren-Pocken schützen. Man legte ihnen daher mit Recht den Namen der Schutzpocken oder Schutzblattern bey. Auch die deutschen Aerzte säumten nicht, von diesem Mittel Gebrauch zu machen. Sie machten erst einzelne Proben damit in den Städten, und als sie die Sache bewährt fanden, verbreiteten sie die Einimpfung auch auf dem Lande. Ganze Gemeinden lassen nun schon ihre Kinder freywillig auf einmal einimpfen, und die meisten deutschen Landesherren haben, so wie die Kaiser von Frankreich, Rußland und Oesterreich, Verordnungen darüber ergehen lassen, daß alle Eltern ihren Kindern die Schutzpocken in den ersten Lebensjahren einimpfen lassen sollen. Schon sieht man ganze Haufen Schulkinder, darunter nicht ein einziges von Blatternarben entstellt ist, oder an Augenkrankheiten, Taubheit und andern schlimmen Nachwehen leidet. Geht es nun so fort, wie sich erwarten läßt: so wird bald Niemand mehr da seyn, der von den Pocken angesteckt werden könnte, diese Krankheit wird

aus

us Europa verschwinden, und nimmer mehr wieder
us dem Mohrenlande hereingebracht werden können.
Dabey hat diese Impfung mit Schutzpocken noch den
roßen Vorzug vor der Impfung der gemeinen Pocken,
aß jene gar nicht ansteckend sind, also keine Absonde-
ung der geimpften Kinder von andern, die noch nicht
eblattert haben, nothwendig ist, und daß man immer
e bequemste Zeit zur Einimpfung wählen kann.

Daß die Sache in Deutschland bald so großen
Beyfall fand, dazu trug der Umstand nicht wenig bey,
aß einige Aerzte im Holsteinischen, wo so schöne
Rindviehzucht ist, dieselben Blattern bey mehrern Kü-
en entdeckten, wie Doctor Jenner in England, und
on den Landleuten erfuhren, daß man dort seit Men-
henGedenken schon gewußt habe, daß Personen die
eym Melken davon angesteckt worden, vor den Men-
henPocken sicher sind. Alle Viehmägde wußten die-
s, und in mehrern Familien hatte man schon längst
indern diese Schutzpocken eingeimpft; daher es sehr
verwundern ist, daß solches den Bewohnern der
Städte und den Aerzten und Naturforschern so lange
nbekannt geblieben.

Die Einimpfung dieser Schutzblattern ist nun zwar
ne sehr leichte Sache, und jede Mutter könnte sie an
rem Kinde selbst verrichten: aber wenn sie ganz
hern Schutz gegen die Ansteckung der gemeinen Blat-
n gewähren sollen, so muß man gewiß seyn, daß
dazu gewählte Materie ächt und kräftig ist; daß
wirklich in die gemachte Impfwunde eingedrungen;
ß die darauf erfolgten Pusteln oder Blattern und das
chte dabey eintretende Fieber rechter Art sind, und
ganze dadurch erregte gelinde Krankheit ihren na-
rlichen Gang habe. Denn es gibt auch falsche Kuh-
cken, gelbe und schwarze, die gefährlich sind und
nen die Schutzkraft mangelt. Alles dieses kann nur

ein Arzt, der darauf studirt hat, unterscheiden: man darf also Niemand erlauben, die Einimpfung zu verrichten, als einem verständigen Arzte, oder einem Wundarzte, der nach vorgängiger Prüfung, ob er die Sache verstehe, von der Landesobrigkeit dazu bestellt ist. Ein solcher muß das eingeimpfte Kind während des Verlaufs der Schutzblattern bis zum funfzehnten Tage mehrmals besichtigen, und kann alsdenn ein zuverlässiges Zeugniß ausstellen, daß das Kind auf immer gegen die Menschenpocken gesichert sey.

Was ist nun die Pflicht rechtschaffener und vernünftiger Eltern, die Gott mit lieben Kindern segnet? — Sie müssen die erste Gelegenheit ergreifen, ihre lieben Kleinen durch die Einimpfung der Schutzblattern von einem geschickten Arzte vor der großen Gefahr der gemeinen Pocken zu sichern. Versäumen sie dieses aus Sorglosigkeit oder Vorurtheil: so laden sie die Schuld des Todes oder der Verunstaltung und Verkrüppelung der Kinder auf ihr Gewissen. Und was ist die Pflicht der hohen Obrigkeiten? Sie müssen darüber wachen, daß keiner ihrer Unterthanen heranwachse, der nicht in den ersten Lebensjahren durch die Schutzpocken gegen die Ansteckung der Blatterpest gesichert worden sey. Sie müssen die deshalb nöthigen Verordnungen und Vorschriften erlassen, etwa folgenden Inhalts:

1) In jeder Stadt- und Land-Gemeinde soll der Pfarrer, mit Zuziehung der Gemeinde-Obern, ein genaues Verzeichniß aller Kinder und Erwachsenen, welche die Blattern noch nicht gehabt haben, entwerfen und an die Gesundheits-Polizey einsenden.

2) Diese soll einem verpflichteten Arzte auftragen, zu einer schicklichen Zeit allen diesen Personen die Schutzpocken einzuimpfen, und jedem, nach deren regelmäßigem Verlauf, ein Zeugniß darüber auszustellen.

3) Alle

3) Alle nun zur Welt kommenden Kinder müssen im
ken, spätestens im zweyten Lebensjahre eingeimpft wer-
n; indem der dazu bestellte Arzt sich jährlich ein oder
eymal an den Ort begibt, und die Einimpfung verrichtet.

4) Der Pfarrer bemerkt dann im Kirchenbuche, bey
n Namen jedes Kindes, daß, wenn und von wem es
en die Pocken gesichert worden sey.

5) Kein Kind wird in die Schule, in die Lehre bey
em Handwerker, oder wenn es erwachsen, in Dienst an-
ommen, auch kein Ehepaar getraut, ohne ein Zeugniß
dem Kirchenbuche des Geburtsortes beyzubringen,
es die gemeinen Pocken gehabt, oder dagegen durch
Schutzpocken gesichert worden sey.

6) Widersetzliche werden durch angemessene Zwangs-
tel und Strafen dahin gebracht, diese Wohlthat Got-
zur Erhaltung des Lebens und der Gesundheit anzu-
men.

7) Werden nun dennoch einmal die gemeinen Pocken
ch Reisende an einen Ort gebracht: so wird das Haus,
in sie zuerst zum Vorschein kommen, gesperrt, und
fältig bewacht, daß die Seuche daraus in kein ande-
verschleppt werde. Auch muß man sogleich allen noch
t geimpften Kindern des Orts die Schutzpocken geben.

Befolgt man diese, von weisen Obrigkeiten noch
auer zu bestimmende Vorschriften gewissenhaft: so
ß und wird das große Uebel der Pockenseuche bald
z verschwinden. Weil aber alles Gute und Nütz-
e bey dem leichtsinnigen und verkehrten Menschen-
hlecht nur allmählich Eingang findet und die natür-
e Trägheit und verjährte Vorurtheile besiegt: so
hte es immer noch nicht überflüssig seyn, Eltern zu
hren, wie sie sich zu verhalten haben, wenn ihre
der unversehens von den Pocken befallen werden.
zu diene denn folgender

Kurzer Unterricht von den Kinderblattern oder Pocken.

Vor dem Ausbruch der Pocken gehen gewöhnlich
ende Zufälle vorher. Die Kinder klagen über Mü-

digkeit, Mattigkeit, Schmerzen im Rückgrath, de
Kreutz und den Lenden, über kurzen Athem, Fröste
und darauf folgende Hitze. Dann wird das Gesic
dick und aufgetrieben, die Augen fangen an zu thr
nen, die Kinder nießen oft hinter einander, hohlen ti
Athem und seufzen, klagen über Drücken in der M
gengegend, erbrechen sich, fahren im Schlafe oft z
sammen, als ob sie ein Traum erschreckte. Zuweile
werden sie am ersten oder zweyten Tage auch von Zu
kungen (Fallsucht oder dem bösen Wesen) befalle
welches aber, wenn es nicht vom schweren Zähnen he
rührt, nichts Gefährliches bedeutet, sondern das Ze
chen eines baldigen Ausbruchs gutartiger Pocken ist.

Nachdem diese Zufälle bis an den dritten oder vie
ten Tag gedauert und die Hitze indessen immer zugenon
men hat, so kommen, nach vorher gegangenem starke
Schweiße, hin und wieder kleine rothe Tippelchen, w
Nadelknöpfe, zum Vorschein; zuerst im Gesicht un
vornehmlich auf den Backen und an der Stirne, nac
her auf der Brust, an den Händen und Armen, Le
den und Füßen und am Unterleibe. Die vorige star
Hitze fängt nun an, etwas nachzulassen und die Kin
der pflegen muntrer zu werden. Die Pocken komme
darauf an allen Theilen des Körpers, jedoch einzeln
hervor; das Gesicht und besonders die Augenliede
schwellen stark auf, so daß die Augen öfters ganz zu
geschlossen werden, wobey der ganze Körper, und vo
züglich die Arme dick und aufgedunsen anzusehen sin
Dieser Zustand dauert gewöhnlich 48 Stunden, bi
nen welchen die Pocken sämmtlich hervorbrechen, sie
auch immer mehr erheben und größer werden.

Den dritten oder vierten Tag nach dem Ausbruch
also am 6ten oder 7ten Tage der Krankheit fangen di
Blattern an, sich mit einer dünnen und wässerichte
Materie zu füllen, welche die folgenden Tage dicke

un

id gelber wird, so daß die Blattern am 8ten oder
en Tage vollkommen gelb und reif werden und die
röße einer Erbse erlangen. Ihr Grund sowohl, als
e Haut zwischen ihnen ist dann rosenroth; die Ge-
wulst des Gesichts und des ganzen Körpers vergeht
mählich; die vorher geschlossenen Augen öffnen sich
ieder; die Blattern zerplatzen und trocknen ab; die
inder werden munter, bekommen Appetit und Schlaf,
daß die ganze Krankheit mit dem 12ten oder 13ten
ge ihr Ende erreicht.

So sind die gutartigen Pocken beschaffen, welche
ast gesunde Kinder leicht überstehen, ohne eigentli-
e Arzeney dabey zu brauchen: sie können aber durch
rkehrte Behandlung auch gefährlich und tödtlich
rden; daher man folgende Vorsichts-Regeln dabey
folgen muß.

1. Man halte die Kranken nicht zu warm und nicht
kalt; heiße Stuben, dicke Betten, Pelzkleider schaden
sehr, als schnelle Abwechslung der Hitze und Kälte.
e Luft im Krankenzimmer muß immer von Dünsten
n erhalten, aber Zugluft sorgfältig vermieden werden.
sprengen des Fußbodens mit Essig ist gut, auch Ab-
nipfen von Essig, auf einem Teller oder in einer Scha-
auf dem warmen Ofen.

2. Die Wäsche muß von Zeit zu Zeit gewechselt,
er allezeit erst mit Wachholderbeeren durchräuchert und
wärmt werden.

3. Rohe, unverdauliche Mehlspeisen, Kuchen, Fett,
utter, Eyer, Fleisch, darf der Kranke nicht essen: son-
en nur Gersten- oder Haberschleim, gedörrte und ge-
chte Pflaumen oder Kirschen, Mohrrüben, Zwieback
t ungesalzener Butter, und dergleichen. Alles Trei-
nde, als rother Wein, Branntwein, Schaflorbeeren
d dergleichen, wodurch man den Ausbruch der Blat-
n befördern will, ist höchst schädlich. Zum Getränk
nt frische Milch mit halb Wasser vermischt; Wasser
t Brodrinde, Gerstenwasser, immer nicht kalt, sondern
was überschlagen; auch schwacher Hollunder- oder Flie-
r-Thee mit etwas Citronensaft oder Weinessig ist gut,

aber

aber dann darf man keine Milch dazwischen geben. M muß auch die Kinder ermuntern, oft zu trinken, a nicht viel auf einmal.

4. Wenn sich Pocken in den Hals gesetzt haben d das Schlucken beschwerlich wird, so kocht man Sall und Fliederblumen mit Wasser, thut etwas Honig da und läßt damit oft gurgeln und bisweilen einen hall Löffel davon verschlucken. Ist der Hals sehr schlim so muß man Sauerteig mit zerstoßenem Senf äußerl umlegen.

5. Wenn während des Schwärens der Blattern Leibesöffnung 3 bis 4 Tage ausbleibt, gibt man ein K stir, und kleinen Kindern ein Stuhlzäpfchen aus Se und Honig.

6. Ist die Nase sehr verstopft, so hält man einen warme Milch getunkten Schwamm unter die Nasenlöch

7. Damit die Augen nicht Schaden leiden, ist es g ehe die Blattern aufbrechen, die Augen täglich eini mal mit laulichter Milch, vermittelst eines zarten Läp chens zu waschen. Ist das Weisse in den Augen se roth und die Augenlieder sehr geschwollen: so kaue m Fenchelsamen und hauche den Dunst fleißig in die A gen. Sind sie aber wirklich zugeschworen, so kocht m Milch mit Fliederblumen und wäscht sie oft gelinde dam

8. Wenn endlich die Pocken zu trocknen anfang und im Gesicht abfallen: so lasse man dem Kinde ei Abführung vom Arzte vorschreiben. Ist aber kein A zu haben, so kann man Sennesblätter mit Pflaumen k chen und von der Brühe trinken lassen, bis Oeffnung folgt.

9. Wenn sich ein Speichelfluß einstellt, so läßt m den Mund oft mit warmer Milch, die mit etwas Lei samen abgekocht ist, ausspühlen; kleinen Kindern gi man Milch mit etwas Honig Theelöffelweise in den Mun Bey stockendem Speichelfluß kocht man Gerstenmalz, H nig und Weinessig, und läßt den Dampf davon in d Mund gehen.

10. Gegen das Jucken der Haut dient öfteres W schen mit einem in lauwarme Milch getauchten Schwam

11. Bey beschwerlichem und gehindertem Urinlass werden lauwarme Bäder, oder Umschläge von warm

Wasser und Milch gebraucht, und ein mit lauwarmer Milch angefeuchteter Schwamm an die Harnröhre gelegt.

12. Stellen sich bedenkliche Zuckungen (Gichter) ein, so macht man erst frische Luft im Zimmer, gibt dann ein warmes Bad, ein Paar Tassen Camillen-Thee, ein Klystir von Milch, Oel und etwas Salz.

13. Einfallen und Zurücktreten der Blattern behandelt man durch lauwarme Milchüberschläge um den Leib, innerlich Flieder-Thee und äußerlich Senfpflaster an die Waden.

Die meisten solcher Zufälle bey dem ganzen Verlauf der Krankheit können verständige Personen selbst behandeln, wenn man keinen Arzt in der Nähe hat: besser ist es jedoch, sich des Rathes eines erfahrnen Arztes dabey zu bedienen.

Unumgänglich nothwendig ist es aber, den Arzt zu Hülfe zu rufen, wenn die Pocken bösartig sind. Dieses erkennt man daraus, wenn eben zu der Zeit bösartige herrschen, und wenn die oben angegebenen Kennzeichen der eintretenden Krankheit sehr heftig sind; wenn die Kinder heftiges Kopfweh, Ohnmachten, große Entkräftung, starkes Erbrechen, und große Unruhe dabey bekommen, sich hin und her werfen, mit offnen Augen schlafen, wenn das Weisse im Auge roth aussieht, Hände und Füße zittern, wenn sie im Schlafe heftig zusammen fahren, schreyen, irre reden und gewaltsame Zuckungen erleiden. Kommen dann die Blattern nicht in der oben beschriebenen Ordnung und einzeln zum Vorschein, sondern fließen zusammen, sind weniger roth, bleiben klein, platt oder eingedrückt, blaß oder wässericht; nehmen sie sogar eine widernatürliche, grünlichte, violette oder schwarze Farbe an: so sind es bösartige Pocken, die nur ein verständiger Arzt behandeln kann, den man eiligst zu Hülfe rufen und seine Vorschriften pünktlich befolgen muß, wenn man das Kind, wo möglich, beym Leben erhalten will.

Wenn

Wenn nun die Pocken auch glücklich überstande sind, muß man die Kinder noch sehr vor Ueberladun im Essen in Acht nehmen, und keine harten, grobe zähen, mehlichten Speisen, Fleisch und Eyer genieß lassen; damit nicht andere langwierige Krankheite daraus entstehen. Bleibt aber nach dem Abtrockne der Blattern das Gesicht noch geschwollen, oder stel len sich Durchfall, Leibschmerz, Heiserkeit, blutige Stuhlgang, Krämpfe, Schlucken, Geschwulst de Drüsen, heftiges Kopfweh, Schwäche, Lähmun der Glieder und andere schlimme Zufälle ein: so dar man nicht säumen, den Beystand des Arztes zu su chen, um diese Nachwehen der grausamen Pockenseu che baldigst zu vertreiben, ehe sie einwurzeln.

57.

Von den Masern, Rötheln, dem Scharlachfieber und der häutigen Bräune.

Gesundheit ist das höchste Gut,
Drum halte sie in steter Huth!
Ein Uebel bringt dir oft Gefahr,
Das Anfangs leicht zu heilen war.

Wenn ein Kind zu einer Zeit, da die Masern herr schen, von abwechselnder Hitze und Frost, Uebelkeit Mangel an Appetit, Müdigkeit, Husten, Schnupfen Kopfschmerz, Augenweh — befallen wird: so kan man schließen, daß es von jener Krankheit angesteck sey. Nehmen nun diese Zufälle binnen 24 Stunde zu, so ist es nöthig den Kranken ins Bett zu lege und vor Zugluft zu bewahren. Den zweyten und drit

tei

en Tag schwillt das Gesicht mehr an; die Kranken kla-
en über Beängstigung, Schwere im Kopf und Brust,
Schmerzen im Halse und in den Lenden, Neigung zum
Erbrechen und öftere Leibschmerzen; bisweilen zeigt
ich ein gallichtes Erbrechen oder ein Durchfall. Kommt
azu auch Irreden, Schlafsucht, Rasen und andere
chlimme Zufälle, so ist der Kranke in großer Gefahr
nd man muß zum Arzt eilen.

Am Ende des dritten oder meistens am vierten Ta-
e kommen im Gesicht kleine rothe Flecken hervor, die
ie Flohstiche aussehen, und den Tag darauf in breite
othe Flecken zusammenlaufen, die nur wenig über die
Haut hervorstehen; sie vermehren sich allmählich und
ommen bald auch am übrigen Körper, besonders auf
er Brust und dem Rücken zum Vorschein. Hierauf
lassen, bey gelinden Masern, jene Zufälle meistens
nach, jedoch nicht immer; oft nehmen einige zu, be-
sonders der Husten. Oft schafft ein von selbst entstan-
denes gallichtes Erbrechen die größte Erleichterung;
oft kommt ein starkes Nasenbluten, welches die
Schmerzen im Kopf, den Augen und dem Halse weg-
nimmt.

Am 6ten oder 7ten Tage werden die Flecken blas-
ser, trocknen und fallen wie Schuppen ab, das Fieber
läßt nach; den 8ten verschwinden sie am ganzen Leibe
und den 9ten ist der Kranke gemeiniglich ohne Fieber
und befindet sich wohl. Man muß aber nicht glauben,
daß nun alle Gefahr vorüber sey: denn wenn nicht
während der Krankheit eine Ausleerung durch Erbre-
chen, Durchfall, Nasenbluten geschehen ist: so kommt
leicht ein neues heftiges Fieber nach; die noch nicht
ganz ausgeführte Schärfe fällt auf die Lungen, und
bringt oft tödtliche Lungenentzündung, Husten, Ge-
schwüre und Auszehrung hervor.

Bey dieser Krankheit wird dieselbe Ordnung in Essen und Trinken beobachtet, wie bey den Pocken. Die Hauptsache ist, daß der Kranke in einem geräumigen Zimmer, wo reine, gesunde Luft ist, liege, aber mehr dunkel als hell; weil die Augen bey dieser Krankheit sehr leiden. Vom vierten Tage an muß er sich sorgfältigst vor Erkältung hüten, und in einer steten gelinden Ausdünstung bleiben, damit die Masern besser ausbrechen. Geht dieses schwierig her, so trinkt man fleißig Flieder-Thee, braucht aber ja keine hitzigen, treibenden Mittel. Beym Zurücktreten und andern Zufällen brauche man dieselben Mittel, wie bey den Pocken.

Findet sich am vierten Tage die Haut trocken, der Magen aufgetrieben, Reißen und Poltern im Leibe: so folgt gewöhnlich ein schneller Durchfall, auf welchen das Fieber, der Husten und andere Zufälle nachlassen. Bricht sich aber die Krankheit weder durch Schweiß, Stuhlgang noch Urin; wird das Athemhohlen beschwerlich, das Fieber heftiger, entstehen Seitenstiche: so muß man unverzüglich den Arzt um Rath fragen.

Nimmt das Fieber zwar ab, kommt aber alle Nachmittage wieder, zeigt sich Engbrüstigkeit, Heiserkeit, wird Eiter aufgehustet: so läßt man, bey vollblütigen Personen, viel süße Molken trinken, oder, wo keine Vollblütigkeit ist, viel Milch mit Wasser vermischt. Man vermeidet dabey alle harte, unverdauliche, gesalzene oder saure Speisen, und läßt die Kranken sich bey gutem Wetter oft in freyer Luft eine gelinde Bewegung machen.

Will der nachbleibende trockne Husten nicht weichen: so läßt man den Dampf von warmen Wasser in den Hals gehen. Die fortdauernde Entzündung der Augen wird dadurch gehoben, daß man Blutegel an

die

die Schläfe und unter die Augen, oder statt deren blinde Schröpfköpfe setzen läßt.

Von den Rötheln.

Die Rötheln unterscheiden sich von den Masern dadurch, daß das Fieber nicht mit Triefen der Augen und Husten, sondern meistens mit Halsweh eintritt; die Ausschläge sind erhabner und enthalten eine eiterartige Feuchtigkeit; sie vergehen auch nicht, wie die Masern, durch kleyenartige Abschuppung, sondern das Oberhäutchen löst sich ab. Man verhält sich bey dieser nicht gefährlichen Krankheit eben so, wie bey den Masern S. 442. Auf den schlimmen Hals muß man vorzüglich Bedacht nehmen, und dagegen brauchen, was oben S. 438 bemerkt worden.

Vom Scharlachfieber.

Das Scharlachfieber tritt fast mit denselben Zufällen ein, wie die Masern. Den dritten oder vierten Tag erscheinen im Gesicht und am ganzen Körper kleine rothe Pünktchen in Menge, welche sich bald ausbreiten, zusammenfließen und oft den ganzen Leib mit einer hohen, scharlachähnlichen Röthe überziehen. Diese verschwindet den 7ten oder 8ten Tag wieder, und dann schält sich die Haut Schuppenweise ab. Diese Krankheit wird oft gleich anfänglich mit einer sehr gefährlichen Halsentzündung begleitet. Man muß also zeitig die Hülfe des Arztes dagegen suchen.

Nach dem Abschuppen noch müssen sich die Kranken sorgfältigst vor Erkältung in Acht nehmen; weil sonst gefährliche Nachwehen folgen.

Vom Halsweh und der Bräune.

Kinder und Erwachsene bekommen oft, bey schleuniger Abwechslung der Wärme und Kälte und dadurch

unter-

unterdrücktem Schweiß eine Entzündung des Halses des Zapfens, der Mandeln oder des Gaumens, mit Schmerzen an diesen Theilen und Frösteln und Schaudern im Körper. Davon befreyt man sich durch Warmhalten, Fußbäder, Fliederthee mit etwas Honig und Essig, auch Kremor tartari.

Zeigen sich aber dabey heftige Zufälle, ist die Luftröhre und die innern Theile des Halses entzündet, hitzig und geschwollen; wird das Sprechen und Athemhohlen schwer, die Stimme heiser, die Zunge und der äußere Hals entzündet, das Fieber heftig und der Kranke kann nicht mehr schlucken; hat er einen trocknen heftigen, oft pfeifenden Husten: so ist zu befürchten, daß es die Bräune sey, die man auch den Krupp nennt, eine Krankheit, wozu man den Arzt eiligst herbey rufen muß, weil sie binnen 24 Stunden tödten kann. Inzwischen muß der Patient eine Abkochung von Fliederblumen, Salbey und Leinsamen fleißig im Munde halten und sich damit gurgeln, äußerlich Säckchen von Bohnenmehl oder Kleye mit Campher, oder trocknes heißes Salz um den Hals legen, Fliederblumenthee mit Honig trinken, wenn er noch schlingen kann, den Schweiß ruhig abwarten und sich dabey nicht entblößen. Je früher die Hülfe des Arztes nun kommt, desto besser.

58.

Von der Ruhr, und andern ansteckenden Seuchen.

Ein kleines Mittel kann sehr große Schmerzen heben.
Nur bald und recht gebraucht, erhält es oft das Leben;

Wenn Jemand an heftigen, gewöhnlich mit fieberhaften Zufällen verbundenen Leibschmerzen, mit einem beständ-

beständigen Drängen zum Stuhlgange leidet, dieses Drängens ungeachtet keine gehörige Ausleerung erfolgt, sondern immer nur ein wenig Schleim oder Blut, von Anfang mit einigem Koth vermischt, ausgepreßt wird, so ist ein solcher Mensch von der Ruhr befallen. Diese Krankheit herrscht gewöhnlich zu Ende, oft aber auch schon in der Mitte des Sommers, wenn kühle Nächte den schwülen Sommertagen folgen, und wo man so gern die kühle Abendluft sucht, um sich von der drükkenden Tageshitze zu erfrischen. Erkältung des Unterleibes ist daher gewöhnlich die Ursache davon, nicht der Genuß des Obstes, ob dieses gleich der Gesundheit schadet, wenn man es unreif isset.

Wer also von der Ruhr verschont bleiben will, der vermeide jede Gelegenheit, wo er sich von der Tages- oder Arbeits-Hitze schnell abkühlen oder erkälten könnte. Er sitze nicht mit bloßen Füßen und im Hemde in der kühlen Abendluft und auf Steinen, lege sich nicht ins Gras, setze sich nicht dem Luftzuge aus, trinke oder wasche sich nicht kalt, so lange der Körper erhitzt ist, gehe nicht mit erhitztem Körper in kühle Keller. Er stille seinen Durst nicht mit kaltem Wasser oder anderem kalten Getränke, sondern lieber mit etwas reifem Obst, und wechsele, so oft es sich thun läßt, seine von Schweiß oder Regen durchnäßte Kleidung und Wäsche. Er trage ein Wams von Flanell auf dem bloßen Leibe oder doch wenigstens eine wollene Binde um den Unterleib, als wodurch die gefährlichen Erkältungen des Unterleibes am leichtesten verhütet werden können. Er meide besonders Mehlspeisen, die mit viel Butter, Speck oder Oel zubereitet sind, auch sehr junges oder sauer und schal gewordenes Bier, esse dagegen Milch, Reis, frische Gemüse, des Morgens eine Biersuppe mit Kümmel und trinke ein Glas Wein

oder in dessen Ermangelung zuweilen einen Schluck Branntwein.

Bey der genauen Befolgung dieser Vorsichtsmaaßregeln wird man nicht so leicht von dieser schmerzhaften Krankheit befallen werden. Ist die Ruhr bereits im Dorfe, so meide man dergleichen Kranken, zumal wenn man Nichts mit ihnen zu thun hat. Die Ruhrkranken müssen daher, wenn es irgend möglich ist, in einer besondern Kammer liegen, in welcher, außer dem Krankenwärter oder der Wärterin, sich Niemand lange aufhalten, noch weniger aber in derselben essen darf. Die Kleidungsstücke, Trink- und Eßgeschirre eines mit der Ruhr Behafteten müssen von den Gesunden nicht gebraucht werden. Vorzüglich muß der Abtritt, Nachtstuhl oder das Steckbecken, dessen sich der Ruhrkranke bedient, nicht von Unangesteckten benutzt werden, vielmehr muß das Gefäß, worein der Kranke seine Nothdurft verrichtet hat, sorgfältig verdeckt, der Unrath selbst mit einer Hand voll zu Pulver gestoßenen Holzkohlen bestreut, von dem Krankenwärter sofort aus dem Krankenzimmer geschafft und nicht in den gemeinschaftlichen Abtritt gegossen, sondern im Garten oder einem andern solchen Orte vergraben werden. Die an der Ruhr Verstorbenen müssen gleich nach dem Tode an einen kühlen Ort gebracht, nicht zur Schau ausgestellt, die Särge gut verwahrt, oder ausgepicht, und die Gräber tiefer, als gewöhnlich gemacht, auch die Leiche ohne zahlreiche Begleitung in der Stille beerdiget werden.

Alles dieses muß man sorgfältigst beobachten, so wie es von der Landesobrigkeit verordnet ist, wenn der Arzt die Ruhr für ansteckend erkennt und erklärt. Aber nicht jede Ruhrkrankheit ist ansteckend, sondern sie wird es meistens erst durch ein hinzugetretenes Faulfieber. Wo dieses nicht ist, kann man die daran Verstorbenen

enen wohl auf gewöhnliche Art zur Erde bestatten: aber ie hier gegebenen Vorschriften über die Reinlichkeit uß man bey jedem Ruhrkranken befolgen; indem iese Krankheit durch Vernachläßigung derselben leicht ösartig und ansteckend werden kann.

Sonst wird diese Krankheit nur selten lebensgeihrlich, wenn man folgendes Verhalten dabey bechtet.

1. Sobald Jemand oben erwähnte Zufälle, besonders en anhaltenden Stuhlzwang, an sich bemerkt, so eile er gleich ins Bette, lege sich einen Umschlag von dick gechter Hafergrütze, oder Tücher, in welchen trockene leye oder Asche eingeschlagen, warm auf den Leib, sue den Schweiß zu befördern und trinke zu dem Ende ters einige Tassen warmen Hollunderblüthen-Thee. ächstdem lasse er sich täglich drey bis vier Klystire, aus Stärkemehl in Hafergrützschleim aufgelöset, setzen und eibe den Unterleib mit einem beliebigen Oele ein.

2. Ein Ruhrkranker muß nur schleimige Getränke nd Nahrungsmittel, als Hafergrütze, Graupen- oder eisschleim, schwache Brühe von frischem Schöpsen- oder ammelfleisch, mit wenig Butter und ohne Salz gekocht, eis, Gries, Graupen, Buchweitzengrütze u. s. w., auch twas frisches gekochtes Obst genießen, dagegen aber affee, Wein und Branntwein gänzlich meiden. Beson ers muß man sich vor den auf dem Lande gebräuchlien hitzigen Tropfen, Laxiermitteln, als Rhabarber ꝛc. üten, da sie in dieser Krankheit höchst schädlich sind.

3. Der Kranke muß nicht im bloßen Hemd im Bette egen, sondern eine Jacke oder Kamisol mit Aermeln anaben. Beym Heraussteigen, um seine Nothdurft zu verichten, muß man ihn mit einem warmen Mantel bedeen, und keine Thür öffnen, daß ihn keine Zugluft treffe. doch besser ist es aber, ein dazu schickliches Geschirr zu aben, daß man ihm im Bette unterschieben kann.

4. Ein die Ruhrkranken oft sehr belästigender und hmerzhafter Zufall ist das Heraustreten des Mastdarms, elchem das öftere Auflegen eines in kaltes Wasser geuchten Läppchens oder kleinen Schwamms (wobey jeoch alle Erkältung sorgfältig vermieden werden muß) gewohn-

wöhnlich bald abhilft, oder ihn doch wenigstens sehr o
lindert.

5. Die Fenster und Thüren der Krankenzimmer mü
sen mehrere male des Tages geöffnet werden, jedoch s
daß keine Zugluft den Kranken treffe; auch muß man ö
ters bey den Kranken räuchern, welches am beßten m
Fruchtessig geschieht, den man in einem irdenen oder zi
nernen Teller auf glühenden Kohlen, nur nicht auf gli
hendem Eisen, verdampfen läßt.

Wenn ein Ruhrkranker diese Vorschriften von An
fang an genau und pünktlich befolgt, so wird er oft s
glücklich seyn, sich in wenigen Tagen von seinen Lei
den befreyt zu sehen. Aber auch, wenn jene schmerz
haften Zufälle schon gehoben sind, so halte sich de
Kranke doch noch einige Tage an die vorgeschriebene
Getränke und Nahrungsmittel und beobachte ferne
ein warmes Verhalten. Nimmt die Krankheit, de
genaueſten Befolgung obiger Vorschriften ungeachtet
binnen 48 Stunden nicht ab, sondern vielmehr zu, s
suche man schleunigst die Hülfe eines Arztes.

Noch schlimmere Landplagen, als die Ruhr, sind
gewisse ansteckende Fieber, besonders diejenigen Ner
venfieber, welche während des Krieges in den Lazare
then entstehen, durch die Heereszüge über ganze Län
der ausgebreitet werden, und die Menschen bey Hun
derten und Tausenden wegraffen. Gewöhnlich pflegen
weise Obrigkeiten in solchen unglücklichen Zeiten ähnli
che Vorschriften bekannt zu machen, wie man sich da
bey zu verhalten und der weitern Ausbreitung der Seu
che Einhalt zu thun habe, wie bey der Ruhr. Man
legt dann die Kranken nicht in die Häuser der Ein
wohner in Städten und Dörfern, sondern in dazu ein
gerichtete Hospitäler oder Lazarethe, wo sie abgeson
dert von andern Menschen verpflegt werden. Man ver
bietet bey Strafe, Kleidungsstücke, Betten, Stroh

und

nd andere von Kranken gebrauchte Sachen aus den
ızarethen zu verschleppen, und damit die Ansteckung
ı verbreiten. Beym Fortschaffen der Kranken und
jeneſenen dürfen die Fuhrleute sich nicht zu ihnen auf
en Wagen seßen, noch auf dem Rückwege sich auf
as Stroh legen, worauf sie gesessen haben, sondern
üssen es lieber beym Abladen mit abwerfen; auch so-
leich in eine Schwemme oder durch einen Fluß fah-
en, und den Wagen, so wie die Hände und das Ge-
cht abwaschen. Bricht die Seuche zuerst in einem
ause im Dorfe aus, so darf niemand darin ein- und
usgehen, als wer mit der Pflege der Kranken zu
un hat, und diese Personen müssen sich hüten, an-
ern nahe zu kommen; die Kinder aus dem Hause dür-
n nicht in die Schule gehen, und dergleichen Ver-
rdnungen mehr, welche jeder Unterthan gewissenhaft
efolgen und mit darauf sehen muß, daß sie von an-
ern befolgt werden: weil das Krankheitsgift sich auch
urch Berührung der Kleider der dem Kranken nahe
ommenden Personen fortpflanzen kann, und die Seu-
e selbst desto gefährlicher wird, jemehr Menschen
n einem Orte davon angesteckt werden.

In solchen unglückseligen Zeiten, wo die Menschen,
eben den schweren Plagen des Krieges, auch noch von
) gefährlichen Krankheiten heimgesucht werden, ist es
ne große Gabe Gottes, ein ruhiges und fröhliches
emüth zu haben. Wer erlittenes Unglück und Ver-
ust sehr zu Herzen nimmt, und sich voraus darüber
ngstiget, was noch kommen könnte, wird leichter von
ner Seuche angesteckt, als wer guten Muths ist und
ch nicht davor fürchtet.

Auch ist es gut, wenn mans vermag, schwer ver-
auliche Speisen zu meiden, und bessere, nahrhaftere
ost, als sonst, zu genießen. Wenigstens nehme
an mehr Pfeffer, Ingwer, Kümmel und andere Ge-

würze, vorzüglich mehr Salz zu den Speisen. M
esse öfter Meerrettig oder Kreen, Zwiebeln, Kn
lauch, Sauerkraut, saure Gurken, Salat und
ringe. Man trinke guten Wein, oder starkes, rein a
gegohrnes Bier, auch dann und wann einen Schl
guten, über Wehrmuth, Kümmel, Pomeranzen, g
ne Wallnußschalen, Ingwer, Wachholderbeere
Pfeffermünzkraut, Raute und andere gesunde Kräu
abgezogenen Branntwein: nur alles mäßig, nicht ma
weise; sonst schwächen diese Mittel den Magen,
statt ihn zu stärken.

Man mache sich oft Bewegung in freyer Luft, u
befolge die in diesem Büchlein S. 219 bis 225 enth
tenen Gesundheitslehren recht sorgfältig.

Man meide die Gelegenheiten, Kranken so na
zu kommen, daß man von ihnen leicht angesteckt w
den könnte. Wird aber dein Vater oder deine M
ter, dein Ehegatte oder Kind, dein Hausgenosse, V
wandter oder Freund von der Seuche befallen: so v
laß ihn nicht in der Noth, sondern pflege seiner n
Vertrauen auf Gott, der alles wohl macht, und b
folge die S. 343 bis 347 gegebenen Vorschriften, w
man Kranke warten soll, mit Sorgfalt und Treu
Dabey berühre den Kranken nur, wenn es nöthig i
und hüte dich, seinen Athem oder Dunst einzuschlucke

Arzeneyen darf einem solchen Kranken Niema
verordnen wollen, der nicht die Heilkunst ordentli
studirt hat. Wenn sich also die Vorbothen davon ei
stellen, welche sind: vermehrte Hitze, nach vorherg
gangenem Frösteln, Trockenheit und Unreinigkeit d
Zunge, fortdauernde Betäubung des Kopfs, gro
Mattigkeit in allen Gliedern, Mangel an Appetit:
eile zum Arzt mit einem, nach obigen Kranken-Fr
gen S. 333 bis 338 abgefaßtem Bericht. Unterde
sen laß ihn die Lebensordnung für Kranke S. 34
bi

s 347, nebst den Vorschriften, welche etwa die brigkeit über das besondere Verhalten bey dieser euche bekannt gemacht hat, genau befolgen.

59.

Von der Noth des Viehes.

Gar vielen Nutzen muß dein Vieh dir täglich geben:
Drum sorge dankbarlich für dessen Wohl und Leben!

Das Vieh ist nicht so vielerley Krankheiten unterorfen, als der Mensch; weil es eine einfachere Lebensordnung hält, sich im Essen und Trinken nicht icht übernimmt, und sich weder mit Bekümmerniß ber das Vergangene, noch mit Sorgen der Zukunft nd mit bloß eingebildeten Leiden ängstiget. Aber ssen innerliche Krankheiten sind fast noch schwerer zu eilen, als die menschlichen: weil es nicht sagen kann, as ihm wehe thut. Es sollten daher in jedem Landesmkreise, nach der Größe des Viehstandes, studirte nd geprüfte Thier-Aerzte bestellt seyn, zu denen der andmann seine Zuflucht nehmen könnte; indem er sein ieh so wenig, als sich selbst, zu kuriren versteht, und n Vieh-Arzneybuch nur von einem Manne mit utzen gebraucht werden kann, der so viel Kenntniß on der körperlichen Natur der Thiere hat, wie der Menschen-Arzt, nach der 36sten Vorschrift S. 325 is 332 dieses Buches, von der Beschaffenheit des enschlichen Körpers besitzen soll.

Die Zeichen, daß ein Pferd von einer innerlichen rankheit befallen sey, sind: wenn es den Kopf traurig hängen läßt, kalte und hängende Ohren und trübe

Augen hat; wenn das Maul erhitzt und trocken i
oder widernatürlich schäumet; wenn das Haar auf d
Haut rauh, und wie aufgebürstet steht, oder sich lei
ausreißen läßt; wenn das Thier Herzklopfen oder S
tenschlagen hat; wenn es nicht recht frißt oder säuf
wenn die natürlichen Ausleerungen nicht ordentlich g
schehen; wenn es wie träumend und dumm da steh
wenn es sich im Stalle bald niederlegt, bald wied
aufsteht; wenn es im Gehen oft wanket und faul
ist, als gewöhnlich. Bemerkst du solche Zeichen
deinem Pferde, so mache den Anfang zur Kur dam
daß du es weniger, oder wenn es sehr schwach ist, g
nicht arbeiten lässest, und ihm kein hartes Futter gib
Dann gehe zum beßten Vieh-Arzt, der in der Gege
ist, nicht zum wohlfeilsten: und kann er das kran
Thier nicht selbst sehn; so beschreibe ihm alle Umstän
davon so accurat, wie die Fragen über kranke Me
schen S. 333 dieses Büchleins gestellt sind.

Aehnliche Kennzeichen lassen auch beym Rindvie
den Schafen und Schweinen vermuthen, daß ein Thi
krank sey, vorzüglich der Mangel an Freßluß, die si
zeigende Mattigkeit in den Gliedern und die Trübhe
der Augen.

Die Anzahl der verschiedenen Krankheiten des Vi
hes ist aber so groß, daß in diesem Buche nicht Rau
genug ist, sie darin deutlich zu beschreiben und ih
Heilung zu lehren, sondern daß die Landwirthe, we
che sich Kenntniß davon erwerben wollen, sich ein u
das andere gute Vieh-Arzneybuch anschaffen müsse
dergleichen sind:

Allgemeines Vieharzneybuch von Joh. Nicc
Rohlwes. Berlin, 1805. 8.

J. F. Brandts sorgfältiger Land- und Bauer
Doctor. Heilbronn, 1795. 8.

Das Buch von den Seuchen und Krankheiten des ornviehes, der Schafe und der Schweine, verfaßt n Joh. Gottl. Wohlstein. Wien, 1791. gr. 8.

Erdmann Hülfreichs Unterricht von den Krankhei- n der Pferde, des Hornviehes, der Schafe und chweine. 8.

Der Hausvater, als sein eigner Vieharzt. Von . F. Claß. Leipzig, 1788. 8.

Nur einige der gefährlichsten Seuchen, die den iehstand in ganzen Ländern zu Grunde richten kön- n, dürfen hier nicht übergangen werden, wobey es cht sowohl auf Kenntniß der Arzneywissenschaft, als f gesunden Verstand und guten Willen der Landbe- ohner ankommt, dem Unglück zu entgehen, oder es ch möglichst zu vermindern. Solche sind:

I. Die Rindviehseuche,

uch Löserdürre, Uebergälle oder besser Rindvieh- eest genannt. Diese schreckliche Krankheit fängt mit nem ungewöhnlichen, kurzen, trocknen Husten an. er ganze Körper des Thieres wird mehrere mal des ages und einige Tage nach einander von einem Schau- r und vom Zittern ergriffen, und die Hörner und hren sind bald heiß bald kalt. Das Thier wird stil- r, träger und schüchterner, als es sonst war. Die reßlust nimmt ab, und viele Thiere wollen nicht recht ufen; sie wiederkauen und lecken das Maul weniger. ie Kühe geben weniger Milch. Das Thier wird raurig, läßt den Kopf und die Ohren hängen, schüttelt en Kopf, und knirscht manchmal mit den Zähnen. as Haar wird rauch, und borstet sich in die Höhe. ie Augen haben ein besonderes, gleichsam gläsernes nsehen. Das Thier krümmt sich oft, besonders eym Stallen und Misten. Es stellt die Vorder- und

Hin-

Hinter-Füße näher an einander, und die Hinter-Fü
stehen auf den Spitzen. Das Thier ist im Anfan
der Krankheit gewöhnlich verstopft und der Mist
trocken.

Die Freßlust und besonders das Wiederkauen ve
lieren sich endlich ganz; das Verlangen nach kalte
Saufen nimmt zu. Die Kühe hören allmählich au
Milch zu geben. Am zweyten oder dritten Tage na
dem deutlichen Ausbruche der Krankheit fangen A
gen, Nase und Maul an, zu fließen, und der Au
fluß ist zuerst wässerig, wird dann dicker und endli
eiterartig, rotzig und stinkend. Das Thier hohlt schw
Athem und stöhnt. Die mehresten bekommen nun d
Durchfall, wobey dünner, aashaft stinkender Mi
abgeht. Dieser Durchfall ist oft mit Zwang und Drä
gen verbunden; oft geht der Mist auch ohne Anstre
gung ab. Auch bekommen manche Thiere keinen Durc
fall, sondern bleiben verstopft.

Gegen das Ende der Krankheit wird das Athen
hohlen noch beschwerlicher; der Athem wird stinkend
das Thier ächzt und stöhnt; wird ruhig und stirb
Doch werden auch manche Thiere sehr unruhig un
wild, und sterben unter Schnauben, Stampfen, Zäh
neknirschen und Zuckungen.

Alle diese Zufälle finden sich aber nicht immer be
allen und jeden kranken Thieren und nicht zu allen Ze
ten ein.

Die mehresten von dieser Pest befallenen Thier
sterben am dritten, vierten oder fünften Tage na
dem sichtbaren Ausbruche; nur wenige erleben den si
benten Tag.

Die innerlichen Kennzeichen dieser Krankheit, d
man wahrnimmt, wenn die davon gefallenen Thier
aufgeschnitten werden, sind folgende.

De

Der dritte Magen oder Psalter (auch Buch, Mannigfalt oder Löser genannt) ist fast immer sehr gefüllt und hart. Schneidet man ihn auf, so findet man das in demselben und zwischen seinen vielen Blättern befindliche Futter meistentheils so verdorrtet und ausgetrocknet, daß man es in Pulver zerreiben kann, da es sonst bey gesundem Vieh so weich wie Brey oder Mus ist. Nimmt man dieses vertrocknete Futter aus dem Magen heraus: so löset sich gewöhnlich die innere Magenhaut mit ab, und im Magen sind oft rothe und blaue, auch manchmal schwarze und brandige Stellen. Der vierte Magen und die innen Därme haben gewöhnlich rothe, blaue, oder schwarze Flecken, und die Gallenblase enthält sehr viele Galle. Doch findet man diese Zeichen nicht bey allen kranken Thieren, und nicht im Anfange und zu allen Zeiten der Krankheit.

Diese Pest befällt keine andere Art Vieh, außer dem Rindvieh, und tödtet altes und junges, schwaches und starkes, es sey im Sommer oder Winter, bey trockner oder nasser Witterung, so daß im Durchschnitt von vier damit angesteckten Stücken drey sterben, man brauche Arzneyen oder nicht. Schon mehrmals hat sie in kurzer Zeit Hunderttausende von Ochsen, Kühen und Kälbern getödtet, und den Rindviehstand ganzer Länder verheert.

In Deutschland entsteht nun diese Rindvieh-Pest niemals durch die Beschaffenheit der Witterung, nicht durch Hitze oder Kälte, Trockniß oder Nässe, nicht durch anhaltenden Regen, Nebel oder Thau; auch nicht durch die Fütterung, Weide, verschlämmtes Gras, moderiges Heu, Tränkung mit schlechtem Wasser, versäumte Wartung, übertriebene Arbeit, Hunger und andere Noth, welches Alles wohl andere gefährliche Viehkrankheiten verursachen kann, aber

nicht die eigentliche Rindvieh-Pest, wie sie oben b
schrieben worden. Diese entsteht einzig und alle
durch Ansteckung und Uebertragung des Pestgif
von einem kranken zu einem gesunden Thiere, u
kommt gemeiniglich über Ungarn und Polen na
Deutschland; und dieses Gift ist so fein und haftet
leicht, daß man die allergrößte Sorgfalt anwend
muß, die Ansteckung zu verhüten.

Das ganze kranke Thier ist ansteckend; Hörne
Haut, Fleisch, Fett, Blut, Milch, Eingeweid
Knochen und Klauen. Im höchsten Grade sind es d
Schleim, Rotz und Geifer, der aus den Augen, d
Nase und dem Maule fließt, und der Eiter aus G
schwüren und Haarseil-Oeffnungen. Auch der Athe
und die Ausdünstung durch die Haut stecken an;
auch der Harn und vorzüglich der Mist, auch no
wenn er einige Monate alt ist; desgleichen an d
Pest gestorbene Thiere, die gar nicht, oder nicht ti
genug verscharrt, oder in Flüsse, Gräben oder Teich
geworfen worden sind. Die Ansteckung kann also se
leicht geschehen, wenn gesunde Thiere den kranken a
Weiden und Wegen, an Tränken, Brunnen und
Ställen nahe kommen, oder auf Plätze, wo kranke g
wesen sind; auch durch Menschen, die mit kranke
Vieh zu thun gehabt oder es zufällig berührt habe
also durch Viehhändler, Juden, Metzger, Curschmid
Hirten, Knechte, Bettler und Landstreicher, die oft i
Ställen übernachten; durch Pferde, Hunde und a
dere Thiere aus angesteckten Orten. Auch kann die
Pest mit rohen Häuten, Hörnern, Fleisch, Talg un
Klauen, Fuchsbälgen, und mit Heu, Stroh, Wolle
Kleidungsstücken, Lumpen, Wagen-, Acker- un
Stall-Geräthen aus angesteckten Orten weiter ve
schleppt werden. Ob kranke Thiere, ohne Berührung
durch die freye Luft in einer Entfernung von zwanzi

Schri

schritten anstecken, ist noch nicht ausgemacht. Alle Arzeymittel, die man versucht hat, das Vieh vor der Ansteckung zu sichern, sind unnütz befunden worden, und man darf sich auf keines verlassen und dadurch sorglos werden; am wenigsten auf Zauberey, Segensprechen, drey Kreuze und andere abergläubische Mittel, deren sich heut zu Tage jeder vernünftige Mann schämen würde.

Das einzige sichere Mittel dagegen ist: zu verhindern, daß diese Viehpest nicht in das Land, oder ins Dorf gebracht werde; und wenn das Unglück ja geschehen ist, daß sie sich von dem angesteckten Vieh nicht weiter fortpflanze. Dieses kann aber nicht anders geschehen, als durch Veranstaltungen und Verordnungen der Landesobrigkeiten, welche der Landmann auf das pünktlichste befolgen, und dazu helfen muß, daß sie von andern befolgt werden. Durch dergleichen weise und strenge Verfügungen in den See-Städten am mittelländischen Meere wird die Menschen-Pest, welche vor Zeiten öfters ganze Länder verheerte, von den christlichen Ländern Europas abgehalten. Es müssen nämlich alle aus der Türkey oder aus Afrika, wo die Pest zu Hause ist, anlangenden Schiffe die sogenannte Quarantaine halten. Da wird der Landungsort mit Wache besetzt und keine lebendige Seele, auch kein Stück Waare, nicht einmal ein Brief darf vom Schiffe sogleich in die nächste Stadt kommen; sondern es sind nicht weit vom Seeufer große, frey stehende Gebäude und Höfe angelegt, in diese wird die ganze Mannschaft und Ladung des Schiffes in strenge Verwahrung gebracht, und nach Beschaffenheit der Umstände zwey, drey bis sechs Wochen darin behalten. Wer mit den Leuten vom Schiffe zu reden hat, muß ein gewisse Strecke von ihnen entfernt bleiben; die Lebensmittel, die man ihnen reicht, werden in einen

einge-

eingezäunten Bezirk niedergelegt, und erst abgehohlt wenn sich die Ueberbringer wieder entfernt haben. Die Waaren, die das Schiff mitbringt, werden gelüftet und geräuchert, die Briefe mit dem Messer durchstochen und durch scharfen Essig gezogen, ehe man sie absendet. Und so wird alle nur erdenkliche Sorgfalt angewendet, zu verhindern, daß Nichts vom Schiffe von Personen vom Lande berührt werde, ehe man gewiß überzeugt ist, daß keine Ansteckung mit der Pest davon zu befürchten sey. Schiffe, welche aus Gegenden kommen, wo die Pest wirklich ausgebrochen ist, dürfen gar nicht anlanden, sondern werden durch Kanonenschüsse zurückgewiesen; oder man bringt nur die Mannschaft in Verwahrung und verbrennt Alles, was sie mitbringen, auch ihre Kleidung: weil man weiß daß die letzte schreckliche Pestseuche durch eine einzige goldene Degenquaste, die man nicht durchräuchert hatte, von Constantinopel nach Marseille gebracht worden ist, sich von da immer weiter verbreitet und viele Hunderttausende in Frankreich und Deutschland weggerafft hat. Durch diese Anstalten sind alle christliche Länder nun schon über hundert Jahre von der Pest befreyt geblieben, und sie wüthet nur zuweilen noch in der Türkey, weil man daselbst keine solchen Anstalten dagegen macht.

Dergleichen Verfügungen treffen nun weise Landes-Obrigkeiten auch gegen die Viehpest, wenn sie in benachbarten Ländern ausbricht, und retten dadurch den Rindviehstand ihrer Unterthanen: wenn nur diese ihre Verordnungen pünktlich befolgen, und selbst aufs sorgfältigste mit darüber wachen, daß sie von Niemand übertreten werden. Solche Verordnungen enthalten vorzüglich folgende Vorschriften.

1. Wenn man erfährt, daß eine ansteckende Rindvieh-Pest in einem benachbarten Lande ausgebrochen sey, muß

uß jeder Beamte und Orts-Obere es sogleich an die m vorgesetzte Landes-Polizey-Obrigkeit berichten, mit ngabe der nähern Umstände und der Personen, von elchen die Nachricht herrührt.

2. Die Landes-Polizey, wenn sie die erhaltenen Nachichten glaubhaft findet, muß sogleich einen sachkundigen rzt in die Gegend schicken, wo die Seuche herrschen oll; dieser muß sich sorgfältigst nach der Beschaffenheit erselben erkundigen, und Bericht davon erstatten.

3. Bestätigt es sich nun, daß es die eigentliche Rindiehpest ist: so wird das Einbringen und Durchtreiben lles Viehes aus dieser Gegend, so auch die Einfuhr roer Häute, Hörner ꝛc. aufs strengste verboten, und die gewöhnlichen Viehmärkte werden abgestellt.

4. Die Eingangs-Wege und Grenzen des Landes werden mit Wachen besetzt, welche kein Vieh und keine Fuhren mit Häuten einpassiren lassen, wenn sie auch mit Gesundheits-Pässen versehen wären.

5. Ist die Gegend, wo die Viehpest herrscht, nur is etwa 30 Stunden entfernt, so muß schon jede Geneinde ihr Vieh von anderm abgesondert halten. Die Koppel-Weiden müssen abgetheilt, die Grenzen mit Pfählen und Strohwischen bezeichnet, und die Hirten angewiesen werden, daß sie die Heerden nicht nahe zusammen reiben, oder auf Plätze oder an Tränken, wo andere gewesen sind.

6. In jeder Gemeinde werden den ordentlichen Vorgesetzten vier, sechs bis acht verständige Hausväter als Gehalfen beygesetzt, welche sich mit ihnen in die wegen der Gefahr der Seuche nothwendigen Geschäfte theilen, und Alles nach den von der Landesobrigkeit gegebenen Vorschriften besorgen, genau aufzeichnen, wie viel Stück Rindvieh ein jeder Einwohner besitzt, und dessen Beschaffenheit und ohngefähren Werth jedes Stückes anmerken. Will Jemand ein Stück aus einem benachbarten Orte ankaufen: so muß er solches den Obern seines Dorfes vorher anzeigen, und diese müssen darauf sehen, daß keine Ansteckung daher zu befürchten sey; dann muß der Käufer das neue Stück zehn Tage lang abgesondert aufstellen, ehe er es zu seinem andern Vieh, oder zur Dorf-Heerde läßt.

7. Alle Einwohner müssen ihre Kuhställe verschlossen halten, vorzüglich die Gastwirthe, und dürfen kein Fuhrleute und andere Reisende, am wenigsten Bettelleute, Rattenfänger, Quacksalber und andere Landstreicher hinein treten, oder sonst ihrem Viehe nahe kommen lassen. Die Hirten dürfen keinen solchen Fremden sich der Heerde auf zehn Schritte nähern lassen.

Alles dieses muß mit desto mehr Sorgfalt beobachtet werden, je näher die Seuche ist.

8. Kommt sie nun bis auf fünf oder weniger Stunden in die Nähe, so muß man das Vieh, wenn es möglich ist, nicht mehr auf die Weide treiben, sondern in Stalle füttern und tränken, wenigstens einen Theil davon besonders die trächtigen Kühe, und muß das zur Heerde gehende Vieh abgesondert aufstallen. Niemand darf mit einzelnen Stücken oder heimlich hüten; dem Hirten wird ein verständiger Mann aus der Gemeinde zum Aufseher gesetzt, der darauf sieht, daß nichts vernachlässiget werde, die Ansteckung zu verhüten.

9. Die Gemeinde läßt auf ihre Kosten, an einen Platze, wo die Heerde nicht vorbey kommt, von schlechten Brettern einen Noth-Stall aufrichten, mit mehrern Abtheilungen, und sobald ein Stück in der Heerde oder in einem Stalle krank wird, oder zu husten anfängt, bringt man es in diesen Nothstall, und die Leute, die man zu dessen Futterung und Pflege bestellt, dürfen in keinen andern Stall und zu keinem andern Vieh gelassen werden, bis man sicher ist, daß die Ansteckung mit der Viehpest nicht mehr zu befürchten sey. Jeder Viehbesitzer, dem ein Stück erkrankt, muß es unverzüglich den Obern anzeigen, und es in den Nothstall bringen lassen, bey Strafe des halben Werthes, wenn er es verheimlicht.

10. Ein von der Landes-Obrigkeit bestellter Doctor oder Vieh-Arzt muß sogleich berufen werden, die Krankheit zu untersuchen.

11. Findet sich nun, daß es die wirkliche Rindviehpest ist: so werden die erkrankten Stücke an einem abgelegenen Orte getödtet, und mit Haut und Haar in acht Fuß tiefe Gruben verscharrt.

12. Das mit denselben während der Krankheit in Gemeinschaft im Stalle gewesene Vieh, wenn es nicht viel ist, wird auch sogleich todtgeschlagen und verscharrt.

Ist

ist aber die Seuche in der Heerde ausgebrochen, oder in einem Stalle von einer großen Anzahl Stücken: so müssen sie in Haufen von etwa zehn Stücken vertheilt, und jeder abgesondert in Ställen oder auf eingezäunten Weiden 20 Tage lang aufs strengste bewacht werden. Zeigt sich indessen die Pest unter einem dieser Haufen: so wird der ganze Haufe sogleich getödtet und verscharrt.

13. In dem Stalle, wo die Viehpest gewesen ist, müssen die Wände abgekratzt und frisch mit Lehm und Kalk bekleibt und geweißt, der Fußboden zwey bis drey Fuß tief ausgegraben und neu und rein gelegt, und das ausgegrabene an einem abgelegenen Orte sechs Fuß tief verscharrt werden; so auch der Mist, der nach mehrern Monaten noch anstecken kann.

14. Krippen, Raufen, Tränkgeschirre und alle Geräthschaften müssen aufs sorgfältigste mehrmals mit scharfer Lauge gewaschen und 40 Tage lang der freyen Luft ausgesetzt werden, ehe man sie wieder gebraucht; die Ketten muß man ausglühen, und die Stricke, auch Futter und Stroh, das in oder über dem angesteckten Stalle war, verbrennen.

15. Alles Austreiben des Viehes wird nun aufs strengste verboten; jeder Hauswirth behält sein Vieh im Stalle, läßt keine fremde Person auf seinen Hof kommen, und verbietet seinen Leuten, in andere Ställe und Höfe zu gehen.

16. Haus, Hof und Stall, wo die Krankheit war, werden 20 Tage lang bewacht, und aller Aus- und Eingang ist verboten. Was die Bewohner zu ihrer Nahrung und sonst nothwendig haben, wird ihnen mit eben solcher Vorsicht zugebracht, wie bey den Quarantaine-Anstalten gegen die Menschen-Pest.

17. Alle Wege und Zugänge zu dem Dorfe werden mit Wachen besetzt, und alle Gemeinschaft der Einwohner mit Benachbarten verhindert, bis auf 20 Tage nachdem die Seuche aufgehört hat.

18. Damit die Unterthanen sich willig finden lassen, diese harten, aber nothwendigen Verfügungen zu vollziehen, und selbst darüber zu halten: so veranstaltet die Landes-Obrigkeit eine allgemeine Vieh-Versicherung. Sie läßt sich, wenn die Seuche aufgehört hat, die aufgenommenen

menen Viehlisten vom ganzen Lande einsenden, in w
chen der Verlust, den die vom Unglück betroffenen G
meinden und Viehbesitzer erlitten haben, bemerkt ist. Di
ser Verlust wird auf sämmtliche im Lande vorhanden
Rindvieh-Häupter vertheilt, und eine Hülfs-Steuer au
geschrieben, wozu jeder Vieh-Besitzer so viel beyträgt, a
nach der Anzahl seiner Stucke auf ihn fällt. Aus dies
Steuer wird denjenigen, die ihr Vieh verloren habe
der volle Werth desselben vergütet; wofern sie nämli
obige Vorschriften pünktlich befolgt haben: wer aber d
geschehene Ansteckung seines Viehes verheimlicht, oder si
den Verfügungen §. 6, 7, 8, 9 widersetzt, erhält keine Ve
gütigung, und wird auch noch besonders bestraft, wen
er durch seine Widersetzlichkeit an der weitern Verbre
tung der Seuche Schuld ist.

Durch diese Veranstaltung wird die Rindviehpe
von den Grenzen eines Landes abgehalten, oder, wen
sie an einem Orte ausbricht, durch das Todtschlage
der ersten kranken Thiere sogleich wieder unterdrück
daß sie nicht zu einer Landplage werden kann. Di
Erfahrung hat dieses in den Jahren 1769 und 70, be
der in den Niederlanden ausgebrochenen Seuche voll
kommen bestätigt. In Flandern wurden von 13778
Häuptern Rindvieh 552 getödtet und dadurch die übri
gen 137229 alle gerettet; hingegen in Holland uni
Friesland starben in einem Jahr 210249 Stücke a
der Pest; weil man die ersten krank gewordenen Thier
nicht todt schlug und die weitere Ansteckung zu verhin
dern suchte, sondern allerhand Arzneymittel gegen da
Uebel brauchte.

II. Das Aufblähen, Auflaufen (die Padde) des Rindviehes.

Dieser Unglücksfall raubt manchem Stück Rind
vieh das Leben, wenn man demselben nicht eiligst zu
Hülfe kommt. Er entsteht meistens durch Unvorsich
tigkeit beym Füttern mit frischem Klee, wenn man

die

ie S. 283 darüber gegebenen Vorschriften nicht be-
olgt: aber auch anderes grünes Futter, als Weitzen-
lätter, junger Hafer, Gerste, Wicken und Erbsen-
:aut, auch rohe Kartoffeln können das Vieh aufblä-
en, wenn es zuviel auf einmal davon frißt, und gleich
arauf säuft. Da geht es in Gährung, und die viele
arin enthaltene Luft treibt den Panzen so auf, daß
ie Bewegung der Eingeweide aufhört, daher der
Nist und die Blähungen nicht abgehen, und die Lun-
en und das Herz so gepreßt werden, daß der Athem
nd der Blutumlauf stocken und endlich der Tod folgt.

So bald man also gewahr wird, daß ein Thier an-
ängt aufzulaufen, muß man eiligst von folgenden Mit-
eln brauchen, was man zunächst bey der Hand hat.

Man gibt ein Trinkglas voll Branntwein mit 2 Eß-
öffel voll rothem Steinöl ein; — oder 2 Maaß (4 Pf.)
Milch, worin man ein Paar Loth Schnupftabak
ührt; — oder 2 Löffel voll frisch gebrannten unge-
öschten Kalk in Wasser eingerührt; — oder 1 Maaß
alb Milch halb Leinöl unter einander gemischt. Auch
nimmt man 2 Maaß (4 Pfund) Bier, wirft glühen-
e Kohlen und heiße Asche hinein, bis es lauwarm
wird, gießt es durch ein Tuch und füllt es dem aufge-
blähtem Thier ein. Zu gleicher Zeit muß Jemand mit
er mit Oel bestrichenen Hand in den Mastdarm lan-
gen, und den vorgelegten Mist heraus nehmen. In-
dessen reibe man den Bauch gelinde mit Strohwischen,
und führe das Thier, anfangs langsam, auf dem Hofe
herum; während ein Klystir zurecht gemacht wird, das
aus folgendem bestehen kann: 3 Hände voll Hafer-
grütze in 2 Quart Wasser gekocht und durchgeseiht;
davon $\frac{1}{2}$ Quart (1 Pfund), mit 2 Quentchen gerei-
nigtem Salpeter und 3 Loth Leinöl vermischt, in die
Klystirspritze gethan und dem kranken Thier beyge-
bracht, und solches nach einer halben Stunde wieder-
holt.

holt. Man muß inzwischen das aufgeblähte Thier
mählich schneller herum führen, und ja nicht gestatt
daß es sich niederlege.

Erfolgt nun noch keine Oeffnung und Abgang
Blähungen, sondern die Haut spannt sich immer me
das Thier fängt an zu zittern und will sich legen:
ist es die höchste Zeit, ihm durch einen Stich in d
Bauch Erleichterung zu schaffen, auf folgende Wei
Man tritt auf die linke Seite des Thiers in der
gend der Lenden. Hier legt man die linke Hand so a
den geschwollenen Bauch, daß der Spitzfinger mit d
Daumen einen Winkel macht, und daß jener oben v
dem Rückgrath und der Daumen hinter der letzten R
be liegt. Auf solche Art wird man die Kappe d
Wanstes, oder die sogenannte Hungergrube od
Hunger-Lücke im Winkel der beyden Finger habe
und in diese geschieht der Stich, etwas schräg einwärt
entweder mit einem dazu erfundenen besondern Messe
welches ein Trokar genannt wird, oder mit einem g
wöhnlichen Tischmesser. Der Stich wird bey erwac
senem Vieh fast eine Spanne, und bey jungem ei
halbe Spanne tief gemacht. Ist es mit einem gewöh
lichen Messer geschehen, so zieht man es nicht glei
wieder heraus: sondern man bewegt es etwas hin u
her, und schiebt darneben eine Röhre von Hollund
oder Blech in die Oeffnung, welche überall viele L
cher hat, und oben durch ein daran befestigtes Que
hölzchen gehindert wird, tiefer hinein zu fahren, a
das Messer. Die Röhre läßt man so lange darinn
bis aller Wind herausgefahren, und das Thier sei
natürliche Dicke hat. In die Wunde streicht man al
denn ungesalzne Butter, und darüber etwas Wage
schmiere, wovon sie wieder zuheilt. Die ersten Tag
nach dem Stich gibt man wenig und kein grünes Fu
ter, und klystiret das Thier noch etliche mal.

Ist der Bauch schon, wenn man das geschehene Unglück gewahr wird, wie eine Trommel aufgelaufen und gespannt, stöhnt und zittert das Thier schon und will sich niederlegen: so muß man die Zeit zur Rettung nicht mit jenen innerlichen Mitteln versäumen, sondern den Stich sogleich anwenden.

III. Die Raude oder Krätze der Schafe.

Diese Krankheit ist so ansteckend, daß das Sprüchwort: Ein räudiges Schaf verdirbt die ganze Heerde nicht richtig eintrifft, wenn man ein davon befallenes Stück nicht sogleich von der Heerde wegbringt und absondert curirt. Es gibt aber Gegenden in Deutschland, wo man thörichter Weise diese Seuche duldet, und nur die einzelnen Thiere, an denen sie sich zeigt, durch Schmieren mit allerhand Salben davon zu heilen sucht; indem der Schäfer beständig eine Schmierbüchse bey sich führt, und wenn er gewahr wird, daß ein Schaf sich kratzt, reibt und an den juckenden Stellen die Wolle auszupft, diese Stellen einschmiert und heilt. Auf diese Weise wird zwar der allgemeinen Ausbreitung der Raude Einhalt gethan: aber sie bleibt immer in der Heerde, und trifft bald dieses, bald jenes Schaf, so daß des Schmierens kein Ende ist. Man nennt daher solche Heerden Schmiervieh, und wo solches ist, pflegen die benachbarten Ortschaften, welche reines Vieh haben, ihre Fluren sorgfältig zu bewachen, daß kein Schmiervieh ihre Weiden betrete, oder nur hindurch getrieben werde; und sie müssen streng darauf halten: weil auch die Weide, wo krätziges Vieh gefressen, ja ein Baum, woran es sich gerieben, und selbst Menschen, die damit umgehen, die Krankheit leicht weiter fortpflanzen können.

Solche Schäfereyen und Dorfschaften, die sich nicht schämen, Schmiervieh zu halten, sollten daher

von der Obrigkeit gezwungen werden, es in Reinvie
zu verwandeln; indem dieses mit einem geringen Au
wande geschehen kann, und der Nutzen von einer g
sunden, reinen Heerde um vieles größer ist, als vo
einer krätzigen.

Aufmerksame Naturforscher haben nun die Entde
kung gemacht, daß die Ursache der Raude eine klei
Milbe ist, die man nur durch Vergrößerungsgläser s
hen kann. Dieses unsichtbare Thierchen frißt sich i
die Haut ein, nistet darin und verursacht kleine G
schwüre, welche empfindlich jucken, sich immer weit
ausbreiten, und in Grind und Schorf übergehen. D
Vermehrung dieser Milbe geschieht so schnell und i
so außerordentlich stark, daß bald der ganze Pelz vo
Jungen wimmelt, die sich, wenn eine grindige Stel
durch das Schmieren geheilt ist, an andern einfresse
und, da die Schafe im Stalle und beym Treiben einan
der nahe genug kommen, von einem aufs andere übe
gehen, so daß die Krätze in der Heerde niemals au
hört, und, wenn der Schäfer nicht aufmerksam un
sorgfältig genug ist, bald die ganze Heerde räudig wi
und verdirbt.

Diese nun bekannte Beschaffenheit des Uebels mac
es aber möglich, durch Vertilgung der Krätzmilbe, e
ne ganze Heerde Schmiervieh in Reinvieh zu ve
wandeln, durch folgende zwey Mittel, welche ein e
fahrner Arzt schon vor zwanzig Jahren bey mehret
Schäfereyen im Fürstenthum Altenburg wirklich a
gewendet und vollkommen bewährt gefunden hat.

Das eine ist Schwefel-Seife, die auf folgend
Art bereitet wird. Man glüht die beßte, trockens
Pottasche, pülvert sie noch heiß aufs feinste, und ve
mischt damit aufs genaueste eben so viel vorher kl
gestoßenen Schwefel. Dieses Gemenge wird in einen
Schmelztiegel wohl zusammen geschmolzen; dann a
ein

teinplatte ausgegossen und noch heiß zu feinem Pul-
r gestoßen. So viel dieses wiegt, eben so viel gu-
n Fischthran mischt man dazu und reibt es wohl durch
ander; so ist die Schwefel-Seife fertig.

Das andre Mittel ist Tabaks-Brühe. Man
nmt schwarzen Tabak von geringer Sorte und kocht
n, das Pfund in 8 Pfund Wasser, etwa eine Vier-
stunde lang in einem Kessel; gießt dann die Brühe
rch ein Tuch in ein großes Kübel oder Faß, thut
n zurück gebliebenen Tabak wieder in den Kessel und
ßt wieder eben so viel Wasser hinein, und läßt es
mit, wie das erste mal sieden. Diese Brühe wird
eder durch das Tuch geseihet, dieses dann ausgedrückt,
mit nichts zurück bleibe, und nun gießt man noch 16
und kaltes Wasser dazu; so daß man 32 Pfund
rühe auf jedes Pfund Tabak erhält. Die Anwendung
ser beyden Mittel geschieht auf folgende Weise.

Man badet jedes Schaf in einer Badewanne, oder
em andern dazu schicklichem Gefäße, in der Tabaks-
ühe, nicht heiß, sondern milchlau. Zwey Männer
ssen es, einer bey den Vorderfüßen, der andere bey
n Hinterfüßen, heben es umgekehrt, mit dem Rücken
erst in die etwas über die Hälfte angefüllte Wanne,
d tauchen es über und über in die Brühe. Der am
ordertheil wäscht den Kopf, Hals, die Brust und
orderbeine, der andre die hintern Theile geschwind,
er durch und durch. Nun stellt man das Schaf auf
Beine, und reibt auf gleiche Weise die Brühe auf
m obern Theil des Körpers bis auf die Haut ein.
arneben muß man ein leeres Kübel stehen haben, in
lches das Thier nun gestellt und von einem dritten
anne so lange gehalten wird, bis die meiste Brühe
gelaufen ist. Dann hebt man das gebadete Thier
raus und bringt es wieder in den Stall. Das ab-
laufene Wasser gießt man wieder in die Badewanne,

und so viel aus dem Fasse dazu, daß die Brühe gleicher Höhe bleibt. So verfährt man mit allen Sch fen nach der Reihe, und hat Acht, daß keins v fehlt werde.

Acht Tage darauf werden die Schafe auf diesel Art in Schwefel-Seifenbrühe gebadet. Man thut Schwefelseife in das Faß und gießt kochendes Was darauf, auf 1 Pfund 3 bis 4 Nösel, und rührt es n einem Stock tüchtig um, daß es eine gleichförmi Masse wird. Nun gießt man nach und nach, un beständigem Umrühren, so viel kaltes Wasser zu, d zusammen auf jedes Pfund Schwefelseife 32 Pfu Wasser kommen. Darin wird jedes Schaf eben wie in der Tabaks-Brühe, durch und durch gewasche Dabey muß aber ein Knabe angestellt werden, d während des Waschens die Brühe beständig bis auf d Grund des Gefäßes umrührt; sonst scheidet sich Seife leicht von dem Wasser. Diese Bäder wied holt man wechselsweise von 8 zu 8 Tagen, so daß des Schaf vier von jeder Art erhält.

Noch müssen aber, vor dem Anfang der Cur, Schafställe rein ausgemistet, frisch getüncht, und Raufen, Krippen und andre Geräthschaften sorgfäl abgewaschen; dann mit der beym Waschen übrig bliebenen Brühe der Fußboden im Stalle angefeucht und alle Geräthschaften mit einem groben Tüncherpi sel überstrichen werden. Auf diese Weise sind gar Heerden Schmiervieh in Reinvieh zu verwandel und ein ganzes Land wird für immer frey von d Schafraude, wenn man es überall sogleich anwend wo sich diese Seuche zeigt.

Im Badischen hat man auf den herrschaftlich Schäfereyen folgendes, etwas wohlfeilere Mittel ebe falls mit sicherm Erfolg gebraucht.

Zu 100 Stück Schafen nimmt man:
Pfund frisch gebrannten Kalk, versetzt diesen durch allmähliches Wasserzugießen in einen breyartigen Zustand, verbindet damit zugleich
Pf. Portasche, welche vorher mit wenigem warmen Wasser aufgelöst worden, und so viel Rindsharn, als zur Brey- oder mittleren Lattwergen-Dicke erforderlich ist, mengt unter solches
Pf. Hirschhorn-Oel, und
½ Pf. Schiffstheer, während der Kalk noch warm ist, verdünnt alsdann das Gemenge mit
0 Maaß Rindsharn und
40 Maaß gewöhnlichen Wassers. (NB. Da, wo der Rindsharn nicht rein zu bekommen, und schon mit Wasser vermischt ist, nehme man im Verhältniß mehr Rindsharn und weniger reines Wasser.)

In dieser Brühe badet man ein Schaf nach dem ndern, so wie oben beschrieben worden, und wiederolt es an den sehr schäbigen Thieren noch ein oder veymal. Das Nothwendigste ist bey beyden Mitln, daß davon der Pelz bis auf die Haut ganz durchäßt, und so die Krätzmilbe mit ihrer Brut getödtet erde.

IV. Die Pocken der Schafe.

Diese, den Menschen-Pocken sehr ähnliche, Seuhe kann, wenn sie bösartig ist, ganze Heerden zu Grund richten. Man muß daher die davon befallenen Schafe sogleich von den gesunden absondern, und alle nögliche Vorsicht anwenden, die weitere Verbreitung es Uebels zu verhüten. Die Kennzeichen der Anstekung sind folgende: Das Thier wird traurig, frißt nicht ordentlich und hört endlich auf, wiederzukäuen. Die Augen schwellen auf, thränen und schwären zu, wenn

wenn die Krankheit schlimmer wird. Aus der N
fließt ein garstiger, zäher, weißer oder gelblich
Schleim; die Ohren sind sehr kalt; das Thier l
den Kopf hängen, legt sich nieder, holt schwer Athe
und dieser hat einen stinkenden Geruch; der Mist
härter und schwärzer, als gewöhnlich. Nach V
lauf von 3 oder 4 Tagen fangen die Pocken an, zue
am Kopfe, im Maule und am Bauche auszubrech
Sind sie einzeln, rund, erhaben, erst hart und ro
werden dann weiß und weich, und trocknen, wenn
Materie heraus ist, mit einer schwärzlich-braur
Rinde ab: so sind sie gutartig und ohne Gefahr, u
man braucht keine Arzney zu geben. Fließen sie al
zusammen, oder kommen nicht recht heraus: so s
sie bösartig, und man muß den Vieharzt zu Hü
nehmen.

Da die Schafpocken, eben so wie die menschlich
einzig und allein durch Ansteckung entstehen, und di
schwer zu verhüten ist: so hat man auch versucht, di
Seuche durch Einimpfung derselben weniger gefährl
zu machen, und es ist so wohl gelungen, daß von 1
eingeimpften Schafen höchstens 3 bis 4 Stück gest
ben sind, da die natürlichen Pocken oft die Hälfte u
drüber von einer Heerde wegraffen. Die Einimpfu
geschieht mit von gutartigen Pocken genommener, n
dünnflüssiger Materie, an der inwendigen Seite
Vorderbeine, die von keiner Wolle bedeckt ist,
etlichen Stellen, um gewiß zu seyn, daß sie haf
werde; indem man die Oberhaut mit einem schar
Instrument aufritzt und von dem Eiter ein Wenig
die Wunde bringt, eben so, wie es bey Kindern
Arm geschieht. Diese Einimpfung ist schon vielfäl
an Orten, in deren Nachbarschaft die Schafpoc
ausgebrochen waren, mit dem besten Erfolg probi
und dadurch die Schafe vor zufälliger Ansteckung
sich

chert worden; indem sie diese Krankheit, so wie die Menschen, nur einmal in ihrem Leben bekommen können.

Ja, man hat auch schon Proben gemacht, den Schafen die Kuhpocken einzuimpfen, und sie sollen bey diesen Thieren dieselbe Schutzkraft wider die ihnen eigenthümlichen Pocken beweisen, wie bey den Menschen. Mehrere zu machende Erfahrungen werden darthun, ob auf diese Weise auch dieses Uebel ganz aus der Welt zu schaffen sey.

V. Der Biß toller Hunde.

Wenn Vieh von einem tollen Hunde gebissen wird: so brenne die Wunde sogleich mit einem glühenden Eisen. Hernach streue ein wenig Spanisch-Fliegenpulver darauf und belege sie mit einem Pflaster von Wachs, Unschlitt, und Theer oder Pech zu gleichen Theilen unter einander geschmolzen. Durch dieses Pflaster erhalte die Wunde 3 bis 4 Wochen lang im Schwären; indem du, wenn es nachläßt, wieder ein wenig Spanisch-Fliegen-Pulver einstreuest. Innerlich gib dem gebissenen Thiere, fünf Abende nach einander, nach dem letzten Futter Wolfskirschen-Blätter ein. Einem Pferde erst 4, 5 und zuletzt 6 Loth, die man klein geschnitten unter den Haser mischt; einem Füllen 1 bis 3 Loth. Einer Kuh oder einem Ochsen 1 bis 2 Loth. Schafen, Ziegen und Schweinen ein halb bis 1 ganz Loth. Hat man gepülverte Wurzel: so gibt man davon jedem nur halb so viel.

Man muß aber ja nicht säumen, das gebissene Thier von allen übrigen zu entfernen, und in einem wohlverwahrten Stalle allein einzusperren: damit, wenn die Wuth ausbrechen sollte, kein größeres Unglück dadurch

durch entstehe. Auch muß man bey der Fütterung
Behandlung desselben die in Nr. 53 dieses Buc
gegebenen Vorsichtsregeln sorgfältig beobachten.

60.

Vom Unkraut, Ungeziefer und andrer Feld- und Garten-Noth.

Die Welt gehört uns Menschen nicht allein:
Viel tausend Thiere sollen auch drauf leben,
Und sich der Güte Gottes freun,
Der ihnen Speis' und Trank, wie uns, gegeben.

Unkraut, oder unnützes Kraut, gibt es eigentlich
nicht. Gott hat dem kleinsten Gräschen eine Kraft
geben, daß es irgend wozu dient; nur wissen wir
noch nicht von allen, und was uns Menschen ni
dient, ist doch für das Vieh oder für andere Thi
zur Nahrung dienlich, für welche Gott auch sorg
Man darf aber solche Kräuter, welche dem Getre
im Acker den Platz nehmen, und es am Wachsthu
hindern, gar wohl ausrotten, wenn man kann.

Die besten Mittel dazu sind, daß man reinen S
men säet, tief pflügt und eggt, gut düngt, und kein
Samen von Unkraut in den Mist kommen läßt; d
man zu rechter Zeit bestellt, und zwischen dem Get
debau mit Gartengewächsen und Klee abwechselt, n
Wilhelm Denker; endlich, daß man das Unkra
wenn es anfängt zu blühen, durch Kinder ausjät
läßt. Vorzüglich muß man sie das Klapperkra
(welches auch Klaffer, Hahnenkamm, Bettelläu
heißt) ferner den Lolch oder Sommertrespe, d
Wind- oder Flughaber, das Kannenkraut od

Ka

Kandelwisch, Katzenschweif, Roßschwanz, die Wucherblume oder gelbe Feldblume, die Klatschrosen oder wilden Mohn- oder Magsamen, die Kalen oder Kornraden, die blauen Kornblumen, auch den Kuhweitzen oder Wachtelweitzen Fuchsschwänze) ausziehen lassen. Wider den Herich oder Hadderich, auch Herek genannt, ist es gut, wenn die Gerste gesäet ist, 4 bis 6 Tage zu warten, ehe man sie eineggt. Unterdessen kommt der Herich, der schon im Boden liegt, heraus, und man eggt ihn mit hinweg. Die Wucherblume kann allmählich vertilgt werden, wenn man im Herbst bey warmen Wetter pflügt und eggt, und so bald das Unkraut aufgeht, es mit der Egge ausreißt, und solches den folgenden Sommer 4 bis 5 mal wiederholt. Wider die Quecken oder Baajer-Wurzeln, ist das beßte, recht tief zu ackern, und die ausgezogenen Wurzeln zu verbrennen.

Die Thiere, die man Ungeziefer nennt, sind alle auch Gottes Geschöpfe, und er will, daß es ihnen wohl gehe, so lange sie leben auf Erden. Darum ist es Sünde, sie zu quälen: aber es ist nicht verwehrt, sie zu tödten, wenn sie uns Schaden zufügen. Denn, manche vermehren sich so stark, daß wir nicht vor ihnen leben könnten, wenn sie alle ihre Zeit ausleben sollten. Solche Arten sind zum Exempel:

Der schwarze Kornwurm. Dieser ist dadurch vom Kornboden abzuhalten, daß man in die Giebel-Wände oder Mauern, etwa einen Fuß hoch vom Boden, Löcher oder Oeffnungen anbringen läßt, durch welche die Luft über die Kornhaufen ganz durchstreichen kann. Man versieht die Zuglöcher mit Vorsetzbrettern, um sie bey Schneegestöber verschließen zu können. Ist der Wurm einmal eingenistet, so ist folgendes Mittel probat: Man breite, sobald sich der Wurm im Früh-

jahr

jahr zeigt, weiße leinene Tücher über die Kornhaufen und lasse sie über Nacht darauf liegen. Des andern Tages nimmt man sie ab und schüttelt die häufig daran sitzenden Würmer den Hühnern vor. Dieses setzt man so lange fort, bis sich keine mehr daran setzen. Auch ist folgendes Mittel durch die Erfahrung bewährt worden. Man nimmt zwey Pfund schlechten Vitriol, schüttet ihn in einen neuen Eimer voll Wasser, und rührt ihn mit einem neuen Besen um, bis er im Wasser ganz zerflossen ist. Hierauf nimmt man Kienöl und bestreicht jede Klunse oder Spalte des Bodens mittelst einer Feder; dann besprengt man den Ort, wo das Korn hinkommen soll, mit dem Vitriol-Wasser, läßt es eine Stunde trocknen und schüttet sodann das Korn auf diesen Ort. Binnen 24 Stunden wird kein Wurm mehr zu finden und selbst die Brut von der Wirkung des Kienöls krepirt seyn. Ferner ist der Geruch der Hollunder- oder Flieder-Blüthen diesem Ungeziefer so zuwider, daß es sich vom Boden verliert, wenn man die Kornhaufen damit besteckt. Durch diese Mittel kann man die Würmer ganz aus einem Dorfe wegschaffen, wenn sich alle Einwohner derselben bedienen.

Die weiße Kornmade, welche das Korn überspinnet, ist eigentlich die Raupe von einem kleinen Schmetterling, mit weiß und schwarz gefleckten Flügeln, welcher die Kornmade heißt. Das sicherste Mittel, sie zu vertilgen, ist, in der Zeit vom September bis zum April alle Ritzen und Spalten auf dem Boden fleißig zu säubern. Je reiner und trockner das Getreide ist, und je reiner der Boden gehalten wird, desto weniger hat man Schaden von diesem und andern Ungeziefer.

Die Maykäfer fressen nicht nur zuweilen das Laub in ganzen Wäldern und Gärten ab: sondern sie legen auch ihre Eyer in die Erde, und aus denselben kommen

men die gelben Würmer, die man Klimen oder Engerlinge, auch Brachwürmer nennt, welche die Wurzeln von den Früchten abfressen. Diese Würmer leben 4 Jahr in der Erde; alsdann werden Maykäfer daraus, welche einen Sommer leben, und wenn sie ihre Eyer gelegt haben, wieder sterben. Man kann daher rechnen, daß, wenn es viel Maykäfer gibt, im fünften Jahr darauf, wieder viele kommen werden. Das Mittel, sie auszurotten, ist, sie im May und Junius des Morgens von den Bäumen abzuschütteln und zu tödten. Wenn alle Hausväter in einem Dorfe dieses mit ihren Kindern vornehmen, können sie in einem Tage hundert Tausende, und in ihnen den Samen von vielen Tausend mal Tausenden zerstören. Auch kann man beym Pflügen die ausgepflügten Engerlinge aufleſen lassen und tödten.

Der Reitwurm oder die Maulwurfsgrille, Erdwolf, Schrotwurm, Werre, Ackerwerre, Fahrmaus, richtet zuweilen auch großen Schaden an, indem er die Wurzeln der Gewächse abfrißt, und ganze Aecker durchwühlet. Man tödtet ihn dadurch, daß man etwas Oel oder in warmem Wasser aufgelöste Seife in so viel Wasser tüchtig einrühret, als nöthig ist, den Acker damit anzufeuchten, je mehr je besser. Vor eingegrabenen todten Krebsen weichet er auch. Wer ihn in Menge fangen will, gräbt in einem Umfange von etwa 12 Ruthen ins Gevierte, im September 3 oder 4 Gruben, 2 bis 3 Fuß tief und 1 Fuß breit. Diese füllt man mit frischem Pferdemist an, bedeckt diesen mit ohngefähr 6 Zoll Erde, und macht es oben wieder eben. Nach dem ersten Thauwetter sind alle Reitwürmer, welche der Wärme nachgehen, in diesen Gruben: da kann man sie herausgraben, und damit machen, was man will.

Wider den Schneckenfraß an der Saat ist es gut frühzeitig zu bestellen, und den Acker so klar als möglich zu eggen. Wo keine Brache gehalten wird, gibt es weniger Schnecken. Sie zu vertreiben: nimm Mistlake, vermische sie mit Wasser, koche darinne etliche Loth Teufelsdreck, laß es kalt werden, thue noch 3 Quentchen Hirschhorn-Oel dazu, und gieße es unter 15 Maaß verdünnte Mistlake. Damit besprenge die Saat drey Tage nach einander Morgens und Abends. Wer viel Enten hat, kann sie auf die Saat treiben; sie fressen alle Schnecken begierig auf, und werden fett davon.

Die Heuschrecken, welche aus einem Lande ins andere ziehen, sind eine so gefährliche Landplage, daß die Obrigkeit Anstalten dagegen machen muß. In Ungarn und Siebenbürgen werden ganze Regimenter Soldaten aufgeboten, den Bauersleuten wider diese Feinde beyzustehen. Man macht Gräben vor die Felder, treibt die Heuschrecken hinein, tritt sie todt und beschüttet sie mit Erde. Wenn sie fliegen, verfolgt man sie mit Büschen, schlägt sie nieder und verbrennt sie. Beym Pflügen sucht man ihre Eyer auf und verbrennt sie.

Wider die Kohl- und Krgut-Raupen, welche auch den Sommerrübsen angreifen, soll es gut seyn, Krebse hie und da in die Erde zu legen, deren Gestank, wenn sie faulen, allen Raupen und Würmern zuwider ist. Oder man läßt todte Krebse in Wasser verfaulen, und besprengt die Kohl- und Krautstauden damit. Das beßte Mittel wider die Raupen wäre, eine Witterung oder einen Geruch zu machen, welcher die Schmetterlinge oder sogenannte Butter-Vögel, Molken-Diebe, Sommervögel, Zwiefalter anlockte, daß sie häufig darnach flögen, und man sie in großer Menge fangen und tödten könnte. Denn,

diese

iese legen ihre Eyerchen an die Kräuter und Bäume, nanche Art bey Hunderten und Tausenden. Aus den Eyern werden Raupen, welche eine Zeitlang leben und hre Haut 3 bis 4 mal verändern, bis sie ihre rechte Größe erlangen. Alsdann spinnen sie sich ein Nest, oder kriechen in die Erde; einige hängen sich an Blätter, Zweige, Baumstämme und andere Orte, und lle bekommen eine andere Gestalt, ohne Füße und Kopf, mit einer harten Haut überzogen, daß sie fast vie eine eingewickelte kleine Kinderpuppe aussehen. Man nennt sie alsdann auch Puppen oder Nymphen. So bleiben sie eine Zeitlang, ohne zu fressen, bewegen ich aber doch, wenn man sie anrührt, und endlich kommen aus diesen Puppen wieder Schmetterlinge heraus, welche wieder Eyer legen. Es wäre also am beßen, die Schmetterlinge zu tödten, ehe sie die Eyer legen, und wer weiß, ob nicht über lang oder kurz ein kluger Bauersmann ein Mittel dazu erfindet. Vor der Hand kann man gefüllte Ritter-Sporen in einer Linie quer vor das Kraut-Stück säen, wie eine Einfassung. Diese schönen Blumen locken alle Schmetterlinge der Gegend an sich, und sie bleiben des Nachts gern daran sitzen. Man lasse sie also des Abends von Kindern abnehmen und zertreten.

Wider den Frost-Schmetterling, dessen Weibchen nicht fliegen kann, sondern im Herbst des Nachts bey Tausenden auf die Obstbäume am Stamm hinauflauft, dient folgendes Mittel: Man legt zu Anfange des Octobers ein etwa handbreites Band von Leinwand oder Stroh um den Stamm, beschmiert es mit Theer, und erneuert den Theer so oft, daß er klebrig bleibt. Darin bleiben die Schmetterlinge kleben, und man findet sie täglich hundertweise. Von dem schädlichen Stamm-Schmetterling sitzt das Weibchen, welches weiße schwarzgestreifte Flügel und einen Fingers dicken

Leib

Leib hat, oft zu Hunderten an den Weiden, und an den Zwetschen- Aepfel- und andern Obstbäumen. Diese muß man abnehmen und tödten, und ihre Eyer, welche wie ein Klümpchen brauner Pelz aussehen, von den Bäumen abkratzen und zerstampfen. Im Frühjahr muß ein sorgfältiger Hauswirth von seinen Bäumen die Raupen-Nester fleißig abnehmen, und für die Raupen, welche nicht in Nestern beysammen sitzen, einen Rauch von Stroh unter den Bäumen machen, auch etwas Schwefel und Salpeter in die Flamme streuen: davon sterben sie oder fallen herunter, daß man sie tödten kann.

Wider den Brand im Weitzen ist es ein sicheres Mittel, daß man jährigen Samen säet, oder daß man den neuen Weitzen gleich nach dem Einfahren drischt, und dünne auf den Boden schüttet, auch oft wendet, daß er vor dem Säen recht austrocknet. Wer Zweifel hat, ob sein Same gut sey, der nehme ein Kübel mit Wasser, rühre ein Paar Hände voll ungelöschten Kalk hinein, thue etwas Samenweitzen in ein Sieb, und halte das Sieb in das Kalkwasser, bis der Weitzen davon naß ist. Darauf schütte er den Weitzen aus, zum Abtrocknen.

Die Pfeiffer im Sommerrübsen sind erst weiße Maden oder Würmer, welche die Körner aus den Schoten herausfressen, hernach verwandeln sie sich in grau-sprenglichte Käferchen, von der Gestalt des schwarzen Kornwurms, aber viel kleiner. Diese beissen ein Loch in die Schote und laufen heraus, so daß sie aussieht, wie eine Pfeiffe. Man hat gefunden, daß diese Käfer ihre Eyerchen schon in die Blüthe legen, welche also mit in die Schote kommen, wo der Wurm auskriecht und seine Nahrung bereit findet. Ein Mittel darwider sind hier und da gelegte todte Krebse oder

verfaul-

erfaultes Krebswasser, womit der Rübsen besprengt erden muß, wenn er anfängt zu blühen.

Die Erdflöhe weichen, wenn man die Pflanzen it Wasser besprengt, unter welches etwa der achte heil Heringslake, oder 2 Achtel Sauerkraut-Brühe emischt ist. Auch hilft es, die Pflanzen des Morens, ehe der Thau trocknet, mit ganz klarem Staub on der Gasse, oder klaren Scheben (Angen) von lachs — noch besser mit Kalk — zu bestreuen.

Die Feldmäuse vermehren sich so stark, daß aus inem Paare, wenn man nur 4 auf jede Brut rechnet, innen Einem Jahre 172 werden. Es ist daher nothendig, wenn man deren im Herbst viel bemerkt, daß anze Dorfschaften eine solche Jagd wider sie anstellen, ls wider die Heuschrecken. Kein Acker darf alsdann ach dem Rubren, d. i. der dritten Fahre oder Pflugrt, noch gedüngt werden: weil die Mäuse in den armen Nestern, die ihnen der frische Mist gibt, leichr überwintern. Die Kleefelder dürfen nicht mit Mist berstreuet werden. Die Stoppelfelder müssen so chnell als möglich gestürzt werden, und hinter jedem Pfluge muß eine Person mit dem Besen hergehen, und ie herausspringenden Mäuse todtschlagen. Dabey ann man auch Hunde mitnehmen, die entwischten zu angen. Hier und da muß man Bögen von Weiden der Haselruthen aufstecken, auf welche sich die Raubögel setzen, und den Mäusen auflauern können. Nach er Saat muß das Feld, Acker für Acker, von Zeit u Zeit besichtiget, und wo sich Mausflecken finden, ieder solche Bögen gesteckt, und die Löcher zugestampft erden. Auch gräbt man irdene glasurte Töpfe oder häfen, von 3 bis 4 Maaß, welche auf ein Drittel it Wasser angefüllt sind, bis ein Querfinger tief über en Rand in die Erde, und gießt alle 3 Tage frisches Wasser hinein. In solchen Töpfen fangen sich alle

Nächte

Nächte 4 bis 6 Mäuse, wenn es viele gibt. Also j
mehr Töpfe, desto besser!

Die Hamster oder Erdzeisel vermehren sich auc
in manchen Jahren so sehr, daß ganze Dorfschafte
und Gemeinheiten, unter Aufsicht der Vorgesetzten, wi
der sie zu Felde ziehen müssen. Man gräbt sie aus
um ihren eingetragenen Vorrath zu gewinnen; ode
wenn ihrer zu viel sind, führt man große Fässer mi
Wasser auf die Aecker und gießt so viel in ihre Löcher
bis sie heraus kommen: da schlägt man sie todt, iß
den Braten, wenn man will, und verkauft die Fell
an die Kürschner. Auch gräbt man große Falltöpfe
wie gegen die Mäuse, in ihren Weg.

Die Maulwürfe aus Garten-Beeten zu vertrei
ben, setze man einige Pflanzen von Bärlauch ode
Bärenknoblauch, auf die Beete, dessen Geruch si
nicht vertragen können; oder lege einige Samenkörne
oder Blüthen vom Wunderbaum (Ricinus) in desse
Gänge. Von den Wiesen muß man den Maulwur
nicht vertreiben, weil er die Erde auflockert, viele
Ungeziefer wegfrißt, und dadurch mehr nützt, als scha
det. Nur muß man in jedem Frühjahr die von ihn
aufgeworfenen Erdhäufen mit eisernen Harken ode
Rechen gleich ziehen.

Der Wild-Schaden ist eine Plage des Land
manns in waldigen Gegenden, wider die er nichts un
ternehmen kann, als Wachen und Bitten. — Vo
alten Zeiten waren die Wälder, außer den Hirschen
Rehen und wilden Schweinen, auch voller reißende
Thiere, welche Menschen und Vieh angriffen. Di
Füchse hohlten die Hühner aus dem Hühnerhause, uni
Bären und Wölfe kamen des Winters bis in die Dör
fer und fraßen die Kinder aus der Wiege; wie es jetz
noch in Polen Exempel davon gibt. Darum ist e
gut, daß die Fürsten und andere Obrigkeiten Jäge
halten

halten; weil der Bauersmann seine Wirthschaft stehen lassen müßte, wenn er sich und sein Vieh selbst gegen die wilden Thiere schützen sollte. Damit aber die Jäger sich im Schießen üben können, darf man das Wild nicht ganz ausrotten, und die Jäger abdanken; sonst würden die Bären, Wölfe, Luchse und Füchse bald wieder überhand nehmen. Auch ist das Wildpret eine wohlschmeckende Speise, und die Felle davon dienen zu mancherley Gebrauch. Einen kleinen Schaden kann man also davon billig mit Geduld tragen. Ist aber der Schade groß: so lasset ihn von unparteyischen Leuten besichtigen und taxiren. Alsdann lasset die hier folgende Bittschrift, nebst der Specification des Schadens, sauber abschreiben, und übergebt sie eurem gnädigsten Fürsten, in seine eignen Hände:

Durchlauchtigster Fürst,
Gnädigster Fürst und Herr!

„Ew. Hochfürstl. Durchl. sind unser lieber gnädiger Landesvater, und wir sind Höchstdero gehorsame Kinder und getreue Unterthanen. Nun bauen wir im Schweiß des Angesichts die Erde; und wenn wir den Samen hinein gesäet haben, und der liebe Gott unsre Arbeit gesegnet hat; so kommt das Wild und frißt uns den Segen Gottes hinweg; und zertritt den Lohn unseres Schweißes mit den Füßen. Was die Haasen thun, wollen wir nicht einmal erwähnen: aber aus der angefügten Specification ist zu ersehen, wie hoch sich der Schade beläuft, den uns die Hirsche und Rehe bis jetzt zugefügt haben; und kommen erst die wilden Schweine, so geht es noch ärger. Wollen wir nun nicht gar alles verlieren; so müssen wir, wenn wir des Tages Last getragen haben, die Nächte hindurch wachen, um das Wild zu verscheuchen. Und da haben wirs ja noch schlimmer, als unser Vieh. Dieses hat doch Ruhe nach der Arbeit: aber wir armen Menschen haben keine Ruhe, weder Tag noch Nacht. Denn versehen wirs nur einmal, daß so ein Rudel Hirsche in ein Stück kommt: so ist die Arbeit und Hoffnung des ganzen Jahres in einer Nacht zerstöret. Wir flehen daher Eure Hochfürstl. Durchl. fußfällig

um Erbarmung und Hülfe in dieser großen Noth, daß Höchst dieselben doch in Gnaden geruhen möchten, einen Theil des Wildes wegschießen, und das übrige durch einen Wild-Zaun in den Wald sperren zu lassen. Wir dürfen und können ja nicht mehr Vieh halten, als unsre Felder und Wiesen ernähren können; darum ist es wohl billig, daß Höchstdero Jäger auch nicht mehr Wild halten, als der Wald ernähren kann. Denn, daß es nicht Eurer Hochfürstl. Durchl. eigne höchste Willensmeinung sey, daß uns das Wild auffresse, wissen wir gar wohl. haben auch erfahren, daß Höchstdenenselben der Bericht gemacht worden, als wäre nicht viel Wild vorhanden und als dürfte bald kein Wildpretsbraten mehr für Höchstdero Tafel zu finden seyn. Wir bitten aber in Unterthänigkeit, nur einen von Dero getreuen Räthen aus der hohen Landes-Regierung, der kein Jagdliebhaber ist, zur Besichtigung anher zu schicken, und ihm gnädigst zu befehlen, daß er eine Nacht mit uns vor dem Walde wache: so werden Eure Hochfürstl. Durchlaucht schon anders berichtet werden, und Mitleiden mit uns armen Leuten haben. Gott verleihe Höchstdenenselben langes Leben und gute Gesundheit für diese hohe Gnade! Wir sind dafür bis in den Tod und das Grab

Eurer Hochfürstl. Durchlaucht,

unsers gnädigsten Landesvaters

unterthänigste Kinder und getreue Unterthanen,

Die Einwohner zu N. N.

Erfolgt nun auf diese Bitte keine gnädige Antwort, so denket nicht gleich, der Landesvater bekümmere sich nicht um eure Noth: sondern bittet noch ein, zwey, dreymal, daß er sich eurer erbarme! Er wird es endlich gewiß thun.

61.

Von Abwendung der Hungersnoth, nebst Rathschlägen, wie man sich in Mißjahren helfen soll.

Im Ueberfluß denk an die Noth!
Und kommt sie doch; so trau auf Gott!
Er nährt dich auch wohl ohne Brod.

Der liebe Gott hat uns nicht dazu erschaffen, daß wir alle Tage gut essen und trinken sollen: sondern er gibt uns täglich Speise und Trank, damit wir leben, und so lange wir leben, immer besser werden mögen. Und eben deswegen läßt er auch zuweilen Mißjahre und Theurung kommen. Denn in solchen Fällen sinnen wir fleißig nach, wie sich jeder helfen will, dieß macht uns klüger; wer etwas übrig hat, theilt es seinem armen Nächsten mit, dadurch werden wir gutthätiger; und in der Noth betet jeder gern zu Gott, das macht uns frömmer. Gott meints daher auch in Mißjahren gut mit uns. Hier folgen einige Rathschläge, wie man sich in solchen helfen kann.

Das beßte Mittel, der Hungersnoth zuvorzukommen, ist dieses: daß jeder Hausvater sich, wie Wilhelm Denker, befleißige, immer auf ein Jahr und drüber Vorrath zu haben. In Dörfern, die in waldigen Gegenden liegen und nicht genug Getreide erzeugen, hält dieses freylich schwer: aber Noth macht klug. Als in Beckmannshausen die große Theurung im Jahr 1771 und das darauf entstandene Sterben 1772 überstanden war, sprachen die Einwohner oft unter einander davon: ob man nicht für die Zukunft einem solchen Unglücke vorbauen könne? Ein

Vorsteher überlegte dieses recht und kam auf den Ge
danken: daß man wohl einen Theil der Kirchen-Cap
talien dazu anwenden könne, Getreide aufzuschütten
indem der Vortheil vom Verkauf die Zinsen reichlic
abwerfen würde. Er sprach mit mehrern davon, und de
Vorschlag gefiel ihnen nicht übel. „Aber, sagte einer
wo soll denn der Getreide-Vorrath bleiben, da wi
keinen Kornboden im Dorfe haben, wo Raum dazu
wäre?" Der Vorsteher antwortete darauf: diese
Schwierigkeit ist abzuhelfen. Auf unsrer Kirche läß
sich leicht ein Kornboden anlegen, dergleichen weit und
breit keiner zu finden ist; zumal da sie so hoch und luf
tig liegt. Ey schämt euch! schrien alle: das geht nun
und nimmermehr an, daß man das Gotteshaus zu
einem Kornboden mache." Der Vorsteher ließ sich
aber dadurch nicht irren, sondern fuhr fort: Ihr lie
ben Leute wißt doch, daß vor zwey Jahren der Storch
auf das Kirchdach genistet hatte, und wir sahen unsre
Freude daran, wie er seine Jungen auffütterte? Auch
verwehren wirs ja den Schwalben nicht, wenn sie ihre
Nester an der Kirchmauer herum kleben, und Schuß
vor Wind und Wetter da suchen. Warum sollte es
nun nicht recht seyn, den Kirchboden, der zum Gottes-
dienst nicht gebraucht wird, dazu anzuwenden, daß
wir uns und unsre Kinder vor Hungersnoth schützen?
Hat doch der Herr Jesus selbst seine Apostel auch am
Sabbath lieber Aehren ausraufen, als hungern las-
sen, und hat in der Wüste fünf Brode so gesegnet,
daß 4000 Mann davon satt worden sind: weil er nicht
haben wollte, daß die Leute Hunger litten! Ich denke,
der liebe Gott wird es gewiß gerne sehen, wenn wir
unten in der Kirche zu ihm beten, und oben darauf liegt
gleich der Fruchtsegen, der uns vor Noth schützt.
Wenn es dann zuweilen im Frühjahr gefährlich um die
Saat aussieht, so brauchen wir nicht zu verzagen,

nd wenn einmal ein Hagelwetter unser Bischen Feld erheert: so können wir desto aufrichtiger sagen: Der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen, der Name des Herrn sey gelobet! Diese Rede des Vorstehers ging den übrigen Leuten so zu Herzen, daß e die Hände dabey falteten und meinten: ja es ginge on Gottes wegen wohl an, daß sie oben auf der Kirhe ein Gemeines-Noth-Magazin anlegten; wenn ur das Hochfürstliche Consistorium und der Herr lmtmann nichts dagegen hätten. Sie sprachen darauf mit dem Prediger von der Sache, und gaben endlich den Vorschlag bey ihrer Obrigkeit ein. Diese bewilligte ihn und machte eine solche Verordnung darber, daß das Kirchen-Vermögen nicht dabey in Gefahr kommen konnte. So kam die Sache zu Stande und die Kirche profitirte dabey: indem der Schulmeister, unter Aufsicht der Kirchen-Vorsteher, gegen ein leines Accidenz den Einkauf und Verkauf besorgte, und als ein geschickter Rechenmeister accurat ausrechnete, wie theuer die Kirche verkaufen müsse, um die Zinsen von ihrem Capital, so wie auch den Verlust, er durchs Eintrocknen an der Frucht geschieht, herus zu bringen.

In Mißjahren sieht man offenbar, wie nützlich es st, nach den Vorschriften Nr. 3. 4 und 5 dieses Büchleins, sich nicht bloß an den Getreidebau zu halten, ondern auch Obst und vielerley Garten-Gewächse zu iehen; damit man, wenn eins ausfällt, sich am andern erhohlen könne. Wer also klug seyn will, der hue es!

Gemeiniglich gerathen die Sommerfrüchte desto esser, wenn die Wintersaat verdirbt. Es kommt daher viel darauf an, daß man bey Zeiten umpflüge, und ich nicht etwa durch das mittelmäßige Ansehen der Saat verführen lasse, zu lange damit zu zaudern. Wer

klug

klug ist, lernt die Art, wie eine hoffnungsvolle Saa
beschaffen seyn muß, dadurch erkennen, daß er vo
Zeit zu Zeit ein Getreide-Pflänzchen ausziehet, un
betrachtet, wie es nach und nach wurzelt und sich b
staudet. Wenn er dieses recht versteht, kann er i
Frühjahr bald und sicher wissen, ob Hoffnung zu ein
guten Erndte da sey, oder nicht, und kann sich darna
richten.

Hat nun die Wintersaat umgepflügt, und dafür Se
ste bestellt werden müssen: so geräth diese gemeinigli
so gut, daß sie den Werth des verlornen Samens un
die Mühe des Umackerns reichlich bezahlt. Weil
aber dann an Rocken zum Brod fehlt, so muß m
Gerstenbrod essen, welches schlecht schmeckt und ung
sund ist, wenn es nicht recht zugerichtet wird. D
Gerste gibt aber ganz gutes Brod, wenn man sie nic
zu rein ausmahlen, sondern nur 3 bis 4 mal in d
Mühle aufschütten läßt; dann mehr Sauerteig als
Kornbrod nimmt, auch etwas mehr Salz und Kü
mel, und beym Einkneten zu 1 Nordhäuser Schef
Mehl 4 bis 6 Maaß (8 bis 12 Pfund) saure Milc
und es recht tüchtig durch einander knetet; auch d
Brod eine halbe Stunde länger im Ofen ausbacken läß

Eben so kann der Schade eines Hagelwetters
der ersten Hälfte des Sommers noch zum Theil erse
werden, wenn man sich gleich nach der Besichtigu
entschließt, umzupflügen, und nachdem die Zeit i
noch Gerste, Flachs, Rüben, und dergleichen zu b
stellen. Oft versäumt man dieses durch bloßes Zö
dern, oder weil man die Beschaffenheit der niederg
schlagenen Halme nicht versteht, ob sie sich wohl w
der aufrichten können, oder ob noch so viele unverle
sind, daß es vortheilhafter ist, sie stehen zu lassen,
umzupflügen. Man beobachte dabey folgende dur
Erfahrung erprobte Regeln.

Si

Sind die **Winterfrüchte** noch vor der Blüthe, und es ist nicht alles zerschlagen, sondern nur zerknickt, so ey man mit dem Umpflügen nicht zu eilig. Kommt ald fruchtbare Witterung; so heilt der Schade an en Stauden bald, und es kann noch $\frac{1}{2}$ wohl gar $\frac{3}{4}$ der Erndte herauskommen, womit eine gute Erndte der Sommerfrucht nach Abzug des Samens der Arbeit und Kosten verglichen, keine Vortheile zeigen wird. Vergagelt aber die Winterfrucht im Aussetzen der Körner, oder im milchigten Zustande derselben, dann ist bey einem starken Hagel wenig oder nichts zu hoffen. Dann ist es das Beßte, gleich das Stroh abzubringen, umzupflügen und nach der Jahreszeit noch mit Sommerfrüchten zu bestellen. Wenn auch die neue Saat nicht mehr reifen könnte, so ist es doch zum Dürrmachen für das Vieh zu brauchen. Trifft der Hagel die Winterfrüchte, wenn sie ausgesetzt haben, in der Reifezeit: dann muß man sie ruhig ihrem Zustande überlassen, und erwarten, was die Natur noch schenket.— In Rücksicht der Sommerfrüchte kann man unbesorgt beym Hagel seyn, so lange sie noch im Graszustande sich befinden. Es setzt die Erndte wohl um 14 Tage zurück, wenn die grasartigen Blätter zerschlagen, und wie abgeschnitten sind; sie erholen sich aber bald bey fruchtbarer Witterung, und geben immer $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Erndte. Selbst die Hülsenfrüchte erholen sich beym Zerknicken und Abschlagen wieder. Hat aber die Sommerfrucht schon ausgeschoßt, und die Hülsenfrüchte abgeblüht, dann ists gefährlicher, und bey starkem Hagel wenig zu hoffen. Dann pflüge man um, baue bloß auf Futter zum Dürrmachen im Herbste, vorzüglich weiße Rüben, Wicken, Gemengfutter; säe Repssamen ein, zum grün Abfüttern und Abhüten im Herbst, zumal mit den Schafen, und suche seinen Zustand sich so viel als möglich durch Nachdenken zu erleichtern, und ver-

traue

traue auf Gott, der auch das Unglück zum Beßten lenket.

Wenn zuweilen in der Erndtezeit so anhaltendes Regenwetter einfällt, daß man das Getreide nicht vom Felde wegbringen kann, so erfordert die Noth, es so zu machen, wie ein kluger Landwirth in der Oberpfalz im Jahr 1771 gethan hat. Dieser ging in den Zwischenstunden, wo der Regen nachließ, mit einer hinlänglichen Anzahl von Leuten auf den Acker, ließ das Getreide schneiden und auf einer hölzernen Bank die Aehren mit einem scharfen Beil oder Heumesser abhauen, so daß sie auf ein darunter ausgebreitetes Tuch fielen. Die Bank und das Tuch wurden den Schnittern nachgetragen, so wie sie im Acker fortrückten. Die abgehauenen Aehren that man in Körbe, Fässer und andere Gefäße, und fuhr sie nach Hause. Hier wurden sie auf Böden, Tennen und an andern Orten, wo die Luft durchstreichen konnte, dünn ausgebreitet und oft gewendet, bis sie trocken wurden. Das auf dem Felde gebliebene Stroh wurde bey besserm Wetter, wenn es abgetrocknet war, nachgehohlt, und ging freylich ein Theil davon verloren.

Manche Aecker haben eine solche Lage an Flüssen und Bächen, daß sie bey einer großen Dürre, wobey das Getreide in Gefahr kommt, gewässert werden können, wie die Wiesen. Wer einen solchen Acker hat, der thue es!

Entsteht nun durch einen oder mehrere der hier beschriebenen Unglücksfälle, wirklich Theurung und Mangel an Brodkorn: so muß man doch nicht verzagen, sondern überlegen, was man anstatt des Brodes für Nahrungsmittel zu sich nehmen könne, um das Leben zu erhalten, bis es wieder Brod gibt. Eine solche Speise ist z. E. der Reis. An einem Pfund Reis können sich acht Personen satt essen, wenn man es mit

cht Pfund Wasser ansetzt, es bey gelindem Feuer vier Stunden, oder noch länger kocht, und wenn der Reis quillt, immer noch mehr Wasser nachgießt. Jedoch ist der Reis ein ausländisches Getreide, welches gerade, wenn man es zur Nothhülfe brauchen will, durch Kriegsfälle und andere Hindernisse der Zufuhre theuer werden kann, so daß nur der Wohlhabende, nicht der Arme, sich damit nähren mag. Ein weit besseres Mittel, in Zeiten des Mangels auch die ärmsten Menschen zu sättigen und gesund und stark zu erhalten, ist eine aus lauter einheimischen Dingen zusammengesetzte Speise, die man Rumfordsche Suppe nennt, weil sie mit Löffeln, wie Suppe gegessen wird. Da sie aber keine dünne Suppe, sondern ein nahrhafter Brey ist: so verdient sie

Rumfordsche Kraftspeise

zu heißen. Den Beynamen der Rumfordschen führt sie von ihrem Erfinder, dem in Amerika gebornen Ritter Thomson, Grafen von Rumford, einem Manne, dem man Ehrensäulen setzen sollte: weil er sich Zeitlebens damit beschäftigt hat, nützliche Erfindungen zu machen, ohne Lohn dafür zu begehren. Diese Kraftspeise besteht aus Gerstengraupen oder gerollter Gerste, Erbsen, Linsen, Vitsbohnen, Kartoffeln, Wurzelwerk und Küchenkräutern, mit ein Wenig Fleisch, Speck, Schmalz, Salz, Pfeffer, Essig, Brod und Wasser. Die Hauptsache dabey ist aber die Art, wie man sie zubereitet, wodurch diese Dinge eine weit stärkere Nahrungskraft erhalten, als sie bey der gewöhnlichen Art zu kochen haben, und die Wohlfeilheit derselben, welche darauf beruht, daß man sie für eine große Anzahl Personen auf einmal kocht.

Man hat in großen Städten, wie Berlin, Wien, Prag, London, Paris, Hamburg, Leipzig, Dresden,

den, so auch in sehr vielen kleinern in Deutschland, Zeiten des Mangels zur Bereitung dieser Kraftspei besondere große Küchen angelegt, wo sie in große Kesseln gekocht wird, die so eingerichtet sind, daß ei Feuer drey und mehr auf einmal erhitzt, und viel Ho erspart wird. Aus einer solchen Küche werden tägli mehrere Hundert, ja Tausende gespeiset, und zahle für die Portion von 1 bis 1½ Pfund, nur 2 bis Pfennige, oder 1 bis 2 Kreutzer. Diese Spei schmeckt und nährt besser, als die gewöhnliche Ko der Armen, sie ersparen dabey die Zeit und Mühe de Kochens, und brauchen auch kein Brod dazu zu esse welches schon darin ist.

Man kann auch diese Kraftspeise, durch Abwech selung mit den Zuthaten oft verändern, daß man ihr nicht überdrüssig werde. Hier folgen einige Vorschri ten dazu, welche auf dreyßig Portionen berechnet sin

I. Gerstengraupen	4	Pf. —	Lth.
Erbsen	3	— 27	—
Semmel oder Weitzenbrod	2	— 10	—
Salz	—	— 16	—
Bier-Essig	1	— —	—
Wasser	40	— —	—

II. Gerstengraupen	2	Pf. —	Lth.
Erbsen	1	— 22	—
Kartoffeln	6	— 4	—
Semmel	2	— 10	—
Salz	—	— 16	—
Bier-Essig	1	— —	—
Wasser	36	— —	—

III. Graupen	2	Pf. 12	Lth.
Erbsen	2	— 12	—
Bitsbohnen	2	— 12	—
Brod	1	— 20	—
Fleisch	—	— 16	—

Ess

Essig	1 Pf.	—	Lth.
Salz	—	—	16 —
Wasser	46	—	— —

IV. Kartoffeln	10 Pf.	—	Lth.
Gerstengraupen	3	—	— —
Erbsen	3	—	— —
Brod	1	—	16 —
Fleisch	1	—	— —
Bier-Essig	1	—	— —
Salz	—	—	16 —
Wasser	45	—	— —

V. Erbsen	10 Pf.	16	Lth.
Kartoffeln	4	—	4 —
Fleisch	—	—	24 —
Salz	—	—	16 —
Speck oder Butter	—	—	4 —
Zwiebeln	—	—	9 —
Wasser	42	—	— —

VI. Gerstenmehl	2 Pf.	—	Lth.
Kartoffeln	10	—	— —
Gemahlne Erbsen	2	—	— —
Brod	1	—	24 —
Salz	—	—	12 —
2 Heringe.			
Wasser	42	—	— —

Diese Vorschriften sind, so wie sie hier stehen, an verschiedenen Orten befolgt worden und haben eine wohlschmeckende und nahrhafte Speise gegeben. Man ist aber nicht genau daran gebunden, sondern kann sie abändern, wenn etwa an einer Zuthat Mangel ist und andere wohlfeil zu haben sind. So kann man statt der Gerstengraupen, Reis, Buchweitzen-Grütze oder Hirse nehmen, wenn die Gerste mißrathen ist; man kann, zur Veränderung und Verbesserung des Geschmackes, weiße oder gelbe Rüben, Sellerie, Petersilie, Lauch,

Zwie-

Zwiebeln und andere Suppenkräuter, auch Pfeffe
Heringe, Picklinge, Käse und dergleichen hinzufüge
den Essig weglassen, und mehr oder weniger Sa
geben.

Die nothwendigste Zuthat sind aber die Gerster
graupen, oder statt derselben Reis, Buchweitze
grütze oder Hirse, welche schleimige Samen dem Wa
ser vorzüglich die Nahrungskraft geben; indem die ar
dern Zuthaten die Speise schmackhaft machen. E
kommt also alles darauf an, daß diese im Kochen gan
zergehen, welches auf folgende Weise zu bewerkstelli
gen ist.

Nachdem die zu brauchenden Kessel oder Töpf
aufs sorgfältigste gereinigt worden, schüttet ma
Abends etwa um 9 Uhr die Gerstengraupen und Hül
senfrüchte in den halb mit Wasser angefüllten Kesse
und erhitzt es, unter beständigem Umrühren mit einen
hölzernen Quirl oder Rührstock, um das Anbrennen
zu verhüten, bis zum Aufsieden. Alsdann wird da
Feuer zurückgezogen, die Oeffnung zum Einheitzen zu
gemacht und der Kessel mit einem wohlpassenden höl
zernen Deckel fest zugedeckt, auch, besonders im Win
ter, noch eine dicke Decke darüber hergelegt. Den
andern Morgen findet man die noch heiße Masse so auf
gequollen und in eine Gallerte verwandelt, daß man
sie schneiden könnte. Oder, wenn man statt der Grau
pen Gerstenmehl, Reis, Buchweitzen- oder Hafer
grütze, oder geschrotene Hülsenfrüchte hat, welches
alles leichter anbrennt, so gießt man in einem beson
dern Gefäß kochendes Wasser darauf, rührt es tüchtig
um, deckt es fest zu, und stellt es in heiße Asche, daß
es so warm als möglich bleibe.

Den andern Morgen wird mit der Kocharbeit 6
Stunden vor der Essenszeit angefangen. Man gießt
die andere Hälfte Wasser hinzu, macht das Feuer an
und

nd rührt die Masse beständig um, bis sie zum Sie-
en kommt. Dann wird der Kessel wieder zugedeckt,
nd das Feuer so unterhalten, daß es ganz gelinde
rt siedet, ohne starkes Aufwallen. Hat man einmal
rsäumt, Holz nachzulegen, und das Sieden hat auf-
hört: so muß man das Feuer verstärken, und wie-
r umrühren, bis es kocht; sonst brennt die Speise
t, welches während des Siedens nicht geschiehet.

Haben nun die Graupen und Hülsenfrüchte 2 bis
½ Stunden gekocht, so thut man das Salz und die
h geschälten Kartoffeln hinzu. Doch ist es noch bes-
r, diese in einem besondern Kessel oder Topfe zu sie-
n, dann zu schälen, zu einem Brey zu zerstampfen,
nd etwas später hinzu zu fügen; wobey man weniger
t den Schalen verliert.

Rüben, Möhren, Kohl und andere Gemüsearten,
uch, Zwiebeln, Pfeffer u. dergl. kommen nun auch
nzu, und das gelinde Kochen wird fortgesetzt bis
m Anrichten. Läßt man endlich das Feuer ausge-
n, so muß wieder gerührt werden, damit der nun
rtige Brey nicht anbrenne.

Unterdessen muß man das dazu bestimmte Brod
er Semmmel, welches nicht frisch sondern altbacken
yn muß, in sehr kleine Würfel zerschnitten und — am
ßten in etwas Butter oder Fett — geröstet haben;
ch etwas gesalzenes oder geräuchertes Fleisch oder
peck, wenn mans hat, in sehr kleine Würfel zer-
nitten. Dieses wird in die Schüssel gethan und der
rey darüber angerichtet.

Zum Austheilen bedient man sich eines großen
chöpflöffels, oder einer Kelle, welche gerade eine
ortion von etwa 40 Loth fasset, womit sich ein star-
r Esser sättigen kann, für den von den zur Kraft-
eise genommenen Zuthaten, auf gewöhnliche Weise
bereitet, dreymal so viel erforderlich wäre; indem

durch

diese Art zu kochen die ganze dazu gebrauchte Men des sonst-kraftlosen Wassers nahrhaft gemacht wird.

Diese Rumfordsche Kraftspeise verdient a so den Vorzug vor allen andern Hülfsmitteln, d Armen in Mißjahren und großer Theurung beym L ben zu erhalten, und es wären in den Jahren 1771 u 1772 nicht Hunderte in christlichen Ländern und mitt unter ihren Mitchristen Hungers gestorben, wenn m dieses Nothmittel schon gekannt hätte. Wo daher kün tig, welches Gott verhüte! solcher Mangel an Lebens mitteln wieder einmal entstehen sollte, werden christ che Obrigkeiten sogleich verordnen, daß solche Speis Anstalten, wo viele mit Wenigem ernährt werden kö nen, auch in jedem dieser Hülfe bedürftigem Dor errichtet werden.

Wie man ein gutes Kartoffelbrod bereitet, ste in diesem Büchlein Seite 82, und Gerstenbrod S 486. In der größten Noth kann man auch Quecke Wurzeln rein abwaschen, im Schatten trocknen u klein schneiden, wie Korn, hernach im Ofen oder a der Sonne dörren und einen Theil unter drey Thei Korn vermählen, welches ein gesundes Brod gib Vor alten Zeiten, da die Obrigkeiten noch nicht so gu Anstalten machten, als jetzt, hat man bey Theurun an manchen Orten feinen Sand, der so fein und we wie Mehl ist, unter das Brod gebacken, wovon schlim me Krankheiten entstanden sind.

Als Gemüse kann man in theuern Zeiten ohne G fahr kochen: Junge Brenn-Nesselblätter, Scorz ner-Wurzel, Bocksbärt oder Haberwurzel, Cich rien oder Wegwarten, Kümmel-Wurzel, Rapun zeln, Gänsepappel oder Malven-Kraut, Wiesen Spargel, Sauerampfer und einige andere. Ma muß nur kein Kraut versuchen, das man nicht als ei unschädliches kennt.

62. Vo

62.

Von Gewittern, und wie man sich dabey verhalten soll.

Gott zürnet nicht mit uns in schweren Ungewittern,
Er thut uns wohl dadurch: was sollten wir denn zittern,
Wenn Stürme brausen, und in schöner Pracht
Die Blitze leuchten, und der Donner kracht?

Wenn man ein Stück Agtstein oder Bernstein, oder Siegellack auf wollenem Zeuge reibt, so zieht es leichSachen, als Flaumfedern oder Dunen, kleine Stückn Papier und dergleichen an sich, daß sie darauf zuegen, und ein Weilchen daran hängen bleiben, und ibt man unterdessen ein anderes Stück Siegellack, so äset dieses die Papierchen von sich weg, welche das te an sich zog. Dieses kann jeder selbst probiren. n großes Stück Siegellack, auch ganzer Schwefel, ech, oder Glas, auch sogar gedörrtes Holz, zieht ch stärker an sich, wenn es gerieben wird, und wenn n es anrührt, fahren knisternde Feuerfunken heraus. ben solche Funken fahren aus den Haaren einer Katze, r man den Buckel streicht, wie man es im Dunkeln utlich sehen kann. Jenes Anziehen und Wegstoßen, d diese Funken, kommen von einer besondern Art von uer her, welches man das elektrische Feuer nennt. anche Dinge, z. E. Pech, Siegellack, Schwefel und las, haben davon sehr viel in sich; dagegen Eisen, upfer und andere Metalle, auch das Wasser und Luft sehr wenig davon in sich haben. Nun hat dies elektrische Feuer die besondere Eigenschaft, daß, nn viel davon in einem Dinge beysammen ist, und ches kommt einem andern, worin wenig oder nichts,

davon

davon ist, nahe: so fährt das überflüssige hinüber das leere; und wenn es dabey einen Sprung th muß, so gibt es ein Flämmchen, mit einem Stoß u Knall, wie wenn Schießpulver abgebrannt wird. Fe ner geht dieses Feuer, wenn es in Bewegung ist, ge aus andern Dingen in spitziges Metall hinüber, u läuft schnell durch das Metall durch, so lang es i so daß es sich durch Stangen oder Ketten von Eis oder anderm Metall leiten läßt, wohin man will. Die Eigenschaften hat man durch besondere Maschinen e kannt, welche dazu erfunden worden, die Natur di ses Feuers zu erforschen, und die man Elektrisir-M schinen nennt. Wer irgend Gelegenheit hat, ei solche zu sehen, der gehe gern ein Paar Stunden da nach: es wird ihn nicht gereuen, so wunderbare Kun stücke werden damit gemacht. Der größte Nutzen d ser Maschinen ist aber der: daß man durch die dan angestellten Proben erfahren hat, daß ein solches ele trisches Feuer überall in der ganzen Welt und in all Dingen vorhanden ist, ob man es gleich nicht sie und daß dasselbe von Gott dazu erschaffen ist, d Fruchtbarkeit der Erde und die Gesundheit der Me schen und Thiere zu befördern. Man hat auch entdec daß dieses Feuer, eben so wie das Wasser, immer i Gleichgewicht zu schweben sucht, und dahinwär strömt, wo es Raum findet: und dadurch ist man d hinter gekommen, wie die Gewitter entstehen und b schaffen sind. Das elektrische Feuer sammelt si nämlich gern in den Wolken; weil die Wolken feuch Dünste sind, die für sich wenig davon haben. nun eine Wolke damit angefüllt, so bekommt sie dav die Eigenschaft, daß sie andere kleine und leichte Wolken an sich zieht. Wenn ihr nun solche nahe ko men, so fährt das Feuer schnell in sie hinein, und gi eine Flamme und einen Knall, welche wir Blitz u

Donner nennen. Die Flamme springt dann von einer solchen Wolke zur andern; darum sehen manche Blitze von fern aus, als liefen sie im Zickzack weiter fort. Das Echo, oder der Wiederhall ist Ursache, daß der Donner bey jedem Schlage vielmal schallt, als ob in der Wolke etwas fortrollte, da doch allemal nur ein einziger Knall geschieht. Die Gewitterwolken senken sich aber zuweilen nach der Erde zu, und da fahren die Blitze gerade herunter und schlagen ein, wie mans nennt. Dieses thut nämlich der Blitz, nicht der Donner, welcher ein bloßer Schall ist, der hinten nach kommt. Das Einschlagen geschieht auch nicht durch herunter gefallene spitzige Steine, dergleichen man zuweilen im Felde findet: denn solche Steine sind von unsern Vorfahren, zu der Zeit, da man Eisen und Stahl noch nicht kannte, als Aexte und Beile gebraucht, und dazu so scharf geschliffen worden. Sondern das Einschlagen geschieht, wenn das aus der Wolke heraus fahrende elektrische Feuer einen Sprung thut nach dem Orte, wo es sich hin ergießt. Da gibt das einen Funken und einen Stoß und Knall, wie man mit der Elektrisir-Maschine dergleichen hervorbringt: nur mit dem Unterschiede, daß die Flamme und der Schlag beym Gewitter viel stärker ist; sowohl wegen der großen Menge des elektrischen Feuers in der Wolke, als auch, weil eine besondere Art von Luft sich in den Wolken sammelt, die sich entzündet und losplatzt, wie Salpeter oder Schießpulver, so daß dadurch Häuser in Brand gesteckt und zerschmettert, und Menschen und Thiere getödtet werden können. Die heftige Erschütterung, welche dabey in der Luft geschieht, und das mit dem Gewitter-Regen in die Erde herabkommende elektrische Wesen selbst, welches man oft in den Tropfen ordentlich funkeln sieht, macht aber die Erde fruchtbar und erquicket Vieh und Menschen;

wie Jedermann nach einem Gewitter an sich selb
spüren kann. Wenn daher in mehreren Jahren kein
Gewitter wären, würde die Erde bald nichts meh
zur Reife bringen, und ein ungesunder Wohnpla
für uns werden. Die Gewitter sind also eine Woh
that von Gott, wie Thau und Regen, und wir sol
ten ihm für jedes billig danken, wenn auch einige
Schaden dadurch geschehen wäre. Wer hingege
meint, der Vater im Himmel zürne mit den Me
schen, und wolle sie in Furcht jagen, oder gar str
fen durch die schönen Blitze und den prächtigen Do
ner, der kennt den Vater im Himmel nicht. Wer
auch einmal ein Mensch vom Blitz erschlagen wir
welches doch sehr selten geschieht: so muß man de
ken, daß die beßte Stunde zum Sterben für diese
Menschen eben gekommen war. Und wenn er di
Blitz nicht selbst durch Unvorsichtigkeit auf sich g
zogen, und vorher rechtschaffen und christlich gele
hat: so gibt es fast keine schönere Todesart, als dies
Denn man ist dabey gewiß, daß der Verstorbe
nicht selbst Schuld daran gewesen, und er versch
det ohne Schmerzen so schnell, daß er nicht wei
wie ihm geschieht. Vernünftiger Weise sollte m
daher einen solchen Tod eher für eine besondere Gn
de Gottes, als für ein Strafgericht halten. O
sind aber die vom Blitz getroffenen Personen nic
wirklich todt, sondern nur betäubt. Man muß
daher mit allen eben auf dieselbe Art machen, w
mit Erstickten, nach S. 361—363 dieses Büc
leins.

Folgende Vorsichtsregeln sind bey Gewitte
zu beobachten, wenn man den Blitz nicht selbst a
sich locken will.

1. Wenn du im Felde oder unter Weges bist, u
es kommt ein Gewitter, so suche ja nicht Schutz unter
ne

nem Baume. Das elektrische Feuer fährt allezeit aus der Wolke am liebsten nach hohen Dingen, als Bäumen, Thürmen und hohen Gebäuden, und an diesen läuft es hinunter, bis in die Erde. Darum ist es sehr gefährlich, unter Bäumen zu stehen, und man thut besser, sich vom Regen durchnässen zu lassen, und etwa 8 Schritte weit von einem Baume stehen zu bleiben. Ist ja kein Baum und sonst nichts Hohes in der Gegend, und die Gewitterwolke ist gerade über dir: so lege dich platt auf den Boden hin. Bist du zu Pferde, oder mit einem Wagen im Felde, so siehe, wie du die Pferde etwa anbindest, und stelle dich 8 Schritte weit davon; wenn nämlich das Gewitter schon gerade über dir ist; sonst jage lieber nach dem nächsten Dorfe, ehe es so nahe kömmt.

2. Zu Hause setze oder stelle dich während des Gewitters an keine Wand, keinen Schornstein, Ofen und dergleichen; auch nicht in die Hausthür: sondern in die Mitte der Stube, und noch lieber in die Hausflur. Da man bemerkt hat, daß der Blitz nicht leicht die Mitternachtseite eines frey stehenden Hauses trifft: so begib dich auf diese. Die Fenster laß offen, oder wenn der Regen dieses verwehrt, wenigstens die Stubenthür; damit du nicht vom Dunst erstickest, wenn es einschlagen sollte; doch muß man keinen Luftzug, durch Eröffnung beyder verursachen. Hast du viel Metall an dir, z. E. metallene Knöpfe und dergl., so lege es ab.

3. Lösche das Feuer auf dem Herde aus, und zünde es erst nach dem Gewitter wieder an: weil der aufsteigende Rauch den Blitz leiten könnte, daß er das Haus träfe.

4. Solche Vorsicht ist nicht nöthig, und man braucht sich gar nicht zu fürchten, wenn das Gewitter nicht sehr nahe ist. Man kann aber wissen, wie weit es entfernt ist, wenn man Acht hat, wie bald der Knall hinter dem Blitz drein kommt. Wenn man dazwischen noch 6 bis 10 Pulsschläge zählen kann: so ist der Ort, wo die Gewitterwolke das elektrische Feuer von sich gibt, noch eine halbe Stunde entfernt, und es hat keine Gefahr. Geschieht aber Blitz und Schlag eher hinter einander, so ist Vorsicht nöthig.

Die Gebäude zu verwahren, daß der Blitz keinen Schaden daran thue, hat **Benjamin Franklin** die **Blitz-Ableiter** erfunden. Diese bestehen aus ei-

ner eisernen Stange mit scharfer vergoldeten od
kupfernen Spitze, welche auf dem Forst des D
ches oder auf der Thurm-Spitze aufgerichtet wir
Ans Ende dieser Stange wird ein kupferner Stre
oder Draht angenietet, der auswendig am Gebä
de herunter geht, bis in die Erde. Wenn nun ei
Gewitter-Wolke eben über dem Hause ihr elektr
sches Wesen ausgießt: so fließt es gleichsam an de
Metall sacht herunter, bis in die Erde, und th
dem Gebäude keinen Schaden. Mehr als hunde
Exempel haben es klärlich dargethan, daß sich di
ses so verhält, und es sind schon sehr viele Thü
me, Kirchen und Schlösser in Deutschland und a
dern christlichen Ländern mit solchen Blitz-Ableite
versehen. Diese Erfindung ist also auch ein sch
nes Exempel davon, daß es auf der Erde imm
besser mit den Menschen wird und werden mu
wenn sie ihren Verstand immer mehr gebrauche
Vor hundert Jahren hätte man noch nicht geglaub
daß es möglich wäre, den Schaden der Gewitter a
zuwenden, und nur das Gute anzunehmen, das u
Gott durch sie erweiset.

Ein Bauernhaus, welches hoch liegt, vor de
Blitze zu verwahren, ist es wohl am beßten, in der Er
fernung von etwa 15 Schritt davon einen hohen Bau
zu pflanzen, der weit darüber hinaus ragt. Dies
thut fast dieselben Dienste, wie ein metallener Abl
ter. Unsere guten Verfahren haben daher wohl g
than, daß sie in den Dörfern hier und da so schö
Linden angepflanzt haben: ob sie gleich noch nicht wu
ten, daß diese Bäume die umstehenden Häuser v
dem Blitze sichern.

Das sogenannte Wetterleuchten oder Wetterkü
len ist ein schwacher Blitz, ohne Schlag und Kna

Es kommt aber von eben dem elektrischen Feuer, wie die rechten Gewitter.

Vermuthlich bringt dieses Feuer im Winter auch das schöne Nordlicht zu Wege: indem es die Dünste in der obern Luft, welche zu Eis-Staub gefrieren, in Bewegung bringt, so daß das Sternen- und Mondenlicht in den kleinen Eis-Spiegeln gefärbt erscheint, wie es beym Regenbogen mit dem Sonnenlicht in den Regentropfen geschiehet. Ein solches Nordlicht bedeutet nichts weiter, als daß Gott, der es gemacht hat, alles sehr schön und herrlich einrichtet.

63.

Feuer-Katechismus für Junge und Alte.

Hört, ihr Leute, laßt euch sagen:
Die Glocke mag viel oder wenig schlagen;
So nehmt in Acht das Feuer und Licht,
Daß unserm Dorf kein Schade geschicht,
Und Hab und Gut verbrennet!

Erstes Hauptstück.

Was man thun und lassen soll, damit kein Feuer auskomme.

1. Wenn du zu Bett oder aus dem Hause weggehest, so sieh vorher nach allen Feuerstätten, ob alles sicher sey

ey? Verschließe die Küchenthür und das Ofenloch, daß keine Katze hinein kommen kann. Sieh nach, ob in Feuerzeuge nichts fehle, und setze es an einen gewissen und sichern Ort.

2. Beym Feueraufschlagen habe Acht, daß Zunder und Schwefel recht ausgelöscht wird. Thue nicht zu viel Schwefel oder Zunder ins Feuerzeug, und beym Zunder-Einbrennen nimm nur einen kleinen Lappen auf einmal: thue es auch lieber des Morgens, als des Abends. Machst du mit Schwamm Feuer: so behalte das ganze Stück, von dem du abreißest, nicht in der Hand beym Aufschlagen, und stecke ein Stückchen, das schon gebrannt hat, nicht wieder in die Tasche; laß es auch nicht liegen, ohne es auszulöschen.

3. Ein brennendes Oellicht oder Talglicht, einen Span oder Holz-Schleiße laß nicht lange allein, und wenn du des Nachts Licht brennest, so setze es in einen irdenen Topf oder in eine Schüssel, und so, daß Hunde, Katzen und Mäuse nicht dazu kommen können. Ein Hangelicht hänge nicht an Bindfaden, sondern an Eisendraht auf, und drehe die Flamme allezeit abwärts von dem Balken, an dem es hängt. Wenn du Holz-Späne brennest, so setze ein Gefäß mit Wasser darunter, daß die Kohlen hinein fallen. Am Oellicht laß die Schnuppen nicht zu groß werden, sie fallen sonst ab, und springen leicht an gefährliche Oerter. Beym Abputzen siehe zu, wo die Schnuppen hinfallen, und tritt sie aus. Wirf auch die Schnuppen aus der Lichtscheere nicht zum Fenster hinaus ins Dorf.

4. Mit einem bloßen Licht gehe nicht in Scheuern, Ställe, auf den Dachboden oder andre Orte, wo Flachs, Werrig, Heede, Garn, Stroh, Heu, Grummet, Tannen-Reiß, Hobelspäne und dergleichen liegen, oder unter ein mit Strohwischen oder Spänen ausge-

ausgefüttertes Ziegeldach. Nimm dazu eine Laterne aber keine von Papier und keine, wo Scheiben dara fehlen.

5. Muß im Stalle geräuchert werden, so setze de Kohlentopf in einen nassen Eimer. Setze auch son keinen Kohlentopf an einen Ort, wo der Fußboden de von anbrennen, oder wo Hunde, Katzen oder Kinde die Kohlen umstoßen können.

6. Die Tabakspfeife laß nicht beym Rauchen zur Fenster hinaus hängen, und habe Acht, wo du sie aus klopfest. Gehe nicht damit in Scheuren, Ställe, au Dachböden, in Kammern, wo Flachs, Werrig oder Heede und dergleichen liegt, auch nicht durchs Dorf wenn gleich ein Deckel auf der Pfeife ist: denn klein Funken können durch den Deckel fallen. In den Spei kasten thue Sand; keine Sägespäne.

7. Kehre alle Sonnabende den Schlotmantel oder Rauchfang, auch das Ofenloch, wo Feuer gehalte wird, mit einem stumpfen Besen ab.

8. Mache niemals von Stroh, Spänen, Geni ste, Wellholz, Reißig, besonders Tannenreißig, ei zu großes Feuer auf einmal an, daß die Flamme nich aus dem Ofen herausfahre, auch nicht von zu langen Holze. In, um, auf und an den Ofen lege nich feuchtes Holz zum Trocknen, so daß es anbrenne könnte. Stelle auch keinen Stuhl, keine Bank oder anderes hölzernes Geräthe zu nahe daran, und vo dem Feuer-Anmachen sieh allemal erst zu, ob etwa da ist. Steht der Kesselherd an einer Wand, s sieh zuweilen nach, ob die Mäuse nicht Löcher durch gewühlt haben, daß das Feuer das Holzwerk in de Wand ergreifen könnte. Die Malzdarre laß nich allein, wenn Feuer darunter gemacht ist.

9. Butter, Speck, Oel oder anderes Fett zu bra ten, mache ganz klein Feuer, gehe nicht davon weg

nachs nicht in einem Tiegel, der Risse hat, oder au-
ßen fettig ist, rühre es mit keinem nassen Löffel um,
komme nicht mit der Lichtflamme nahe daran, und
willst du Mehl oder Brühe dazu thun, so nimm es
erst vom Feuer weg. Entzündet sich solches Fett doch
einmal, so gieße ja kein Wasser hinein; sondern decke
geschwind einen Deckel darauf, oder gieße es in die
Asche. Oelfirniß, Vogelleim, Pech mußt du nicht
in oder bey Gebäuden, sondern auf einem freyen
Platze sieden.

10. Die Asche aus dem Ofen und vom Herde
laß wenigstens 8 Tage an einem feuerfesten Orte lie-
gen, ehe du sie bey Seite bringst. Thue sie auch in
rdene, nicht in hölzerne Gefäße, und nicht auf den
Dachboden, sondern in den Keller. Schmiedekohlen
mußt du nicht gleich vom Meiler in die Kohlenkam-
mer bringen, sondern erst versichert seyn, daß keine
glühende mehr darunter sind.

11. Ungelöschten Kalk laß in keiner großen Men-
ge an einem solchen Orte liegen, wo es darauf regnen,
oder sonst Wasser dazu kommen kann, und wo Stroh,
Heu, Reißig und dergleichen in der Nähe ist.

12. Feuchtes Heu, Grummet oder Nachmath und
Getreide, stampfe nicht fest auf einander und lüfte es
fleißig, daß es sich nicht etwa entzünde! Taubenmist
und anderer trockener Mist entzündet sich eben so, wenn
er dicht auf Haufen liegt. Desgleichen auch feuchte
Steinkohlen, getheertes (mit Fischthran und Theer
bestrichenes) Leinen- und Hanftuch, wie mans auf den
Schiffen braucht, Sägespäne, Lohe, Kleye, Flachs
und Hanf. Solche Sachen mußt du manchmal lüf-
ten, damit kein Brand daher entstehe. Die Räder
am Wagen und Karren, die Pfannen und Zapfen an
der Mühl-Welle, auch die Einfassung der Säge in
Schneidemühlen, desgleichen die Zapfen und Pfan-

nen

nen an den Glocken, müssen zu rechter Zeit geschmiet werden, daß sie sich nicht entzünden.

13. Man hat auch Exempel, daß die Sonn durch gläserne mit Wasser gefüllte Flaschen, im Fenster stehend, auch Brillengläser, auf Holz liegend so wie durch Brenngläser gezündet, und Brand verursacht hat. Man sey also vorsichtig damit.

14. Blödsinnigen, Betrunkenen, Blinden, unvermögenden alten Leuten, unverständigen Kindern und schlafsüchtigem Gesinde vertraue weder Feuer noch Licht, noch Feuerzeug an; laß Kinder niemals mit Schwamm, Lunten, Schwefel, Brenngläsern, Schießpulver und Schießgewehr spielen; lehre sie von Jugend auf fleißig, was für großes Unglück aus den kleinsten Feuerfunken entstehen kann, und geh ihnen in der Vorsichtigkeit mit gutem Beyspiel vor!

15. Auf Hochzeiten und andern Schmausereyen, wo es lustig hergehet, mußt du eine verständige Person ausdrücklich dazu bestellen, daß sie auf Feuer und Licht Acht hat. Auch ist es gut, immer Wasser in Gefäßen vorräthig, und eine Handspritze im Hause zu haben.

Zweytes Hauptstück.

Was man thun soll, ein Feuer bald zu löschen, und weniger dadurch zu verlieren.

1. Denke zuweilen daran, und sprich mit deinen Hausgenossen davon, was jedes thun müsse, wenn hier oder da in deinem Hause oder in der Nähe Feuer auskäme, und wie und an welchen Platz dies und jenes zu retten sey. Sorge dafür, daß jeder der Deinigen im Nothfall einen freyen Ausgang aus der Schlafkammer habe, und die beßten Sachen stelle so, daß sie leicht fortgebracht werden können. Schaffe dir

nicht

cht zu große und zu schwere Hausraths-Stücke an, nd mache an alle Schränke und Kasten Handhaben und riffe von Stricken. An schwere Kasten befestige un- n kleine Räder oder breite Leisten, so wie Schlitten- fen oder Schlittenbäume gebogen, daß sie sich leicht rtziehen lassen.

2. Vereinige dich mit etlichen andern Hausvätern, ß ihr einander in Feuersnoth zur Forthringung des ausgeräthes helfet, und wäre es nicht übel, wenn r euch ordentlich darauf exercirtet, einander ausräu- en zu helfen, daß jeder voraus wüßte, was er zu un hat, so wie sich die Kanoniere exerciren, Städte Brand zu schießen. Die Kinder richte ab, daß sie s Vieh losbinden, sobald Feuer auskommt, und s aus dem ganzen Dorfe an einen gewissen Ort zusam- en treiben, und ihrer etliche mit dem Hirten da- ey bleiben.

3. Keine Flamme kann ohne freye Luft bestehen: immt man ihr diese, so verlöscht sie auf der Stelle. Brennt also durch Zufall etwas an, das schnell in lamme kommt, als Flachs, Werrig und dergleichen: o laß es nicht hinbrennen, und laufe nach Wasser, ondern nimm den ersten den beßten Sack, oder was u sonst ergreifen kannst, und dämpfe die Flamme da- it aus. Den Spinnrocken, wenn er anbrennt, fasse eschwind zwischen die Beine, und drücke ihn aus.

4. Ist eine Kohle wohin gefallen, und ist davon olzwerk im Fußboden oder in einer Wand ins Glim- nen gekommen, so reiße es nicht gleich auf: sondern irf feuchten Mist oder Schlamm auf den Ort, und erstopfe der Luft die Zugänge; alsdann gieße noch Wasser auf den Mist, bis es nicht mehr dampfet.

5. Wenn der Ruß in dem Ofen anbrennet, so nimm geschwind einen Klumpen Mist, und stopfe da- mit das Ofenloch zu und auch das Rauchloch. Eben

so

so mache es, wenn das Feuer im Backofen, Brau
ofen oder der Malzdarre so stark worden ist, daß d
Flamme gefährlich herausschlägt.

6. Wenn der Ruß im Schlot oder Schornstei
anbrennt, so nimm ein Bündlein Schwefelfaden od
Schwefelhölzer, lege sie auf eine Scherbe oder irde
Gefäß, zünde sie an und halte sie gerade unter de
brennenden Schlot. Ein anderer steige unterdesse
aufs Dach, und stopfe den Schlot oben mit einer
Klumpen Mist oder mit nassen Säcken zu. Er kan
auch einen Klumpen Mist durch den Schlot herunte
stoßen mit einer Stange. Wo man ein Feuer erstickе
kann, ist es besser, als es mit Wasser zu löschen.

7. Vor allen Dingen aber, wenn dir so ein Un
glück begegnet, so schreye flugs: Feuer! und laß di
Kinder ins Dorf laufen und schreyen: damit di
deine Nachbarn zu Hülfe kommen, ehe die Gefah
groß wird.

8. Kommt anderswo im Dorfe Feuer aus: so eil
du, als Mann, dem Mitbruder flugs zu Hülfe; abe
nicht mit leeren Händen, sondern mit einem volle
Wasser-Eimer. Deine Frau, Kinder und Gesind
müssen unterdessen gleich ein Kübel oder Zuber mi
Wasser auf den Boden tragen, Asche hinein werfen
und es umrühren, daß es trübe wird; dazu einen klei
nen Eimer oder eine Handspritze. Dabey muß ein
Person auf dem Boden bleiben, und Acht haben, da
sie die Funken, die etwa hereinfliegen, gleich auslö
sche. Gegen das Feuer zu, ist es gut, die Fensterla
den zuzumachen, und alle Löcher, auch die Kellerlö
cher, mit feuchtem Mist zu verstopfen. Ists ein Stroh
dach: so mag einer hinauf steigen, und das ganze Dac
mit Wasser begießen, wozu leimichtes, oder mit Asch
trübe gemachtes Wasser das beßte ist. Flachs, Werk
und dergleichen muß man vom Boden herunter brin
gen

en, und die beßten Sachen einstweilen zusammen tragen, daß sie, wenn das Feuer nahe kommen sollte, geschwind fortgeschafft werden können. Hängt Fleisch der Speck zum Räuchern in der Esse, so muß man s herausnehmen und in Kasten verwahren.

9. Beym Löschen eines großen Feuers kommt viel darauf an, daß man auf den Wind Acht habe, wo er hin bläset, und daß man die Spritzen ihm nicht entgegen, sondern ihm nach richte, und das Wasser nicht hoch in die Flamme, sondern an den Ort bringe, von dem sie aufsteigt.

10. Wenn im Dorfe etwa ein schlammichter Teich oder sonst viel Schlamm vorhanden ist: so nimm Leute mit Schaufeln und Schiebekarren, und Tröge oder Kübel und Fässer auf die Karren. Laß diese voll weichen nassen Schlamm laden, und so nahe bey das Feuer fahren, als möglich. Alsdann werfet mit Schaufeln den Schlamm ins Feuer, wo es am stärksten brennt, und so weit ihr werfen könnt. Eine Schaufel voll Schlamm löscht mehr aus, als ein großer Eimer Wasser. Um darin geschickt zu werden, könnten die jungen Bursche sich an Feyerabenden eine Lust damit machen, Schlamm weit und sicher mit Schaufeln nach einem Ziele zu werfen, wie die Schäfer mit ihrem Schäferstabe zu werfen verstehen. Die Mädchen könnten den Schlamm herbeyfahren, und einen Gewinn darauf setzen, wer binnen einer gewissen Zeit die meisten Karren voll brächte; dies wäre ein so lustiges Spiel, als das Kegelschieben oder Vogelschießen, und hätte doch großen Nutzen in Feuersnoth.

11. Steht bey einer Feuersbrunst dein Haus, Scheuer oder Stall so, daß, wenn es niedergerissen würde, der Flamme dadurch Einhalt geschähe: so laß es ohne Verzug niederreißen. Deine gnädige

Obrig-

Obrigkeit wird dafür sorgen, daß dir der Schad
ersetzt werde. Durch das Niederreißen eines ei
zigen Gebäudes kann man zuweilen ein ganzes Do
retten.

12. Hat deinen Nachbar das Unglück betroffe
daß sein Haus abgebrannt ist: so sey barmherzig, g
ihm Dach und Fach in deinem, und hilf ihm, wo
kannst, daß er wieder aufbaue. Gott wirds dir u
deinen Kindern zehnfach vergelten, und der Nachb
wird dir wieder helfen, wenn du in Noth kommst.

64.

Was Bauersleute in Kriegsnoth, auch bey Streitigkeiten und Processen zu beobachten haben.

In Krieges-Händel meng dich nicht!
Vergib, was dir zu Leid geschicht!
Statt Haders um das Mein und Dein,
Laß lieber auf Vergleich dich ein!

Daß es auf Erden immer besser wird, sieht man unter andern an der Art, wie man heut zu Tage Krieg führt.

führt. Die Haare stehen einem zu Berge, wenn man in der Geschichte liest, wie es im 30jährigen Kriege hergieng, oder wie die Franzosen noch vor hundert Jahren in der Pfalz hauseten. Da wurde den Bauern vom Feind alles genommen, was sie hatten, ihre Weiber und Töchter mit Gewalt verunehret, und ganze Dörfer in Aschenhaufen verwandelt. Alle Feldarbeit hatte ein Ende, die Leute flüchteten sich in die Wälder, und wenn es wieder Friede wurde, so waren Tausende nicht im Stande, ihre Haushaltung wieder anzufangen. Aber heut zu Tage, wenn die großen Herrn Krieg mit einander haben, geschehen zwar von den oft auf langen Märschen ausgehungerten Soldaten auch mancherley Uebelthaten: aber meistens pflegt der Feind Bauersleuten, die sich friedlich verhalten, und an Nahrungsmitteln hergeben, was sie vermögen, weniger Leids zu thun, als ihnen vor Zeiten der Freund zufügte. Es kommt also nur darauf an, daß Bauersleute sich in Kriegsnoth klüglich verhalten, und sich nicht selbst Unglück zuziehen, so können sie zuweilen, wegen der dabey steigenden Fruchtpreise, sogar Vortheil davon haben. Ein alter Bauersmann, der in seiner Jugend Soldat gewesen, gab neulich seinen heranwachsenden Söhnen folgende Lehren darüber:

„Kinder, sagte er, ihr werdet nun groß, und ich sterbe bald! Es sind eurer so viel, daß ihr von eurem Erbtheil nicht leben könnt. Ihr müßt dienen. Du Thomas, bist der größte und stärkste; ich dächte: du würdest Soldat, und du auch Joseph, wenn du aus der Schule kommst. Dienet eurem Vaterlande: dem seyd ihr euer Blut und Leben schuldig. Und wenn der Feind unser Vaterland antastet, oder ein großer Potentat unserm lieben Landesherrn das Seinige nehmen und ihn unters Joch bringen will: so waget euren letzten Blutstropfen daran. Aber daß ihr bey Leibe nicht

in fremde Dienste geht, und für einen schnöden Sold Menschenblut vergießet! Gott bewahre euch vor solcher Missethat! Du Gustel und Fritz, wenn ihr einmal eine Haushaltung habt, und es wird Krieg, so fraget verständige Leute: ob unser Land wohl mit darin verwickelt werden und feindliche Einquartierung bekommen könne? Hält man dieses für wahrscheinlich: so eilet mit der Bestellung des Feldes so sehr ihr könnt; baut recht viel Kartoffeln, Möhren, Rüben und dergleichen, daß ihr etwas zu essen habt, wenn etwa das Getreide verdorben wird. Von Heu und Stroh schneidet so viel, wie möglich, zu Häckerling; weil sich dieser nicht so leicht weg furaschiren läßt, und weniger Raum einnimmt. Schlachtet mehr ins Haus, als sonst: damit ihr etwas habet, den Feind zu begütigen. Kommt er nun wirklich ins Land: so seyd nicht mürrisch gegen die Soldaten, sondern recht freundlich. Gebet ihnen willig, was ihr habt; sucht ihnen zu Gefallen zu leben; wartet und pfleget ihrer, wenn sie krank oder verwundet sind: so werden sie aus Feinden Freunde, und schonen euch, wo sie können. Denn es sind auch Christen, und haben oft gar große Noth auszustehen. Seyd dabey vorsichtig im Reden und Thun, daß sie keinen Argwohn gegen euch schöpfen. Vor allen Dingen aber laßt euch weder von Feind noch Freund zu Verräthern oder Spionen gebrauchen. Ich lag im 7jährigen Kriege einmal 14 Tage bey einem Bauer im Quartier, der ein wohlhabender und braver Mann war. Wir wurden die besten Freunde. Er hatte eine Tochter, die mir gefiel, und als ich ihm erzählte, daß ich auch vom Bauernstande sey, und ein kleines Gütchen zu Hause habe: versprach er mir die Tochter zur Ehe, wenn es Friede würde und ich meinen Abschied erhielte. Wir weinten wie die Kinder, als wir von einander scheiden

mußten. Nun stellt euch vor! 14 Tage darauf wurde von unsern Husaren ein Spion gefangen, und das war dieser ehrbare und brave Mann. Er hatte sich durch das Versprechen einer Summe Geldes, womit er seinen Kriegsschaden zu ersetzen gedachte, vom Feinde verführen lassen, uns auszukundschaften, unter dem Vorwand, als ob er mich besuchen wollte. Ich bat knieend beym General um sein Leben; aber es half nichts, er mußte hängen. Die Tochter ließ sich darauf, weil der Vater weg war, von einem Dragoner verführen. Diese Geschichte mag euch zur Warnung dienen! Laßt euch auch niemals von verwegenen Leuten anreitzen, euch gegen die Feinde zur Wehre zu stellen, oder ihnen heimliche Tücke zu beweisen. Darüber werden oft ganze Dörfer ruinirt, und die Bewohner niedergemetzelt. Und es geschieht ihnen recht daran: denn wer sich ohne Beruf in den Krieg mischt, muß es sich auch gefallen lassen, wenn ihm nach Kriegsmanier mitgespielt wird. Eurer hohen Obrigkeit gebt in Kriegszeiten willig, was sie fordert, und was ihr geben könnt. Sie sorgt doch, wenn es Friede wird dafür, daß euch wieder aufgeholfen werde."

So, und dergleichen mehr, sprach der alte erfahrne Mann mit seinen Söhnen vom Krieg. Hernach kam er auf die Processe zu reden, und sagte: so gefährlich der Krieg für die Wohlfahrt der Bauersleute ist; so gehen dadurch noch nicht so viel Haushaltungen zu Grunde, als durch Hader, Streit und Processe. Und ich fürchte leider! dir, Thomas, gehts einmal so, wenn du ein solcher Haberecht bleibst, wie du jetzt bist. Aber sagt mir, Kinder, was meint ihr, was ist wohl bey jedem Streit oder Proceß für eine Absicht, warum man streitet? "Um Recht zu behalten, antwortete Thomas." Ich dachts wohl, du Streitkopf, daß du so antworten würdest: aber weiß

du nicht mehr, daß unser Vetter Christoph Zahn in dem Injurien-Proceß mit seinem Gerichtsherrn auch Recht behielt, und daß er darüber doch zu Grunde ging? Wer weiß bessern Bescheid zu geben? "Ich denke, sagte Joseph, man soll nicht streiten, als nur um Schaden abzuwenden, oder wieder zu dem Seinigen zu gelangen, wenn einem ein anderer zu nahe getreten ist." Getroffen, rief der Vater, darauf beruht die ganze Sache. Gott hat uns Menschen nicht zu Raubthieren gemacht. Sirach sagt recht: daß die Leute hoffärtig und grimmig sind, ist von Gott nicht geschaffen: sondern er will haben, daß wir friedlich bey einander wohnen, und wie ihr schon wißt, einer dem andern helfen sollen, immer besser zu werden. Wenn uns nun einer, der noch nicht weiß, daß er dazu auf der Welt ist, Schaden zufügt, es sey, worin es wolle: so dürfen wir ihm dies wohl verwehren. Nehmlich erst mit guten Worten, wie Sirach sagt: sprich deinen Nächsten drum an, ehe du mit ihm pochest; und dann vor der Obrigkeit, welche von Gott dazu gesetzt ist. Ja, in Nothfällen, wenn einer uns mit gefährlichen Waffen in der Hand angreift, darf man sich wohl seiner Haut wehren, und den Feind, der uns nach dem Leben steht, zu Boden schlagen, ehe er uns trifft. Wo aber keine solche Gefahr ist, da ist der erste Rath, den ich euch gebe: Rächet euch nicht selbst; denn das ist der Obrigkeit ihre Sache. Der andere ist: wenn der euch zugefügte Schade nicht so beschaffen ist, daß er mit der Zeit immer größer wird: so wartet einige Zeit, ehe ihr zum Advocaten oder zur Obrigkeit gehet, bis sich die erste Hitze gelegt habe. Unterdessen thut, was Sirach sagt: sprich deinen Nächsten drum an, vielleicht hat ers nicht gethan, oder geredt. Denn man lüget gern auf die Leute. Hat

ers aber gethan oder geredt, daß ers nicht mehr thue Es entfährt auch oft einem ein Wort, und meint nicht also. Mein dritter Rath ist: ehe ihr vor Ge richt gehet, so überleget, und fraget verständige Leute die vom Recht Bescheid wissen, ob eure Klage gerech sey, und was dabey heraus kommt, wenn ihr gewinnen solltet? Dagegen rechnet die Proceßkosten, die vergeblichen Wege, das Aergerniß, die größere Feindschaft, welche daraus entstehen wird, und der gleichen; und nun überleget wohl, ob es besser ist, zu hadern, oder nicht? Denn, wer zwischen zwey Dingen nicht das bessere wählet, ist ein Narr. Ver gesset auch nicht das christliche Vergnügen mitzurech nen, das man hat, wenn man dem Beleidiger verzei het. Wir nennen uns Christen, und sind in solchen Sachen oft gottloser und dümmer, als die Heiden. Es ist z. E. eine ausgemachte Sache, daß die rechte Ehre darauf beruht, daß einer in allen Stücken recht und klug handle, und von andern dafür gehal ten werde. Wenn euch nun einer im Zorn schimpft, oder euch einen unschädlichen Schlag gibt: so hat Er ja die Schande davon; weil Er unrecht und unklug handelt, und nicht Ihr! Wenn ihr nun wieder schimpft oder schlagt, so fallet ihr in gleiche Schande. Klagt ihr aber bey der Obrigkeit, so wird er zwar ge straft: aber Euch hilft das nichts; denn ihr hattet ja von seinem Schimpfen keinen Schaden. Dagegen wird euch der Bestrafte nun noch feinder und lauert darauf, euch wirklich Schaden zu thun. Mich reuet es daher bis diese Stunde noch nicht, daß ich gleich im ersten Jahre, als ich aus dem Felde kam, da mir Jacob Winter im Wirthshause eine Ohrfeige gab, nicht wieder schlug, und auch nicht klagte, sondern daß ich zu ihm sagte: es thut mir leid, Jacob, daß du so unverständig bist, aber ich will dirs vergeben.

Bitte nur die Leute alle, daß es keiner verräth, damit du nicht in Strafe kommst. Einer heßte mich an, daß ich mich, als ein Soldat, nicht beschimpfen lassen sollte. Zu dem sagte ich: Der Herr Jesus hat ja befohlen: Liebet eure Feinde; segnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen; bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen! Und ich sollte nicht einmal dem guten Jacob so einen Fehler vergeben, den er in der Hitze begangen hat? So auch das Jahr darauf hatte der Schmid, der unter den Oesterreichern gedient hat, ausgesprengt: ich hätte beym Regiment gestohlen, und mir wäre der Galgen auf den Buckel gebrannt, und dies Gerede war im ganzen Dorfe herum gegangen. Ich schwieg still, und bat den Hauptmann von meiner Compagnie in einem Briefe: er solle mir ein Attestat schicken, wie ich mich aufgeführet, und was ich für Regimentsstrafen bekommen hätte? Dieses that der gute Herr. Bey der nächsten Zusammenkunft der Gemeinde, trat ich nun auf, und sagte: Meine lieben Freunde! Es geht ein schlimmes Gerede von mir, wegen meiner Aufführung beym Regimente. Damit ihr nun wisset, daß es lauter Lügen sind, so sey er doch so gut, Herr Schulze, und lese dieses der Gemeinde vor. Wie nun der Schulze das schöne Attestat und den Brief vom Herrn Hauptmann gelesen hatte, und die Leute alle aufhorchten, so sagte ich: seht, lieben Leute, so groß Unrecht kann einem ehrlichen Manne durch böse Mäuler geschehen. Ich weiß nun wohl, wer der Verläumder ist, und habe Zeugen, daß ich ihn gar leicht ins Zuchthaus bringen könnte. Aber der Mann ist arm, und hat eine kranke Frau mit zwey kleinen Kindern; die fielen der Gemeinde zur Last, wenn der Vater weg wäre. Seyd ihr also überführt, daß das Gerede falsch ist, und haltet mich für einen ehrlichen

chen Mann: so will ichs ihm vergeben, und will nicht klagen. Was das für ein Aufsehen machte, und wie mich die Leute verehrten, daß ich so christlich handeln wollte, kann ich euch nicht beschreiben. Der Schmid war ganz außer sich, und konnte sich nicht halten. Er kam vor der ganzen Gemeinde auf mich zu, und bat mich heulend und schluchzend um Vergebung, daß er aus Dummheit und Neid so geredt hätte, und seit dem hat er mir alles Mögliche zu Gefallen gethan. Als unser seliger Herr Pastor die Sache erfuhr, hielt er bald darauf über den Spruch: Selig sind die Friedfertigen ꝛc. eine solche Predigt vom Processiren, und wie schön es sey, Beleidigungen zu vergeben, daß alle Menschen gerührt wurden. Von der Zeit an ehren und lieben mich nun, wie ihr selbst wißt, alle Menschen im Dorfe, ob ich gleich nicht reich bin; und wenn ein Streit entsteht, so nehmen sie mich oft zum Schiedsrichter, so daß die Advocaten gar wenig hier verdienen. So machts auch, Kinder, wenn euch etwas zu Leid geschieht. Bekommt ihr Streit über das Mein und Dein, so fragt verständige Leute, welche die Rechte verstehen: ob ihr Recht habet zu streiten, und ganz gewiß gewinnen müsset? Habt ihr Unrecht, so klaget nicht, daß ihr nicht noch Kosten und Strafgelder hinten nach werfet. Und habt ihr Recht, so stellet es eurem Gegner liebreich vor, und rathet ihm, auch einen verständigen Mann zu fragen, der nicht von Processen lebt. Will er nicht hören: so rechtet. Ist aber das Recht zweifelhaft: so vergleicht euch, mit Hülfe eines verständigen Mannes. **Ein magerer Vergleich ist besser, als ein fetter Proceß.** Damit ihr keine Zänker und Störer werdet, und euch nicht unnöthige Händel zuziehet, so leset fleißig im Buche Jesus Sirach, Cap. 5. V. 11—18. Cap. 6. V. 1—5. Cap. 7. V. 1—7. Cap. 8. Cap. 19.

V. 6—18. Cap. 28. V. 10—30 und thut darnach; und du besonders, Thomas!

65.

Von eingebildeter und falscher Noth, die sich die Menschen selbst machen.

Alles lenkt ein weiser Gott:
Drum ists Dummheit, oder Spott,
Etwas glauben ohne Grund;
Wär' es auch aus Priesters Mund.

Der Mensch kann Dinge und Personen, die fern von ihm sind, und die er nicht siehet, sich so deutlich vor-

vorstellen, als ständen sie ihm vor den Augen, oder als ob ein Bild davon in seine Seele gemalt sey. Man nennt dieses die Einbildungskraft, und es ist eine der schönsten Gaben, womit Gott unsre Seele ausgestattet hat. Durch diese Kraft können wir abwesende, auch verstorbene geliebte Personen, so oft wir wollen, im Bilde sehen und ihre Stimme hören; wir können uns entfernte Gegenden und Orte vorstellen, als gingen wir darin herum; wir können längst genossene Freuden dadurch wieder empfinden und überstandene Leiden noch einmal fühlen. Eben so können wir das Gute, das wir erst zu erlangen hoffen, durch die Einbildung schon voraus genießen. Der Säemann sieht durch sie beym Ausstreuen des Samens schon die reiche Erndte vor sich; die Mutter erfreut sich der Hülfe der erwachsenen Tochter und der Vater des Beystandes des Sohnes schon, wenn das Kind noch in der Wiege liegt; der Kranke ergötzt sich auf seinem Schmerzenslager am Anblick der schönen Fluren, in welchen er bald wieder herum zu wandeln denket; der Sterbende vergißt der Schmerzen beym Anblick des Himmels, den er vor sich geöffnet sieht.

Auch kann die Einbildungskraft uns Dinge vormalen, die wir niemals so gesehen und gehört haben, und die es gar nicht gibt; z. E. ein Pferd mit Flügeln, ein Gesicht mit zwey Nasen, einen Baum voller Bratwürste, statt der Aepfel, einen Menschen, der seinen eignen Kopf unterm Arm trägt u. dgl. Halten wir nun solche Einbildungen für wahr, so betrügen wir uns eben so, wie wenn wir uns für schöner, geschickter, klüger, frömmer, glücklicher oder unglücklicher halten, als wir wirklich sind.

Diese Einrichtung, daß wir uns Dinge, die nicht da sind, so lebhaft vorstellen können, als wären sie vor unsern Augen, hat nun der gütige und weise Schöpfer

pfer unsrer Seele deshalb gegeben, daß sie immer Etwas denken soll, auch wenn wir müssig gehen, oder eine Handarbeit verrichten, wobey eben nichts zu denken ist, und daß wir desto eifriger thun sollen, was recht und gut ist, wenn wir die Freude daran schon voraus empfinden. Allein, der Mensch mißbraucht diese Gabe Gottes, wie so viele andere, oft zu seinem eignen Schaden. Er quält sich noch mit der Vorstellung von Leiden, wenn sie schon überstanden sind; er ängstiget sich voraus mit Schreckbildern des Unglücks, das ihn in der Zukunft betreffen könnte; er macht sich falsche Einbildungen von Dingen, die nicht wahrscheinlich oder gar unmöglich sind, und ihn doch in Furcht und Angst setzen. Dergleichen sind unter andern alle Geschichten

von Gespenstern und Geistern

die des Nachts an gewissen Orten erscheinen und umgehen sollen, vor welchen manche leichtgläubige Leute sich so sehr fürchten, daß sie im Dunkeln zittern und beben, und sich nicht allein an solche Orte begeben würden, wenn es auch darum zu thun wäre, einem Unglücklichen in der Noth beyzuspringen.

Man erzählt nun zwar eine Menge von Spuckgeschichten, welche da und dort geschehen seyn sollen: aber meistens sind es nur Sagen, die ein Leichtgläubiger dem andern nacherzählt, wie die lustigen Mährchen vom Geist Rübezahl, der vor Zeiten im Riesengebirge in Schlesien gehauset haben soll; von den weißen Frauen, die sich in manchen Schlössern sehen lassen, wenn jemand aus der Familie sterben soll; vom wilden Jäger, der auf dem Kiffhäuser Berge in Thüringen sein Wesen hatte; von Kobolden, welche in gewissen Häusern muthwilligen Schabernack treiben, und dergleichen mehr. Trifft es sich ja, daß

einer

einer ein Gespenst selbst gesehen oder rumoren gehört haben will, und man untersucht die Sache recht: so findet sich, daß alles natürlich zugegangen ist, und daß bloß die Furcht des Sehers seiner Einbildung ein Gauckelbild vorgemacht hat.

Hier folgen zur Probe nur etliche Geschichten dieser Art, aus denen man siehet, wie leicht dieses geschehen kann.

Der preußische Major, Freyherr von Lentulus, lag im Sommer 1797 in dem königlichen Amtshause Himmelreich, bey Minden, im Quartier. Dieses Amtshaus ist vor Zeiten ein festes Schloß gewesen, davon noch abgebrochene Mauern und Thürme, Gewölbe und unterirdische Kreuz- und Quergänge zu sehen sind, welche des Nachts einen schauerlichen Anblick geben, und worin, der Sage nach, Geister umgehen sollten. Die daselbst einquartierten, dem Major untergebnen Leib-Carabiniers hörten dieses erzählen und lachten darüber. Da steht in einer hellen Sommernacht einer derselben vor dem Eingange eines alten Thurms, dessen Wendeltreppe zur Wohnung seines Majors führt, Schildwache. Da erscheint in der Mitternachtsstunde plötzlich ein weißes Pferd auf dem Hofraume, der mit einer Mauer umgeben und überall verschlossen war. Dieses gaffte den Carabinier mit starren funkelnden Augen an, und dieser, dem das Herz sonst auf dem rechten Flecke saß, dachte es einzufangen, und ein Trinkgeld dabey zu verdienen. Als er aber bemerkte, daß der Schimmel hinter den gespitzten Ohren Bockshörner hatte, und hinten, statt der Hufe, Menschenfüße, fiel ihm das Herz in die Beine, und er dachte: "thust du mir nichts, thu' ich dir auch nichts." Mit dem Glockenschlage Eins verschwand der Schimmel, und dem Soldaten stiegen nun erst die Haare zu Berge, bis er endlich von einem

nem Cameraden abgelöset wurde. Er erzählte nun, was ihm begegnet war, und der Major erfuhr es auch und lachte darüber. Da aber des Geschwätzes über den Schimmelgeist unter den Soldaten zuviel wurde, und er nicht gern sahe, daß sich seine braven Leute vor Gespenstern fürchten sollten: so ließ er die Wache, die den Schimmel gesehen hatte, vor sich kommen, machte ihr Vorwürfe wegen ihrer Leichtgläubigkeit und Furcht, und gab den Befehl: daß der Erste, der den Schimmel wieder sehen würde, sogleich seinen Kammerdiener rufen, und dieser ihn wecken sollte, um das Ding auch zu sehen. Was geschah? Ehe acht Tage vergingen, ward er geweckt, denn der Schimmel stand wieder da, wie das vorige mal. Er machte Lärm im Hause, der Amtmann und alle seine Leute versammelten sich, das Wunderthier zu schauen, und es stand vor ihnen, wie oben auf dem Bilde zu sehen ist. Man denke sich das Erstaunen, in welches alle versetzt werden mußten, da weder der Major noch der Amtmann unter ihren Pferden einen Schimmel hatten, der etwa aus dem Stalle gekommen seyn konnte. Doch fanden die Herren bald, daß das Thier weder Bockshörner noch Menschenfüße habe, sondern daß ihm diese von der Einbildung und Furcht der Wache angesetzt worden. Sie gingen dann näher hinzu, und griffen darnach: da wich die Erscheinung zurück und es blieb nichts davon, als ein Schattenbild an der Mauer. Bey näherer Untersuchung fand sich nun, daß dieses Bild auf folgende Art entstanden war. Der Mauer gegen über war in einer Schlafkammer auf eine Glastafel des Fenstens ein Pferd gemalt. Wenn man nun das Nachtlicht von ungefähr in eine gewisse Gegend des Fensters setzte, so zeigte sich dieses Bild an der Mauer; jedoch nur, wenn das Licht eben eine gewisse Höhe hatte, so daß der

Schein

Schein auf den Mittelpunkt der Figur fiel: eben so, wie es sich mit der bekannten Zauberlaterne oder Laterna magica verhält, mittelst deren man allerhand Bilder an der Wand darstellt, die auf das Glas gemalt sind. Der Schimmel verschwand, sobald man das Licht auf eine andre Stelle setzte, oder auslöschte.

Mir, dem Verfasser dieses Buches, sind selbst folgende zwey Gespenster-Geschichten begegnet, deren Wahrheit ich verbürgen kann.

Ich hatte, als Schulknabe, ein Paar kleine Paucken, auf denen ich trommelte und lärmte, bis mir mein Vater befahl, sie auf den Haus-Boden zu stellen, und nur dann und wann damit zu spielen. Diese Paucken fingen eines Nachmittags auf einmal an, zu gehen, eine um die andre, als ob sie mit Klöppeln geschlagen würden; und niemand konnte auf dem Boden seyn, da die Thür zugeschlossen war. Ich ging hinauf, lauschte erst durch die Thür und sah die Paucken ganz allein da stehen, und immer fort gings Pump, Pump, ohne daß Jemand zu sehen war. Da schöpfte ich mir ein Herz, schritt rasch drauf zu, und entdeckte sogleich den Schläger, der mir meine lieben Paucken ganz verdorben hätte, wenn ich ihm nicht das Handwerk legte. Es hatte geregnet, und oben im Forst war das Dach schadhaft: da hatte sich das eingedrungene Wasser auf einem in der Höhe liegenden Brette gesammelt, und fiel nun tropfenweise von beyden Seiten auf die Paucken herab und machte die Musik.

In reiferm Alter war ich Erzieher eines jungen Adelichen, und hatte einmal in Gegenwart mehrerer Personen meinen Schüler von der Nichtigkeit der Gespensterfurcht aus Gründen und durch Erzählungen, wie die obige, zu überzeugen gesucht. Eine anwesende

sende Person, welcher mein Unglaube mißfiel, warnte mich drohend, daß mir wohl selbst einmal etwas begegnen könne, was mich eines Bessern belehren würde. Einige Zeit darauf, da ich im Bett lag und schlief, kam mirs vor, als schliche Jemand in die Kammer und nach dem Bette zu. Da fiel mir gleich ein, daß es wohl diese Person seyn könne, die mich fürchten machen wolle. Ich machte mich also bereit, zu zeigen, daß ich mich so leicht nicht schrecken ließ, als auf einmal Etwas von der Wand her, an der doch das Bett fest angerückt war, über mich her fiel, wie ein Sack, und eine Hand die meinige umfaßte, so kalt, als ob ich sie zwischen zwey Eisschollen gesteckt hätte. Jetzt, dachte ich, ist es kein Spaß; du mußt dich ganz überzeugen, ob du wachest oder träumest? Ich richtete mich auf, öffnete die Augen so weit ich konnte, sah bey dem hellesten Mondschein nicht das Geringste auf dem Bett und in der Kammer; und noch fühlte ich die Last auf mir liegen und den Druck der eiskalten Hand, welche die meinige fest hielt. Endlich, da ich völlig wach war, erblicke ich das unsichtbare Gespenst: es war meine rechte Hand, welche die linke umfaßte. Jene hatte ich im Schlafe außen auf der Decke, diese unter derselben gehabt, und weil es eine kalte December-Nacht war, so war die eine um so viel kälter geworden als die andere sehr warme, daß sie beym Anfassen derselben diese wahre Empfindung hervorbrachte. Das Uebrige war ein Traum, wie andere Träume, hätte aber eine Gespenster-Historie gegeben, wenn ich, anstatt die Augen recht aufzuthun, mit dem Kopfe unter die Decke gekrochen wäre.

Es ließen sich, wenn hier Raum dazu wäre, hundert solcher Geschichten erzählen, wobey alles natürlich zuging, und wer die feste Ueberzeugung hat, daß

der allweise und allgütige Gott solch albernes Zeug, wie die meisten Spükereyen sind, in der Welt nicht geschehen lassen kann, und hat dabey gesetzten Muth, der wird niemals ein Gespenst sehen oder poltern hören. Gleichwohl ist es nicht wohl gethan, den Muth junger Leute durch angestellten Spuk auf die Probe zu stellen: weil man Exempel genug hat, daß solche Neckereyen und Späße übel abgelaufen sind.

So begab sich vor etwa 30 Jahren in der Stadt Maynz folgendes zugleich trauriges und freudiges Ereigniß. In einem Kloster starb plötzlich ein Mönch an einem Winterabend. Man beobachtete mit dem Verschiedenen nicht die S. 17 — 19 dieses Buchs gegebenen Vorsichtsregeln, sondern legte ihn sogleich in die Leichenkammer auf einen Strohsack, bedeckte ihn mit einem Tuche, und zwey geistliche Studenten mußten, nach dem katholisch-christlichen Gebrauche, dabey wachen und für die Seele des Verstorbenen beten. Diese jungen Leute wurden des Betens bald müde, erzählten einander lieber lustige Schwänke und feuchteten die durstige Kehle fleißig an. Gegen Mitternacht ging der Eine von ihnen, A. . . hinaus, die leeren Trinkgeschirre noch einmal füllen zu lassen. Indessen kam sein Gefährte B . . . auf den Einfall, ihm einen Streich zu spielen, um zu sehen, ob er Muth habe, oder eine feige Memme sey. Er hob den todten Mönch auf und setzte ihn auf einen in der Kammer befindlichen Sessel, und legte sich selbst an dessen Stelle auf den Strohsack unter das Leichentuch. Als nun A. . . mit der gefüllten Weinflasche zurück kam, warf er in der halbdunkeln Leichenkammer zuerst einen Blick auf das Lager des Mönchs, und erschrak nicht wenig, da es ihm schien, als zuckte die Leiche mit einem Fuße. Er drehte sich um nach dem Lehnstuhle, indem er glaubte, sein Freund sey darin in seiner Abwesen-

wesenheit eingeschlafen: da erblickte er den Mönch, der nicht allein aufrechts da saß, sondern ihn auch mit großen offnen Augen anstarrte. Vor Schrecken stürzte A... zu Boden, und B... sprang vom Strohsack auf, seinem in Ohnmacht gefallenem Freunde zu Hülfe zu kommen. Jetzt war die Reihe an ihm, seinen Muth und seine Entschlossenheit zu zeigen. Der Mönch war vom Scheintode, in den er verfallen gewesen war, vollends erwacht, sah ihm starr ins Gesicht, erhob sich vom Lehnstuhl, und schwankte ihm ächzend entgegen. Da sank der verwegene B... von Entsetzen betäubt darnieder, und der wieder belebte Mönch sah seine beyden Leichenwächter zu seinen Füßen liegen. Halb nackt, wie er war, wankte er zitternd durch sie hin, seine schlafenden Klosterbrüder zu wecken und um Hülfe zu rufen. Es fehlte wenig, daß diejenigen, die den vom Tode Erstandenen zuerst erblickten, vor Schrecken ohnmächtig geworden wären, wie seine beyden Wächter, und es währte lange, bis man sich einander verständigte, und den vor Erkältung fast zum zweytenmal gestorbenen Mönch in ein warmes Bett brachte, der dann durch Hülfe des gerufenen Arztes wieder völlig genas. Auch wandte man gleich alle dienliche Mittel an, die beyden Studenten zu retten, und A... wurde glücklich wieder hergestellt: aber der arme B... mußte seine muthwillige Neckerey mit dem Leben büßen. Der Schrecken hatte ihm einen tödtlichen Schlagfluß zugezogen.

Eine ähnliche selbst gemachte Plage, die auf falschen Einbildungen beruhet, ist der Glaube an

Hexen, Druden, weise Frauen, böse Leute, Hexenmeister —

und wie man sonst dergleichen nie und nirgends wirklich in der Welt gewesene Zauberer und Zauberinnen nennen mag. Es

Es überfallen den Menschen zuweilen Krankheiten und Zufälle, von denen man die Ursache nicht ergründen kann, oder die sehr wunderlich sind, z. E. die Zufälle, welche die Mönche im Kloster Rheinau von Bilsen-Wurzeln bekamen, wie S. 376 dieses Buchs zu lesen ist. Auch machen sich manche Kranke allerhand Einbildungen: wie z. E. einer geglaubt, er sey von Glas; ein anderer, er habe eine Katze, eine Maus, ein Knauel Zwirn und dergleichen im Leibe. Bey Kindern geschiehet es oft, daß sie viel essen und doch nicht zunehmen, woran meistentheils die Würmer Schuld sind. Eben so verliert auch zuweilen eine Kuh auf einmal die Milch, wenn sie schädliche Kräuter frißt, oder Pferde fallen plötzlich, wenn sie von unverständigen Knechten verwahrloset werden. In solchen Fällen meinen einfältige Leute: es werde dem kranken Menschen oder Vieh von bösen Leuten oder Hexen und Zauberern etwas angethan, das ist, solche Leute brächten durch Hülfe des Teufels diese Zufälle zu Wege. Nun gibt es listige Leute, welche sich die Gelegenheit zu Nutze machen, und sagen: sie könnten davor thun, oder die Hexerey wieder vertreiben. Sie geben nämlich dem Kranken gute Kräuter ein, oder machen nur allerhand Possen, welche nicht helfen und nicht schaden. Wenn nun unterdessen die Natur sich selbst hilft, so heißt es: der oder die hat davor gethan, und so kommen solche listige Leute in den Ruf, als wären sie Meister über die Hexen und den Satan selbst, und lassen sich ihre Künste von den betrogenen Bauersleuten tüchtig bezahlen. Und dieser alberne Glaube an Hexen, Druden und wie die Dinger heißen, thut noch oft den Schaden, daß ein Mensch den andern darüber verläumdet, und daß schwere Feindschaften, Processe, ja wohl Mord und Todtschlag daraus entstehen. Er stammet aber aus dem Heiden-

thum

thum und Judenthum her, und beruht auf lauter Lug und Betrug.

Es gibt nämlich gewisse Kräuter, welche den Menschen betäuben, daß er in einen tiefen Schlaf fällt und in dem Schlafe so lebhafte Träume hat, als ob alles wahr wäre. Nun gab es vor alten Zeiten Betrüger, welche solche Kräuter kannten. Wenn diese eine Frau zur Wollust verführen, oder ums Geld bringen wollten, und nicht anders an sie kommen konnten: so schwaßten sie ihr von der Zauberey vor, wie man dadurch reich werden und alles erlangen und zu Stande bringen könne, was man nur wolle. Bekamen die Weiber Lust, so erzählten sie ihnen, wie es dabey herging: daß man sich dem Teufel verschreiben müsse; daß man alsdann umgetauft werde und dabey einen Pathen bekomme; daß hernach jede Hexe einen Geist zum Bräutigam, und jeder Hexenmeister eine Geistin zur Braut bekomme; daß auf Walburgis die ganze Hexenzunft einen prächtigen Schmaus mit Musik und Tanz auf dem Blocksberge halte, und dergleichen albernes Zeug mehr. Auf Verlangen nannten sie auch wohl diese und jene von den Bekannten eines solchen einfältigen Weibes, als wären sie Hexen. Wenn nun der Walburgis-Abend kam: so gaben sie ihr eine von solchen Kräutern, welche machen, daß man lebhaft träumt, verfertigte Salbe, womit sie sich schmieren mußte. Weil man aber gemeiniglich von solchen Dingen träumt, wovon man vorher viel spricht: so kam der Frau die Teufelshistorie im Traume wieder vor. Da dünkte es ihr, sie ritt auf einem Besen oder einer Ofengabel durch die Luft, und tanzte auf dem Blocksberge, wo der Teufel in Bocksgestalt erschien. Erwachte sie nun wieder: so vermeinte sie, es sey alles wahr gewesen, erzählte dieser oder jener Bekanntin, was sie auf der Teufelshochzeit

gesehen haben wollte, wie alles zugegangen sey, und gab ihr auch von der Hexensalbe. Die träumte dann auch solch albernes Zeug, und glaubte es, und so gings fort, daß manchmal die meisten Weiber in einem Dorfe für Hexen gehalten wurden, und daß manche selbst es glaubten. Und dieser falsche Glaube ging darauf von einem Ort zum andern immer weiter. Der Pabst, die Bischöfe und andere Geistlichen, welche davon hörten, meinten endlich auch, es sey wahr, und verboten das Hexen und Zaubern, weil dabey die christliche Religion verläugnet würde, bey Lebensstrafe. Sie reitzten auch die weltliche Obrigkeit an, daß sie die angeblichen Hexen und Hexenmeister lebendig verbrennen ließ. Wenn daher eine solche unglückliche Person in den Verdacht kam, daß sie eine Hexe sey, so marterte man sie auf der Tortur so lange, bis sie sagte: Ja, sie wäre eine. Dann wurde sie wieder gemartert, bis sie ihre Bekannten angab, die mit ihr auf dem Teufels-Schmaus gewesen seyn sollten. Da nannte dann die Gemarterte in der Angst eine Menge Leute, die ihr eben einfielen. Diese wurden auch gefangen genommen und gemartert, bis sie sich schuldig bekannten, um nur von der Marter durch den Tod erlöst zu werden: und dann gings mit ihnen allen auf den Scheiterhaufen. Eine und die andere Frau, welche die Hexensalbe gebraucht hatte, sagte auch wohl ohne Marter aus, was die Richter wissen wollten und bestärkte diese in der Einbildung, daß etwas Wahres daran sey.

Auf solche Art hat man, wegen dieser grundfalschen und lächerlichen Meinung von Teufelsbündnissen und Hexen, vor Zeiten viele tausend unschuldige Menschen gequält und ums Leben gebracht. Und dieses grausame Unglück hat in Deutschland gedauert bis vor 30 Jahren, da in Würzburg die Aebtissin

Renate

Renate als die letzte Hexe verbrannt worden ist. Nun nehmen aber die Gerichte, Gott sey Lob und Dank! gar keine Klage wegen Hexerey mehr an: sondern strafen vielmehr denjenigen, der jemanden derselben beschuldiget, als einen Verläumder. Denn man weiß ganz gewiß, daß es niemals eine wirkliche Hexe gegeben hat, und nun und nimmermehr keine geben wird: ob es gleich allerhand natürliche Mittel gibt, Menschen und Vieh krank zu machen, oder sonst Schaden anzurichten, wie man aus der Beschreibung von giftigen Gewächsen und andern Giften S. 372 bis 402 dieses Buches ersehen kann.

Ein dergleichen eingebildetes Uebel ist auch

der Alp oder Schlenz,

den man sich als einen sehr häßlichen und plumpen Geist vorstellt, der zuweilen des Nachts sich auf schlafende Personen wie ein Mehlsack auflegen und sie drücken soll. Das Wahre an diesem albernen Mährchen ist Folgendes: Wenn junge vollblütige Personen im Schlafe auf dem Rücken liegen, so drängt sich das in den Adern durch den ganzen Körper immer umlaufende Blut mehr nach dem Herzen zu, verursacht starkes Herzklopfen und Angst, und erschwert das Athemhohlen so sehr, als ob eine schwere Last auf der Brust läge. Dieses drückende Gefühl läßt aber bald wieder nach, wenn man sich ruhig auf die rechte Seite legt: es wird aber natürlicher Weise noch schlimmer, wenn die Furcht und Angst vor dem eingebildeten Alp dazu kommt.

Mit solchen Undingen und falschen Meinungen machen sich manche einfältige Menschen auch noch heut zu Tage das Leben schwer; obgleich der Aberglaube nicht mehr so herrschend ist, wie vor Alters: weil die Menschen in der Kenntniß der Natur und ihrer Kräfte

immer weiter kommen, und sich dadurch überzeugen, daß ein weiser Gott die Welt nach weisen und unveränderlichen Gesetzen regieret, welcher nicht gestatten kann, daß in derselben von bösen Geistern solcher Unfug getrieben werde. Es gibt freylich eine Menge Dinge in der Natur und Vorfälle im menschlichen Leben, davon wir das Wie? Warum? Wodurch? und Wozu? nicht wissen, noch ergründen können: aber so weit unsre Erkenntniß reicht, sehen wir, daß alles natürlich zugeht, und schließen daher, daß es mit allem Uebrigen auch so beschaffen sey.

Es wäre nun noch von gar vielen andern Nöthen des Leibes und der Seele zu reden, welche sich die Menschen durch Unwissenheit, Thorheit und böse Neigungen und Laster zuziehen: allein es ist hier kein Raum mehr dazu.

Denn dieses Noth- und Hülfs-Büchlein
Darf nicht zu lang zu lesen seyn;
Damit du zum Probiren
Die Zeit nicht magst verlieren!
Das Lesen ist zwar recht und gut:
Doch besser — wer auch darnach thut!
Drum eilt das Werk behende
Allhier zum frohen

Ende.

150 -